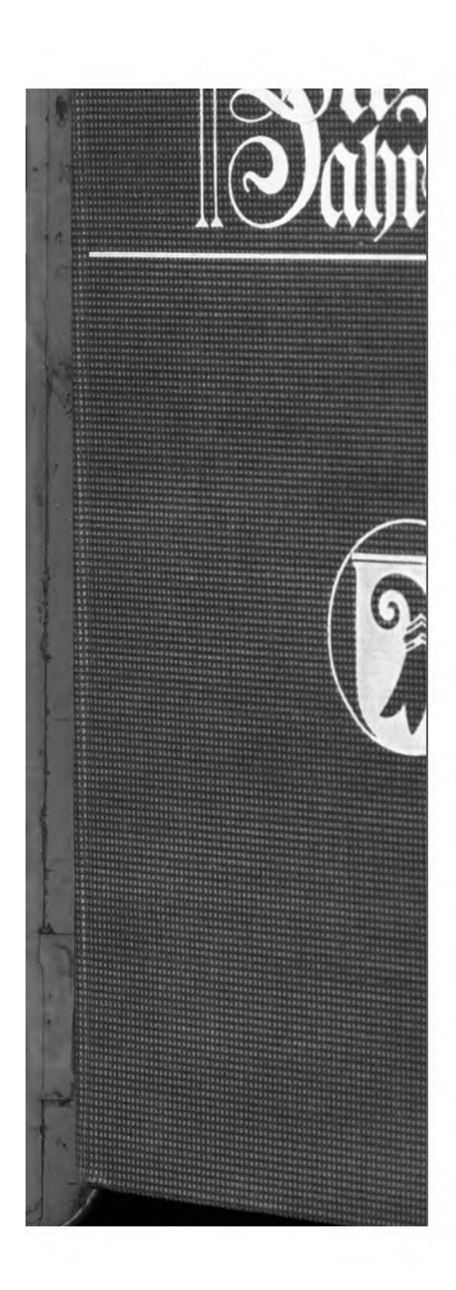
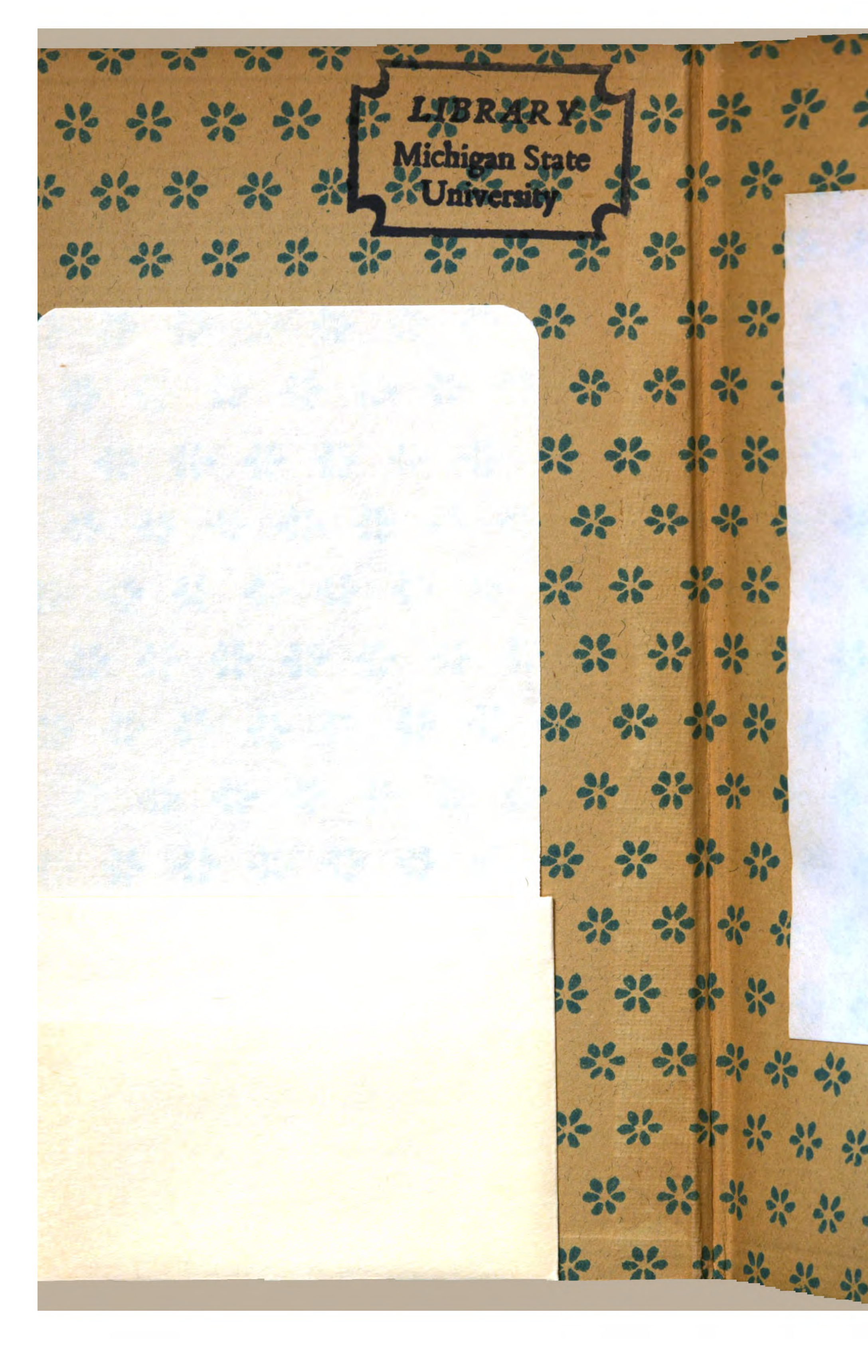

Jahr=
Buch
1916



# Basler Jahrbuch

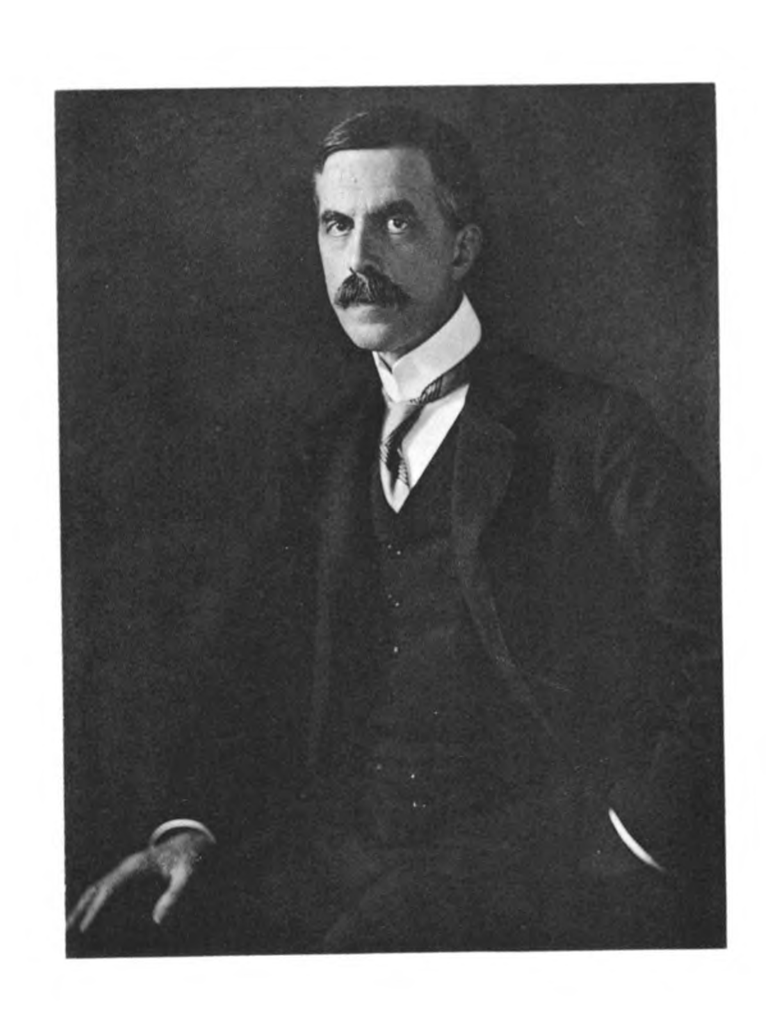



LIBRARY
Michigan State
University



Druck von Friedrich Reinhardt in Basel.

# Inhaltsverzeichnis.



# Carl Christoph Burckhardt.

Von Carl J. Burckhardt.

Carl Christoph Burckhardts Wesen war in seinen Hauptzügen früh schon ausgeprägt. Ihm war ein reger, klarer Geist zuteil geworden; seine Anlage umfaßte des Vaters Treue und Lebenstüchtigkeit, der Mutter Herzensweichheit und die Kraft ihres großen, gefährlich gespannten Gefühls.

Die Eindrücke seiner Jugendzeit führten ihn zu durchaus ernster Einstellung: gewissenhafte, klar begrenzte Anschauungen seiner Umgebung und ein frühes, schweres Schicksal erzogen und bestimmten ihn. Sein Leben, das von der Schwelle des Mannesalters an völlig der Arbeit gehörte, lief in Rastlosigkeit, in Selbstentäußerung bis zum Zusammenbruch: ihm war kein Zurückblicken beschieden, kein ruhiges Beschauen. Die Jahre der Ernte fehlten ihm. Menschlich völlig zugänglich, ohne die Rüstung gegen die tägliche Notwendigkeit finden wir ihn nur in den Knaben- und Jünglingsjahren. Kein spätes Alter durfte die im Innern des verschlossenen Mannes leidenschaftlich tätigen Kräfte offenbaren.

Am 5. Dezember 1862 geboren, verbrachte er seine Kindheit im Hause seines Vaters, des damaligen Ehegerichtspräsidenten und späteren Ratsherrn Carl Burckhardt. Ein sorgloses Aufwachsen unter lauter Liebe schien ihm bestimmt zu sein; jedoch in seinem dritten Jahr schon widerfuhr ihm ein Verlust, der ihm unersetzlich blieb: die zarte Wärterin des erwachenden Gemütes, die Vertraute der Knabenträume, die immer verstehende Mutter wurde ihm durch unheilbare geistige Erkrankung entrissen. Diese Trennung lastete auf Burckhardts ganzer Jugendzeit: der schwankende

Fortgang der Krankheit gab immer neuen Anlaß zu schmerzlicher Spannung. Durch Briefe und kurzes Wiedersehn wurde ihm das Vermissen immer deutlicher. Vor einem schweren Rätsel erwachte er, und wenn er früh die Qual begreifen mußte, ein geliebtes Wesen im Geist gefangen zu wissen, so begriff er auch frühe schon den Tod als Erlöser. Völlig hat sich in seinem Leben der Schmerz über der Mutter Geschick nie erschöpft.

Vor der Schwelle des Bewußtseins aber war ungetrübte Fröhlichkeit. Wir sehen den Knaben und seine beiden Schwestern im väterlichen Haus, dem Rosengarten; alle Anverwandten und Freunde sind doppelt um die Kinder besorgt, und der kleine Junge lebt aufmerksam in einer engen Welt, die sich für ihn täglich schöner entfaltet; vom Schemel im Studierzimmer des Vaters zu dem kleinen Teich mit den Fischen, vom lauten Hühnerhof bis zum kühlen Pflanzenkeller ist alles voll Begebenheit. „Gehend, sitzend, liegend, allüberall singt das Bubeli", schreibt die Großmutter; „er ist liebenswürdig und gewinnt alle Herzen", sagt sie, und sie glaubt vom vierjährigen Enkel: „Er gäbe einen herrlichen Landjunker im besten Sinn; sein klares, wohlwollendes Auge beherrschte das Ganze, und er regierte mit sanftem Stab." Tiere und Blumen erfüllen Wunsch und Vorstellung in jenen Tagen; Blumen werden früh schon mit richtigem Namen benannt; der Vater zeigt ihre Fortschritte, weist ihre Eigentümlichkeiten; bald pflegt der Knabe seine eigenen Hyazinthen; er trennt sich auch später nicht von ihnen, und bis in seine Studienjahre stehen sie in ihren farbigen Gläsern auf seinem Gesims. Was das Herumstreifen im Garten nicht bietet, das läßt sich bei der Großmutter auf dem Schönenberg finden, und wenn man ganz still ist, darf man sogar bisweilen im Studierzimmer des Onkels Steffensen sein und darf auf den Rhein schauen, auf die Flöße, auf das geschäftige Klein-Basel und auf die blauen Schwarzwaldberge. Der Sommer bringt einigemale ein kurzes Wieder-

sehen mit der Mutter, und der Freude ihrer Briefe wird nur langsam ein schmerzliches Empfinden beigemischt; und wirklich, sie schreibt wie nur eine Mutter schreiben kann: „Ein Häslein hab ich auf dem Feld gesehn," erzählt sie, „das hätt ich Dir gern gezeigt; aber da war nur ein fremdes Kind da, das sich für Dich freute." Und den Zauberer beschreibt sie und sagt: „Ich wäre nicht hingegangen; doch weil ich dachte, seine Spässe würden Dir Freude machen, schaut ich ihm gerne zu und merkte auf, um Dir nachher alles zu erzählen." Noch später, in der Schulzeit, kann sie dem Sohn von fern bisweilen berichten und raten. Wie er ins Gymnasium kommt, ermahnt sie ihn: „Lerne nur brav Latein und Griechisch; bei den Alten findet man Arznei fürs Leben." Und dem Zehnjährigen, beim Tod seines liebsten Onkels, schreibt sie ernst: „Wenn Du hinausgehst nach St. Jakob, so zieht's Dir Dein Herz zusammen; still bei den Toten liegt ein treuer älterer Freund, den Du gehabt."

Die ersten acht Schuljahre sind noch eine ausgedehnte Spielzeit. Zuerst bei dem freundlichen Herrn Hotz findet der kleine Carl das Lernen lustig und freut sich auf sein Zeugnis. Im Gymnasium geht es dann nicht ganz so leicht. Wie der Vater einen Winter in Rom zur Erholung weilt, wohnt der Kleine bei seinem Onkel Steffensen; er bringt schlechte Zeugnisse, und die Bemerkung: Einbläser trägt ihm von dem gestrengen alten Herrn eine kräftige Ohrfeige ein. Die Großmutter beurteilt die Schulerlebnisse milder. Sie schreibt: „Carelis kleine Mängel werden durch sein liebreiches Wesen, seine Menschenfreundlichkeit gegen Klein und Groß weit aufgewogen. Er hat ganz recht, wenn er noch lieber con amore seine Aufgaben macht; wenn einmal sein Pflichtgefühl seiner Phantasie und Gescheitheit gleich kommt, dann wird er ein ausgezeichnetes Männlein."

Die Liebe zur Geschichte und den alten Sprachen wird mehr durch des Vaters Erzählungen, als durch die Schule geweckt. An einem schönen Herbsttag, nach einer Kinderlehre

in der Frenkendorfer Kirche, steigen Vater und Sohn Hand in Hand langsam zwischen den weidenden Kühen auf den Schönenberg hinauf; der Vater erzählt einen Gesang aus der Odyssee, und seitdem wird immer wieder um eine griechische Geschichte gebettelt; atemlos wird stets die Verfolgung Hektors um die Mauern Trojas angehört, und jedesmal weint der Knabe über das Ende.

Aus Erzählung und Spiel gewinnt er Anschauung und Kenntnisse, Neigung und Widerwillen; die Phantasie belebt die Erfahrung, und da langsam die Wirklichkeit in Pflichten und Menschen herantritt, findet sie im Knaben schon einen graden, oft heftigen Charakter, der sich mit allem Neuen stark auseinander setzt.

Nach der vierten Gymnasialklasse verbringt Burckhardt 1877 ein Jahr in Lausanne. Er soll sich physisch stärken und aufs Pädagogium tüchtig vorbereiten. Der Aufenthalt zeitigt manche Wendung in seiner Entwicklung. Durch die Korrespondenz erhalten wir einige wichtige Aufschlüsse. Burckhardt wohnt bei Professor Vuillemin und besucht das Gymnase Gaillard. Indem bei seiner ersten längeren Abwesenheit von zu Hause sein Sinn für Verantwortung erwacht, hört er auf ein Kind zu sein. Wenn die Schule bisher eine Gelegenheit war, die verschiedensten Dinge mit Freude aufzunehmen, andere aber nach Geschmack und Laune abzulehnen, so wird hier nun alles zur ernsten Aufgabe. Zum erstenmal ist der nun Fünfzehnjährige ganz auf sich selbst angewiesen: er will die Probe mit festem Willen bestehen; er besinnt sich auf Wert und Unwert seiner Liebhabereien und leistet die Arbeit mit größter Ausdauer, sieht sich als Vertreter seiner Basler Schule, seiner häuslichen Umgebung und Erziehung und will Ehre einlegen. Wenn die früheren Nachrichten, die er aus den Ferien an den Vater schickt, lebendig sind von vergnügten Beobachtungen, Einfällen und gutmütigen Nachlässigkeiten, so zeigen die Lausanner Briefe eine peinliche Form und Schrift; sie

zählen Beschäftigungen und Vorsätze auf, enthalten Grüße an alle Verwandten ohne Ausnahme und berichten wenig Unmittelbares.

Die Aenderung der Umgebung hat aus Burckhardts Anlage rasch und deutlich eine Hauptkraft ausgelöst: die verdoppelte Anstrengung nämlich, wachsenden Schwierigkeiten gegenüber. Schwierigkeiten sind viele da: der ganze Unterricht ist französisch; Burckhardt versteht kaum Herrn Vuillemin bei Tisch, muß aber doch in der Schule mit den andern Schritt halten, muß rechnen und übersetzen in der Sprache, die er noch nicht beherrscht. Dies regt ihn zum erstenmal an, sich durchzusetzen. Er arbeitet täglich nach dem Nachtessen, und bald kann Herr Vuillemin nach Hause melden, Carl Christoph rede nun schon mutig und erfolgreich. Die Schuleindrücke werden in den Briefen anschaulich geschildert. Freude machen vor allem die Stunden des musikalischen Lateinlehrers, Professor Cart; dieser verstehe es so sehr, für Vergil zu begeistern, daß man darauf brenne, die Uebersetzung zustande zu bringen. Geschichte aber bleibe doch immer das schönste Fach: aus der Geschichte lerne man alles begreifen. Mathematik zwinge zum Aufpassen: denke man einen Augenblick nur nach links oder rechts, so sei der Gedankengang schon verloren. Beglückend erwacht die Freude an der Kunst. Der ernste Sinn für menschliche Entwicklung stellt sich ein; das Denken wird erlernt, wird schon zergliedert und dem Willen unterworfen. Ein kurzes Tagebuch zeigt den Uebergang zu einigen Briefen aus den letzten Wochen des Aufenthalts. Fast noch kindlich steht zwischen den Zeilen manches über die Roheit der älteren Pensionskameraden. Einmal steht kurz: „Ich habe Heimweh“, und dann ist eine Stelle da, eine Beschreibung des Sees, der Berge, von solch gesteigerter Innigkeit, von so viel Liebe zu der stillen Gegenwart der Natur bewegt, daß man unwillkürlich erschrickt über die Einsamkeit, die der Knabe schon damals spürte. Das erste heftige Weltempfinden der Uebergangsjahre; jene Ver-

wundbarkeit des Gefühls, und dieses ganze ziellose innere Drängen wird bei ihm angreifend und trüb; er ist körperlich nicht kräftig und beginnt schon damals immer ausgeprägter in allen Fällen innern Aufruhrs entgegen zu wirken: er kann nicht untätig Auslösung und Reife abwarten; er muß Ordnung schaffen; er unterdrückt, verdrängt und leidet im Kampf. Auch äußerlich verändert er sich. Die Schularbeit wird zwar immer mit größter Ausdauer getan, manchmal mit wahrer Arbeitswut; sonst aber schließt er sich immer mehr ab, und nur noch an den Mahlzeiten sieht er die Familie seines Hausvaters; wenn er je Gesellschaft sucht, so ist es gerade einer der lautesten Kameraden, den er wählt; nach Hause klagt er in unbestimmten Andeutungen. Vuillemin aber berichtet Beobachtungen und Vermutungen nach Basel, und Burckhardt erhält von seinem Vater den ersten tadelnden, strengen Brief. Die Antwort enthält Wesentliches. Zum erstenmal sehen wir den Knaben im Rechtsgefühl verletzt; zum erstenmal hören wir ihn klar über innere Vorgänge reden. Er schreibt: „Ich leide darunter, mich niemandem mitteilen zu können; nur halb ernste Gespräche über Wichtiges ertrage ich nicht. Ich habe mehr gelitten als andere Knaben meines Alters; ich denke immer viel an meine Mutter, und vielleicht ist mir alles viel mehr bewußt, als Du glaubst. Deine Vorwürfe, ich ließe mich gehen, habe ich nicht verdient." Darauf antwortet der Vater freundlich und eingehend. Die Aussprache, die am Ende des Lausanner Aufenthaltes erfolgt, zeigt, daß das Verhältnis des Knaben zur Welt bewußter geworden ist: Selbstprüfung hat eingesetzt; Leid und Freude werden immer mehr dem Willen unterstellt.

Die Jahre am Pädagogium, von 1878 bis 1881, über die keine Aufzeichnungen erhalten sind, gehörten nach Burckhardts oft wiederholten Aussagen zu seinen allerglücklichsten. Er gewann in der Mittelschule eine selten gründliche humanistische Bildung. Er hatte die Gewohnheit gänzlich angenommen, bei allen äußern und innern Anfechtungen, beim

Ueberhandnehmen einer Vorliebe, beim Ueberwiegen eines Eindruckes, eines Erlebnisses, sich fest an gegebene Arbeit zu halten. So war ihm die Schule, wie später der Beruf, zu einer selbstverständlich im Vordergrund stehenden täglichen Pflicht geworden. Er durchlief sämtliche Klassen mit Auszeichnung, und da es nicht Ehrgeiz war, was ihn antrieb, sondern wirklich ernster Wille zur Leistung, so errang er schon früh, was gar viele erst nach der Schule nachholen müssen: ein gründliches, allseitiges Wissen fürs Leben. Sprachen, Literatur und Geschichte standen zweifellos im Vordergrund seines Interesses; neben der Schullektüre las er viel Klassiker für sich, oft auch in den langen Abendstunden mit seinem Vater gemeinsam, so die ganze Ilias und die Odyssee, die auch der Vater nach den anstrengenden Berufstagen immer mit neuer Freude hörte. Mathematik machte Burckhardt nach wie vor Vergnügen. „Die schöne Gymnastik des Geistes" pflegte er zu sagen. Die Naturwissenschaften lagen ihm ferner. Eine fast naive Annahme des Dualismus von Leib und Seele ließ ihn in seinen jungen Jahren alles in den Aeußerungen des Geistes suchen: seine Richtung ging nach den Zusammenhängen menschlichen Geschehens; tiefe Religiosität mit beinahe mystischem Hang ließ ihn die Kräfte suchen, die nach der Natur kommen; seine tiefe moralische Anlage verlieh ihm einen klar vorgezeichneten Weg, den er niemals verließ. Das Unsachliche war ihm zuwider, und er vermied Gespräche, wie sie die Jugend zur Befreiung und Festigung sucht, „halbernste Gespräche über Wichtiges"; er war schon als ganz junger Mann viel zu gewissenhaft, um dort zu reden, wo er noch suchte, und er hat immer geschwiegen dort, wo er am meisten bewunderte. Das Bewundernkönnen, die große Scheu vor allem Geweihten, das war es, was seiner Jugend unabweisbar ernste Richtung verlieh. In seinem Verkehr mit Freunden aber war er harmlos fröhlich und wirklich jung, der gute, anregende Gesellschafter, der er in kleinem Kreis zeitlebens blieb.

Schon als er Präsident der Pädagogia war, im Jahr 1880, zeigte sich etwas von seiner Anlage zur Führerschaft: Ordnung und fleißige, tatsächliche Leistungen herrschten in dem Verein unter seinem Einfluß.

Früh schon männlich in sich abgeschlossen, verließ er 1881 die Schule und wandte sich zur Berufswahl. Als Primus omnium dachte er beim Abgang vom Pädagogium über den Don Carlos zu reden, hielt dann aber den Vortrag über Serbische Volkslieder. Es lag ihm nah, seine Studien in den philosophischen Fächern zu machen: alte Philologie zog ihn am meisten an. Stärker aber noch als dieses Interesse war der Zug zu sozialer Betätigung, sein Bestreben, dem Vater nachzueifern. Klassische Philologie hätte ihn in der Richtung seines Formensinnes, seiner gründlichen Fähigkeit zur Forschung befriedigt; doch sein ausgesprochenes Rechtsgefühl, sein ausgeprägter Zug, in der Oeffentlichkeit mitzuwirken, und nicht zum wenigsten seine Anhänglichkeit an den Boden der alten Stadtrepublik bestimmten ihn zum Studium der Jurisprudenz. Es ist wohl kein Zweifel, daß Burckhardt im juristischen Beruf seine stärkste Lebenserfüllung gefunden hat, und daß eine Persönlichkeit, deren vorzüglichste Kraft im Charakter liegt, nicht in die Stille der Forschung, sondern, allem Irrtum und Unrecht entgegen, mitten ins Getriebe menschlicher Auseinandersetzungen hineingehört.

Schon die ersten Semester in Basel in den Jahren 1882 und 1883 brachten gründliche Vertiefung. Starke Eindrücke erhielt er in den Vorlesungen über Deutsches Recht; das Römische Recht kam ihm trocken vor, und der Bericht eines Freundes: in Göttingen erst, bei Ihering, dringe man wirklich in dieses Fach ein, bewahrheitete sich auch bei ihm. Er arbeitete damals nicht so ausschließlich, wie in späteren Semestern. Auf den Militärdienst hin pflegte er auch etwas körperliche Uebungen: er ritt und marschierte regelmäßig. In der Zofingia beteiligte er sich an allen Unternehmungen

lebhaft, nicht mehr allerdings mit demselben frischen Vergnügen, wie in der Pädagogia, indessen immer noch mit Interesse und Eifer. Er schrieb später von Berlin aus dem Vater über die Zofingerzeit: „Die Zofingia bot mir vieles; in ihr fand ich Freunde fürs Leben, viel Vergnügen und viel ernste Anregung; das eigentliche studentische Treiben war mir aber auf der Universität schon unangenehm, so viele Freude es mir in der Pädagogia noch gemacht hatte; außerdem lag mir eine leidige Gewohnheit des Gruppenbildens, des sich übermäßig Bewunderns und Kritisierens sehr wenig; in den gegenseitigen psychologischen Aussprachen fand ich etwas Schwächliches, Schwächendes, dem Verschlossenheit und Alleinsein vorzuziehen sind." Bezeichnend für seine Zofingerzeit sind einige seiner Voten. Als der Antrag gestellt wurde, „einen Kommers mit einer fidelen Schiffahrt zu schließen", wandte er sich gegen diesen Plan, indem er ausführte: „So etwas sei unpassend für die schweizerische Einfachheit, und ein üppiger Aufzug werde von den Philistern scheel angesehen und mache böses Blut." Ein anderes Mal in einer Diskussion über Vivisektion führte er aus: „Das Volk besitzt nicht die Befähigung, über wissenschaftliche Fragen zu urteilen; deshalb sollten auch nicht alle Fälle der Vivisektion ans Tageslicht treten, besonders die nicht, welche nachweislich in irriger Weise durchgeführt wurden." Oder einmal, da der Tod eines Mitzofingers folgendermaßen erwähnt wurde: „Die gefühllose Hand des Schicksals hat den Freund aus unsrer Mitte gerissen", gab Burckhardt seinen Protest ab mit den Worten: „Ich beantrage Streichung jenes Passus über die gefühllose Hand des Schicksals, da er den religiösen Ansichten der Meisten unter uns widerspricht."

Burckhardts Militärdienst, den er im Frühjahr 1883 in Liestal machte, hatte für ihn eine schwere Lungenentzündung zur Folge; er erholte sich sehr langsam; nur wenig Arbeit war ihm gestattet. „Ich schleiche ins Kolleg," schrieb er, „und wenn ich zu Köbi in die Holbeinvorlesung darf, laufe

ich sogar manchmal." Noch sehr schonungsbedürftig fuhr er im Herbst nach Göttingen.

In Göttingen verbrachte Burckhardt die wichtigsten Semester seiner Studienzeit. „Hier ist mir wohl," schrieb er kurz nach seiner Ankunft, „die Stimmung ist milde und zufrieden; ruhig läßt sich in Gedanken das Zukünftige an das Vergangene anknüpfen, und die Arbeitsfreude kommt ganz von selbst." Auch Freunde und gute Geselligkeit fand er leicht. Gleich nach Semesterbeginn schon berichtete er: „Daß ich mich nicht ganz vergraben, sondern mich den Freunden Wilhelm Vischers, dem sogenannten Bärenklub (weil er sich im Bären vereinigt) angeschlossen habe, erscheint mir von Tag zu Tag glücklicher; man kommt unter Leute mit den verschiedensten Anschauungen; denke dir einen Bündner Patrizier, zwei Pastorensöhne, einen Nachkommen Samuel von Pufendorfs und zuletzt einen Hamburger Republikaner, so hast Du ein Gemisch, in dem sich große Gegensätze zeigen. Mir konveniert die Sache mehr als irgend eine Vereinserinnerung, weil sie auf völliger Freiheit des Einzelnen aufgebaut ist." Die fröhlichsten Stunden seiner Studentenzeit verlebte Burckhardt in diesem Kreis: hier kamen sein feiner Humor, sein anregendes, geistreiches Gespräch zur Geltung; gemeinsames Musizieren, Spaziergänge, von Zeit zu Zeit weitere Ausflüge in den Harz, ins Wesertal unterbrachen seine Arbeit zu wohltätiger Muße. Auch sonst fand er anregenden Verkehr; in der Göttinger Heimat der jungen Schweizer, in dem gastlichen Hause Schulz, ging er aus und ein; bei seinen Lehrern Hartmann, Ihering und v. Baar traf er jene Gesellschaft „von lauter gebildeten und fleißigen Leuten, unter denen keine mittelmäßige Konversation aufkommt". Die Universität bot ihm vollauf, was er gesucht. „Iherings Vortrag ist packend", schrieb er in der ersten Semesterwoche, und nach dem ersten Monat charakterisierte er den Lehrer, der den weitaus bedeutendsten Einfluß auf ihn ausgeübt, eingehend: „Iherings Vortrag und

Methode hat einen großen Vorzug, in ungemein packender und sehr geschickt zu eigenem Denken anregender Weise das Römische Recht ganz aktuell vorzuführen, nicht als etwas starr an und für sich Bestehendes nach Maßgabe der überlieferten Sätze, sondern es kritisch hin und her wendend, es nach seiner Zweckmäßigkeit und Verwertbarkeit für sein System prüfend. Es ist nicht eine gewöhnliche Pandektenvorlesung, das heißt eine systematische Darstellung des zu Justinians Zeit geltenden Privatrechts. Nur die das Ganze beherrschenden und gestaltenden Grundsätze werden berücksichtigt, mit Scharfsinn und einer Fülle von geistvollen Aperçus von immer neuen Seiten beleuchtet, mit Beispielen aus dem naheliegenden täglichen Leben erläutert; dabei dringt man in das innerste Wesen des Rechts ein; der Denktätigkeit werden stets neue Gefilde erschlossen, die man in gleichnamigen Vorlesungen nicht ahnt. Alle Gedächtnissachen, den sogenannten speziellen Teil, überläßt er dem Selbststudium. Seine ganze Richtung charakterisiert sich, so viel ich gesehen, als der historischen Schule diametral entgegengesetzt, die auch heute mit einem ungemein heftigen Angriff bedacht wurde, als die, welche die Rechtswissenschaft in die Versumpfung hineingeführt habe, aus der sie erst jetzt wieder emporzusteigen beginne. Diese Ansicht ist nun allerdings für uns, die wir gewohnt sind, mit Respekt und Dankbarkeit zur historischen Schule aufzublicken, schroff und tritt uns herb und unvermittelt entgegen, muß aber die natürliche Konsequenz seines Systems sein, aus dessen Entwicklung bei Schritt und Tritt das stolze Wort hervorbricht: „Stets ging ich meinen eignen Weg, und daß ich's tat, bereu' ich nicht." So muß auch, im Aeußerlichen betrachtet, sein Verhältnis zu den Quellen ein durchaus eigenes sein: sie sind nicht als solche wichtig, sondern nur insofern sie seine Ansichten begründen. Sie werden viel (und leider bei seiner ungewöhnlichen Heftigkeit viel falsch) zitiert, aber eben nur so als Mittel zum Zweck — aber, obschon ich ja nach den wenigen

Stunden zu einem Urteil nicht qualifiziert bin, einen Uebelstand scheint mir das doch zu haben, den schon Bethmann-Hollweg fand, wenn er ihn mit Goethes Hexenmeister und seine Schüler mit dem Zauberlehrling verglich: er dringt nicht genug auf eine wirklich gründliche äußere (im Gegensatz zu einer inneren Behandlung) Kenntnis des Römischen Rechts, die erst seine Behandlung ganz und voll verstehen läßt, und der Schüler, der seinem hohen Flug folgt und unwillkürlich von ihm fortgerissen wird, eignet sich wohl schnell die äußerliche Form an, hat aber nicht denselben innerlichen Gehalt, der jene trägt, und so wird die Sache zur Nachahmung, zur verpfuschten, und, um nicht aus dem Bild zu fallen, fällt er, dessen Flügel nur aus Wachs sind, eben ins Wasser der Phrasenmacherei, sobald er zu nahe zur Sonne kommt: „Ikarus! Ikarus! Jammers genug!" Ich wappne mich mit bestem Wissen gegen einen zu großen Einfluß; aber bei dieser mächtigen Gewalt der Rede und des Gehalts ist es schwer. Denn ich bedenke, daß ich nun, wie Hartmann sagte, in der Zeit bin, wo es fertig sein soll „jurare in verba magistri", und eigenes Prüfen und Erkennen an die Stelle treten muß. Ich bin nun froh, daß ich das Römische Recht noch anders gehört habe, und arbeite auch jetzt noch neben der neuen nach der alten Weise und bedaure die, welche, durch Ihering allein ins Römische Recht eingeführt, nicht merken, daß, um ihn zu verstehen, mehr dazu gehört, als zu denken: „Und nun sollen seine Geister auch nach meinem Willen leben."

Auch über den Strafrechtslehrer v. Baar und über den Romanisten Hartmann berichtet er dem Vater. Baar, sagt er, habe hohe inhaltliche Qualitäten; seine Form und sein Vortrag aber seien sehr mangelhaft. Hartmann doziere die Zuhörer einseitig an und zwinge nicht wie Ihering mit Fragen und Disputieren zum eigenen Mitdenken. Er gerate in Digressionen und stehe leicht am Ende des Kollegs vor etwas Disparatem.

Diese objektive Stellungnahme zu den Hauptlehrern mag zugleich den kritischen Ernst erweisen, mit dem der Student sich bestrebte, festen Grund zu eigener produktiver Tätigkeit zu finden. Schon damals, im ersten Göttingersemester, lockte ihn die Ausführung einer Preisaufgabe; er repetierte heftig, und, im Arbeiten fortschreitend, glaubte er „endlich die wirklich abkürzende, zu klarer Wissenschaftlichkeit unbedingt nötige Arbeitsmethode" gefunden zu haben. Es drängte ihn zu jenem wissenschaftlichen Sinn, von dem ihm sein Onkel Steffensen geschrieben: „In unserm Zeitalter ist **der** glücklich zu preisen, in dem wirklich wissenschaftlicher Sinn erwacht. Je verworrener die menschlichen Lebensumstände werden, desto kostbarer ist die Friedensstätte ernster Forschung, und wenn diese auf das tiefere Verständnis jener Verworrenheit selbst gerichtet ist, ist dies ja zugleich die Vorbereitung für eine rüstige und besonnene Teilnahme am Kampf." Rüstige und besonnene Teilnahme am Kampf, das war es wohl, worauf Burckhardt hinarbeitete, und seine Arbeit steigerte sich immer mehr: die Frühjahrsferien 1884 wurden zur Arbeit verwandt, und im Sommer wurde die Lösung einer Preisaufgabe aus dem Römischen Recht begonnen. Nur Pfingsten brachte eine kleine Unterbrechung: ein Ausflug, den er damals nach Kassel machte, blieb ihm stets in Erinnerung. Fast zwanzig Jahre später schrieb er darüber: „Ich habe von meiner kurzen auswärtigen Studienzeit die schönste Erinnerung an Pfingsten. Wilhelmshöhe bei Kassel mit springenden Kaskaden und zehntausend fröhlichen Menschen; der Tag war strahlend, blanke Sonne und freundliche Wärme. Ich habe nun eigentlich immer den Eindruck, als Student zu wenig mitgemacht und zu bieder gestrebt zu haben; ich hatte damals mehr das Zeug, das Leben zu genießen, als jetzt, und habe es, weiß Gott, zu wenig getan."

Damals hätte Burckhardt gern ein drittes Göttingersemester zugesetzt; es war ihm wohl geworden in dem Freundeskreis, „in der kleinen, ruhigen Gartenstadt, in der

nur berühmte Leute wohnen". Die Persönlichkeit Iherings hatte eine unverminderte Anziehungskraft für ihn; der Wunsch des Vaters indessen: er solle entweder zur weiteren Ausbildung nach Berlin oder aber wieder nach Hause, war für ihn bestimmend, und so kehrte er zurück, schloß die Preisarbeit in Basel ab und doktorierte daselbst im Anschluß daran summa cum laude im April 1885.

Ueber die Preisarbeit, die das Thema hatte: „Sinn und Umfang der Gleichstellung von dolus und lata culpa im Römischen Recht", urteilte die Göttinger juristische Fakultät folgendermaßen: „Die der Fakultät eingelieferte Preisarbeit mit dem Motto: „Alles Gescheidte ist schon gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken", gibt allerdings zu einigen Ausstellungen Anlaß. Zunächst hat der Verfasser es unterlassen, seiner Arbeit die vorschriftsmäßige Uebersicht über die Anordnung beizufügen. Sodann ist auch die Darstellung nicht durchweg befriedigend: sie läßt es mitunter an der nötigen Kürze und Klarheit fehlen, und in beiden Beziehungen bedarf dieselbe vor der Drucklegung einer Ueberarbeitung. Das Gewicht dieser formellen Mängel wird aber reichlich aufgewogen durch die sachlichen Vorzüge der Schrift: eine sorgsam entworfene und streng durchgeführte Disposition, vollständige Sammlung und unbefangene, durch keine vorgefaßte Meinung beeinflußte Verwendung des Quellenmaterials, genaue Kenntnis und Berücksichtigung der Literatur, kritisches Urteil in bezug auf die Ansicht anderer und geschickte Begründung der eigenen, Vereinigung des historischen Sinnes, eines offenen Auges für die aus diesem Gebiet sich vollziehende allmähliche Entwicklung, mit der Fertigkeit des abstrakt juristischen Denkens, der sicheren Handhabung und Beherrschung aller einschlagenden Rechtsbegriffe. Die Fakultät konnte daher nicht zweifelhaft sein, der Arbeit den Preis zuzuerkennen, da diese eine ebenso sehr durch Fleiß, Gründlichkeit, Gediegenheit, wie durch eine nicht gewöhnliche juristische und histo-

rische Begabung ihres Verfassers hervorragende, wissenschaftlich wertvolle und der Oeffentlichkeit würdige Leistung enthält."

Durchaus nicht völlig unter Iherings Einfluß stehend, folgte Burckhardt in seiner Untersuchung der historischen Methode rechtsgeschichtlicher Forschung. Die im Druck erschienene Abhandlung widmete er seinem Vater. Von den verschiedensten Rechtsgelehrten jener Zeit erhielt er Briefe warmer Anerkennung, so von Windscheid und Dernburg.

Gleich nach Studienabschluß, im Herbst 1885, fuhr Burckhardt zur weiteren Ausbildung nach Berlin. Er besuchte dort die Universität und hörte bei Wagner, bei dem er Wärme vermißte, und dessen scharf dialektische Art ihn an Anatomie erinnerte; dann bei Limann gerichtliche Medizin; bei Goldschmidt machte er ein handelsrechtliches Praktikum mit und übernahm eine größere rechtshistorische Arbeit über die handelsrechtlichen Bestimmungen des Codex Theodosianus. Bei Brunner las er im Seminar die lex Ripuaria, was ihm sehr lieb war; er beabsichtigte über das Thema zu arbeiten, das ihm vor einem Jahr Andreas Heusler als Examenarbeit gegeben hatte, und er freute sich, tiefer und gründlicher in den Stoff einzudringen. Brunner sei ein stupend gelehrter und sehr humaner Mann, urteilte er.

Im Beginn seines Aufenthaltes schon kam Burckhardt in Beziehungen zu den in Berlin anwesenden Schweizern; er wurde in den ersten Tagen zum Präsidenten der Schweizerkneipe gewählt. Als solcher lernte er den Gesandten Dr. Roth kennen.

Sein Berliner Leben fand er „phäakenhaft". „Der ganze Morgen gehört mir, mittags esse ich mit meinen Freunden, nachher arbeite ich etwas an der Bibliothek; um fünf geh ich ins Kolleg; abends sitz ich wieder mit meinen Freunden zusammen, nach dem Essen beim Schachspiel, bei Musik oder Lektüre."

Das Phäakenleben aber wurde bald durch einen zu-

fälligen Anlaß unterbrochen. Ein junger Schweizer sagte irrtümlicherweise zu Minister Roth, Burckhardt wolle sich der diplomatischen Laufbahn widmen. Daraufhin ließ Roth Burckhardt den Vorschlag zukommen, einen vakanten Posten als Attaché an der Gesandtschaft in Berlin zu übernehmen.

„Es ist ein Schritt ins Ungewisse; ich breche mit vielen Plänen", schrieb Burckhardt darüber nach Hause; „soll ich annehmen?" Und auf die Antwort des Vaters: „Konsultiere Deinen Arzt", meldet er: „Ich habe angenommen; wie Roth mir versichert, sind die gesellschaftlichen Ansprüche bei der anzutretenden Stellung nicht übermäßig; gesundheitlich wird es mir also kaum schaden."

Im Dezember 1885 trat er als zweiter Sekretär bei der Gesandtschaft ein. Aus der Berliner Zeit ist ein Notizbuch vorhanden, das stellenweise fast einem Tagebuch gleichkommt; die Eindrücke des Winters zeichnet er zusammenfassend: „Die Ereignisse stürmten nach den ruhigen Studienjahren stark auf mich ein. Von Januar bis Ende Mai brachte ich meine Zeit bald in starker Arbeit, bald in Nichtstun zu; in der unbeschäftigten Zeit waren trotz der launigen Unterhaltung meines Kollegen die offiziellen Stunden von elf bis zwölf lang. Heftige Erkältung erinnerte mich, daß ich mich während des außergewöhnlich harten Winters gerade mit dem abendlichen Ausgehen sehr in Acht zu nehmen habe. Ich bin zur Ansicht gekommen, daß der beste Verkehr in Gelehrtenkreisen zu finden ist, nicht in der Gesellschaft; diese hat hier viel fürs Auge, auch für den Verstand, aber wenig für Herz und Gemüt."

Beim Botaniker Pringsheim traf Burckhardt die ganzen naturwissenschaftlichen Kreise, bei Jaffés das musikalische Berlin und beim Hofprediger Stöcker die politischen Größen. Die Empfänge bei den verschiedenen Botschaftern beschreibt er oft humoristisch, so denjenigen beim Türken, „dessen Buffet von den hungrigen Offizieren gestürmt wird." Im ganzen aber berichtet er knapp über seine Beobachtungen

bei gesellschaftlichen Anlässen: das farbige Auf und Ab berührt ihn wenig; er genießt die Vielfältigkeit der kleinen Zusammenhänge und Ereignisse nicht, und für das kühle Beschauen der Oberfläche ist er zu ernst und zu durchdringend. Den hervorragenden Leuten aber, die damals Geschichte machten, kann der junge Mann nicht nahe kommen; nur von fern beschreibt er z. B. den großen Eindruck, den ihm Bismarck macht: „Im Reichstag hörte ich den Fürsten sprechen," erzählt er in einem Brief vom 27. März 1886, „er ist furchtbar nervös, oft lange mit dem Ausdruck ringend, aber dann auch jedes Wort ein Schlag auf des Nagels Kopf; ein mutigeres Verharren auf dem Plan nach verlorener Schlacht mag es schwerlich geben. Er hat mir sehr großen Eindruck gemacht. Lies einmal die Rede; sie ist wie so viele nicht zur Sache, sondern ergreift weit über diese hinaus die größten Gesichtspunkte." Es handelte sich um das Branntweinmonopol. Ein anderes Mal: „Der Reichskanzler jagt einen Prozeß durch alle Instanzen. Er hat nicht die geringste Hoffnung auf Erfolg; aber er ist fest von seinem Recht überzeugt und führt den Kampf um dasselbe, ohne Hinblick auf materielle Genugtuung, als ethischen Imperativ." Auch Moltke hörte er: „Nie herrscht im Hause solche Stille, als wenn er spricht. Er spricht leise, scharf und klar, stets zur Sache."

Die heftige Erkältung, die Burckhardt in seinen Aufzeichnungen erwähnt, zwang ihn zu einem längeren Erholungsurlaub. In der Schweiz nahm er die römischrechtlichen Arbeiten wieder auf, die er durch den Eintritt in die Gesandtschaft hatte ruhen lassen. Am Ende des Urlaubs durfte er im Hause seines Chefs in Teufen schöne Ferien verleben; dort war es, daß er seine spätere Frau kennen lernte. Gemeinsam mit Minister Roth reiste er nach Zürich und Bern zu Besprechungen über den Handelsvertrag.

Die Rückkehr ins Amt brachte nur noch eine kurze Tätigkeit: nach einigen arbeitsreichen Wochen stellten sich

wieder gesundheitliche Störungen ein, die ein vollständiges Aufgeben der Stellung und eine längere Erholung im Süden dringend geboten. Im November 1886 verließ Burckhardt Berlin.

Was ihm den Posten an der Gesandtschaft besonders wert gemacht hatte, das war die Persönlichkeit Roths, „dieses Chefs par excellence, der mir immer und in allem mit der gütigsten Rücksicht entgegenkam, und dem ich überaus viel verdanke." Später urteilte Burckhardt folgendermaßen über den Abbruch der Berliner Tätigkeit: „Ich habe", schrieb er, „als junger Mann zweimal (der späteren Intermezzi nicht zu gedenken) harte Zeiten durchgemacht, einmal in einer Erkrankung im Militärdienst, die mich sehr zurückbrachte, und das zweitemal, als sich nach meinem Berliner Aufenthalt wieder Spuren derselben zeigten. Dieser zweite Unterbruch war noch fataler als der erste; denn ich war im Begriff, schön vorwärts zu kommen. Es war mir damals schrecklich, in die Stille gehen zu müssen, nicht zu wissen, was gesundheitlich aus mir werde, und eine ungewisse Zukunft vor mir zu sehen. Und dann hat sich alles gut gefügt. Ich habe nach geraumer Zeit die Arbeit an einem neuen Punkt aufnehmen können und habe dann in verschiedenen Stellungen große Befriedigung gefunden, gewiß größere, als dies beim Verbleiben in der Diplomatie der Fall gewesen wäre."

Am 20. Oktober 1888 schrieb Burckhardt in sein Notizbuch: „Eine schwere Zeit, diese zwei Jahre. Von Berlin Abreise geboten, nach Cannes, wo herrlicher Winter zugebracht, Frühjahr neugekräftigt, Heimreise durch Italien, Sommer in Mürren, Winter scharfe Arbeit ohne Klarheit über Zweck, und so sich steigerndes Unbehagen, vorab bei Resultatlosigkeit des Schaffens. Voluntariat auf der Polizei — Ende vom Lied Abspannung und schwere, trübe Tage."

Am Rütlikommers der Zofingia hatte Burckhardt im

November 1884 eine Rede gehalten, aus der seine politische Einstellung deutlich zu erkennen ist, aus der wir auch herauslesen können, was ihm alles beim Beginn seiner Laufbahn schwer und bemühend entgegentrat. Es soll versucht werden, einige Sätze herauszugreifen, die besonders bezeichnend erscheinen.

„Gedenktage", hatte er gesagt, „sollen uns mahnen, den Blick auf Gegenwart und Zukunft zu lenken, zu prüfen, wie unsere Zeit, vor allem wie jeder Einzelne von uns selbst seine Aufgabe erfüllt." Und weiter: „Die Kraft eines Volkes kann nur beruhen auf einer möglichst hohen Entwicklung der individuellen Kräfte, die fruchtbringend wirken in ihrer vielgestaltigen Divergenz, da sie trotz derselben doch schließlich auf ein und dasselbe Ziel, das Beste des Vaterlandes hinstreben." Dann fragt er: „Ist unsere Freiheit nicht nur eine Summe von Rechten, sondern auch von Pflichten? Arbeiten wir alle selbstlos und vorurteilslos zum Wohl des Ganzen? Von einer Zeit, welche Parteikampf und Parteiherrschaft in solchem Maße kennt, einen Kampf oft weniger um das Recht, als um die Macht, eine Herrschaft, der oft nur die eigene Freiheit gilt, — von einer Zeit, in welcher die urteilslose Antipathie, vorgefaßte Sympathie und nur zu oft jedes Verzichten auf Selbständigkeit an Stelle der freien, sachlichen Prüfung tritt, kann dies nicht erwartet werden. Diese Mißstände haben dazu geführt, daß viele sich von der Oeffentlichkeit abwandten. Vom rein menschlichen Standpunkt war es zu begreifen; vom Standpunkt der Pflicht aus ist es nicht zu entschuldigen. — Wir müssen vor allem uns selbst erziehen in einer Schule, die hart und oft kleinlich erscheinen mag, die aber allein richtig ist, weil sie durch die Pflicht, durch Beschränkung eigenen Begehrens im Hinblick auf höhere Interessen zur sittlichen und damit zur wahren Freiheit führt. . . . In der Familie, im Kreis unserer Freunde sollen wir schaffen, einer am andern. Keine spartanische Staatserziehung soll

das ersetzen: so bauen wir in unscheinbarer, aber fester Arbeit unsere Verhältnisse von innen heraus, und diese stille, unbemerkte Tätigkeit auf das hin, was wir sollen, ist fruchtbarer als ein Prahlen mit dem, was wir machen dürfen und können, als eine Verherrlichung dessen, was wir wollen. Und der Geist, in welchem wir dies geführt, soll uns auch im öffentlichen Leben leiten. Groß finden wir in demselben vor allem Pflichten, nicht nur Rechte: eine Pflicht in der Ausübung der politischen Befugnisse; denn wenn der Volkswille alles bestimmen soll, muß er auch ganz zum Ausdruck kommen — eine Pflicht, mit sittlichem Ernst und vorurteilslosem Blick an die Fragen, die uns gestellt sind, heranzutreten, die Meinungen zu prüfen, was wir aber einmal als Wahrheit anerkannt haben, mit voller Energie zu verfechten; lieber als jene falsche Toleranz, die aus Furcht, es nicht allen recht zu machen, schwankt und flattert; den Kampf aber loyal, ehrlich, gegen Ansichten, nicht gegen Persönlichkeiten, stets im Hinblick auf das Ganze, nicht festgekettet an eine Partei, sondern im Dienste einer Macht, die uns das stolze Bewußtsein läßt, „nemini me mancipari", im Dienst der Wahrheit. Und wenn wir gezwungen sind, für sie die Waffen zu ergreifen, keine Halbheit; denn es ist etwas im Spiel, das andere Rücksichten nicht darf aufkommen lassen, sondern ein Einsetzen aller Kräfte verlangt, ein Ausharren ohne Kleinmut, wenn der Erfolg nicht unser ist. Wo es aber nicht sein muß, betonen wir die Gegensätze nicht. Die Betonung der Pflicht wird auch zu unserer Vereinigung eher führen, als die des Rechts. Und sie wird uns, ich hoffe es zuversichtlich, mehr und mehr möglich sein, wenn wir unsere Aufgabe so auffassen. Der Kampf um Prinzipien wird fortbestehen so lange wir politisches Leben haben, und muß es, damit dieser nicht erlahme; aber er wird kein blinder bleiben und wird vor allem, im richtigen Sinne geführt, nicht zu den Konsequenzen treiben, die wir jetzt sehen."

Dieses einfache Bekenntnis zeigt die hohe idealistische

Voraussetzung, mit der Burckhardt an seinen Beruf herantrat; es steht darin viel, ja das Wesentlichste über die spätere Erfüllung desselben. Bei der unausweichlichen Uebereinstimmung von Burckhardts Worten und seinem Erleben liegt in jenen Sätzen viel freiwillig übernommene Enttäuschung und mühseliger Kampf — Kampf gegen die eigene, oft überanstrengte Natur, um ihr stets die Leistung abzuringen, die so hohen Ansprüchen genügt, Enttäuschung im täglichen Leben unter Menschen.

Wenn wir uns die Anschauungen des Sechsundzwanzigjährigen zu vergegenwärtigen suchen, so scheint uns folgendes festzustehen: Burckhardt trat ans Dasein nicht unabhängig heran; die Religion war sein Halt; Erwägungen aus der Metaphysik beeinflußten ihn; er unternahm es nicht, die Existenz aus dem eigenen Erleben völlig auszulegen. Viel mehr als die immer wiederkehrenden unendlich vielfältigen Formen des Einzeldaseins war seine Aufmerksamkeit nach der gesamten Menschheit Fortschritt, nach Einrichtung und Staat gerichtet. Ihm waren die Erklärungen des Lebens und seines Sinnes in den bestimmenden Jahren der Entwicklung zu endgültig und klar im Glauben festgelegt, als daß ihm irgend ein Suchen wertvoll und notwendig werden konnte, das nicht auf die Ausbreitung und das Befolgen der großen ethisch-sozialen Grundsätze sich bezog. Wenn er zwar allen an ihn herantretenden Lebensäußerungen ein klares und ergründendes Denken entgegensetzte, so war es ihm doch nur darum zu tun, alles im Zusammenhang mit dem Begriff der menschlichen Gesellschaft und des Staates zu sehen; die Persönlichkeit selbst faßte er auf als eine begnadete Erscheinung, als ein Werkzeug, berufen, irgendwie der Allgemeinheit zu dienen; unbändige Naturen, die, durch eigenes Feuer belebt, sich aus dem Zusammenhang der Zeit herausrissen, um sich weit weg ins Unberechenbare zu projizieren, erschienen ihm kalt, steril; so schrieb er noch in seinen späteren Jahren über Friedrich

Nietzsche: „Nietzsche kommt mir kalt und zeitlos vor. Er gehört in gar keine Epoche hinein. Dieser Slave markiert mir gar nichts, als einen pathologischen Rausch des Egoismus. Er ist kein Philosoph, höchstens ein Musiker. Daß reifere Leute noch ihr Ideal in Nietzsche finden, daneben aber wieder Sozialdemokraten sein können, ist unbegreiflich; das widerspricht sich schnurstracks, wie Feuer und Wasser. Im Licht der Geschichte betrachtet, ist er ein Meteor, glänzend, ephemer leuchtend — dann Staub, toter Stein." Das Suchen nach Wahrheit war für Burckhardt wohl die vorzüglichste Quelle des Nachdenkens; Wahrheit aber war ihm ein völlig klarer, innerhalb des Rationellen gelegener Begriff, und Wahrheit als Ziel bedeutete ihm den vorzüglichsten Antrieb zur Vervollkommnung. Vor dem Irrationalen scheute er zurück, ebenso vor dem intuitiven Versinken in den Grund der Dinge; im Dienste klarer Gesetze stellte er sein Denken sämtlichen Forderungen einer deutlich erkannten Lebenspflicht anheim. Nach innen und außen war seine Losung: Kampf, Kampf um die Reinheit der Verhältnisse. Aus seinem Altruismus wuchsen die Bedingungen des Rechts und der Leistung, die er an die Welt stellte, wuchsen auch die Enttäuschungen, die schweren Erfahrungen, aus denen er sich bei der Festigkeit seiner Begriffe nie leicht erheben konnte.

Was ihn in der trüben Zeit nach Berlin vor allem bedrückte, was das „sich steigernde Unbehagen" verursachte, war die Ungewißheit über den einzuschlagenden Weg. Einerseits spürte Burckhardt die Verpflichtung, ja den Drang zum öffentlichen Mitwirken; daneben aber fürchtete er, den damit verbundenen Widerwärtigkeiten physisch nicht gewachsen zu sein. Was die Aussicht auf Erfolg im akademischen Beruf betrifft, so hatte er trotz großer wissenschaftlicher Befähigung das Bedenken, gleichförmige Tätigkeit könnte mit der Zeit seine Leistungsfähigkeit lähmen. Er litt unter all dem; auch war viel Jugend in ihm und lehnte sich auf gegen

so strenge Zucht. Die gesundheitlichen Störungen erschwerten alles: Dunkles tauchte auf; die ersten Befürchtungen fanden sich ein, die später dann sich mehrten und in dem reifen Manne übermächtig wurden. Diesmal trat zum Glück eine heilsame äußere Veränderung an ihn heran: eine Reise nach England, mit einem Freund zusammen, im Frühjahr 1888, riß ihn aus allem heraus; wir lesen darüber folgende Notizen: „Gott sei dank! Alles wurde wiederum gut; rasch entschlossen mit Wilhelm Vischer nach England gereist, wo beim lieben Pfarrer Price in Normanton bei Derby drei Monate zugebracht, dann Schottland. Nach reiflichem Entschluß Habilitation in Basel; zuletzt sechs Wochen in London allein, bei angestrengter Arbeit für Habilitationsvorlesung über Geschichte des Römischen Mietrechts." „Die englischen Juristen und ihr gescheites, praktisches Recht imponieren mir überaus; bei ihnen hab ich viel gelernt", heißt es in einem Brief.

Die Habilitationsvorlesung wurde im Oktober 1889 gehalten. Somit war die akademische Laufbahn beschritten. Daß diese Burckhardt nicht völlig genügte, beweist eine nebenhergehende Vertretung auf dem Waisenamt, dann die Annahme einer Wahl zum Suppleanten und zwei Monate später zum Präsidenten des Zivilgerichts. Als solcher stand er der Abteilung für Ehesachen vor. 1891 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt.

Ins Jahr 1890 fällt Burckhardts Verheiratung mit Helene Schazmann. Nach der Jugend, in der die Mutter gefehlt hatte, nach den arbeitsreichen Lehrjahren, nach den Zeiten schwerer innerer Kämpfe war die Begründung der eigenen Familie eine tiefe Erfüllung, eine Quelle von Freude und neuem Leben. Es kann hier nur angedeutet werden, wie sehr von diesem Zeitpunkt an alle Jahre hindurch sonnige, ursprüngliche Frische und unermüdliche Sorge den wirkenden Mann umgaben, mit jener aufrichtenden und beglückenden Gefühlsnähe, die nur das Frauenherz vermag.

Neben der doppelten Tätigkeit an Gericht und Universität ruhte Burckhardts schriftstellerische Produktion nicht völlig. In der Zeitschrift für schweizerisches Recht erschien ein Aufsatz über „Versicherung in Haftpflichtsfällen". Durch eine „B" gezeichnete Broschüre nahm Burckhardt teil an den Großratsdebatten zur Gerichtsorganisation. Er selbst nannte die Broschüre unsachlich. Neben Anerkennung hatte sie auch eine ziemlich heftige, absprechende Zeitungspolemik zur Folge. Ein im positiven Gemeindeverein zu St. Leonhard gehaltener Vortrag über: „Eid, Staat und christliches Gewissen", der im Kirchenblatt erschien, enthält neben eingehender historischer Betrachtung starken Ausdruck persönlicher Ansichten. Im ganzen war Burckhardt ein Gegner des Eides; „daß wir ein festes, bedingungsloses und uneingeschränktes Wort haben: „Ich aber sage euch, ihr sollt überhaupt nicht schwören", darüber werden wir Mühe haben hinwegzukommen", heißt es in dem Vortrag, und weiter steht: „Vergessen wir das eine nicht: das unwahre, einfache ja und nein ist vor Gott nicht minder Sünde, als das falsch beschworene."

Bald mehrten sich auch kleinere öffentliche und gemeinnützige Aemter in rascher Folge: Burckhardt wurde unter anderm zum Mitglied der Notariatsprüfungskommission, sowie zum Präsidenten der Gemeinnützigen Gesellschaft ernannt; außerdem trat er der Abstinenzbewegung bei. Im Jahre 1895 fand unter seiner Leitung in Basel der fünfte internationale Kongreß gegen Mißbrauch der geistigen Getränke statt; der Kongreßbericht wurde von ihm verfaßt. Im Herbst desselben Jahres gab er seine Demission als außerordentlicher Professor; er glaubte die Zeit nicht mehr erübrigen zu können, die er gebrauchte, um sich wissenschaftlich auf der Höhe zu halten. Damals verfaßte er ein längeres Gutachten zum neuen Zivilgesetzbuch aus dem Gebiete des Eherechts.

Nun folgten zwei Jahre ausschließlicher Tätigkeit am Gericht. Im Jahre 1898 dann erhielt Burckhardt einen Ruf

zum ordentlichen Professor des römischen Rechts, als Nachfolger von Thurs: in der Aussicht auf ungestörte produktive Leistung entschloß er sich zur Annahme. Vor dem Weggang vom Gericht aber arbeitete er alle Geschäfte noch auf; dabei überanstrengte er sich so sehr, daß er noch bei Vorbereitung des ersten Kollegs von einer völligen Uebermüdung ergriffen wurde. Er verbrachte darauf ein Vierteljahr am Bodensee und in München, um auszuruhen.

Die acht Jahre am Gericht hatten Burckhardt völlig im Berufsleben aufgehen lassen: die Zeit, die er damals für seine Familie erübrigte, war sehr knapp bemessen; für Austausch im Freundeskreise, für irgendwelche Ablenkung, für Liebhabereien oder private Studien blieb ihm keine Muße. Mehrmals äußerte er die Befürchtung, einseitig zu werden. Die Gefahr war aber kaum vorhanden; denn er verstand es, die kleinsten Beobachtungen aufzugreifen und aus der Summe der Eindrücke und Erfahrungen weitere Gesichtspunkte zu bilden. Im Flug ergriff er das Wesentliche, und so konnten ihm selbst in den gedrängten Zeiten rasche Einblicke in ein Buch oder einige Unterhaltungsbrocken zu wichtigen Kenntnissen verhelfen. Im Verkehr mit den Leuten, die sein Beruf ihm nahe brachte, verschaffte er sich Verständnis für die allerverschiedensten Lebensgebiete. Das Wissen um alle möglichen Bedürfnisse, Einflüsse und Menschlichkeiten ließ ihn zum einsichtigen Beurteiler und guten Ratgeber werden.

Mehr als in irgend einer andern Tätigkeit hatte Burckhardt als Zivilrichter unter Ermüdungen und schmerzlichen Hemmungen aller Art zu leiden. In den ersten Jahren brachte der doppelte Beruf schwere Arbeitslast, und das bei allen weittragenden Entscheiden quälerisch einsetzende Verantwortungsgefühl zehrte an seinen geringen körperlichen Kräften. Das viele Elend bedrückte ihn; den ihm täglich vor Augen tretenden Jammer empfand er als harte Schule. Als solche hielt er sein damaliges Wirken hoch. „Wenn

ich nur Professor wäre," schrieb er, „hätte ich keine Ahnung von dem Jammer der Welt; ich würde die Verantwortung vergessen den großen Zielen gegenüber. Darum, ob ich kurz oder lang Richter bleibe, wird es mir eine gute Schule sein, nicht nur für mein Wissen, sondern für das innere Werden."

Ein berufener Beurteiler hat von Burckhardts Richterzeit geschrieben[1]): „Burckhardt brachte sämtliche Eigenschaften mit, um das schwere und verantwortungsvolle Richteramt in vorbildlicher Weise zu versehen. Die Fähigkeit, komplizierte Vorgänge rasch zu erfassen und in Gedanken zu ordnen, ließ ihn, was dem Anfänger meist am schwersten fällt, mit spielender Leichtigkeit erledigen: die anstrengende Arbeit eines Einzelrichters im sog. Präsidentenverhör, wo es an einem einzigen Nachmittag zahlreiche Rechtsfälle, oft nicht leichter Art, in rascher Folge zu bewältigen gibt." Ueber die Teilnahme und Hilfe, die er denjenigen entgegenbrachte, die vor Gericht kamen, urteilt ebenderselbe: „Allseitigkeit der Bildung, Weite des Gesichtskreises, insbesondere aber warme Teilnahme für diejenigen, die ihr trauriges Los vor die Schranken des Gerichts führte, befähigten ihn in hervorragendem Maße zur Tätigkeit eines Vorsitzenden der Abteilung für Ehesachen. Manche Ehegatten sind ihm dankbar geblieben für den Takt und die zarte Rücksicht, die er ihnen entgegengebracht hat. Unablässig war sein Bemühen darauf gerichtet, frei von jedem formellen Schematismus die Lage der Parteien nach Kräften zu erleichtern und die dem Einzelfalle angepaßten zweckdienlichen Maßnahmen zu treffen. Eine besonders segensreiche Einrichtung, die sich auf seine Anregung hin in der baselstädtischen Praxis eingebürgert, hat auch in das einheitliche Recht Eingang gefunden: die dem Richter eröffnete Möglichkeit, auch wo es nicht zur Scheidung kommt, die eheliche Gemeinschaft vorübergehend aufzuheben (Z G B 170)." Der Schlußsatz

[1]) Carl Wieland, Zeitschrift für Schweizerisches Recht, Bd XXXIV.

des Vortrags über den Eid zeigt die ernste Bescheidenheit, mit der Burckhardt von seinem Beruf dachte; es heißt dort: „Im dunkeln Wald, in dem keine breite, bequeme Heerstraße im hellen Sonnenlicht allen klar kenntlich gezogen ist, laufen viele Wege; manche enden in Gestrüpp und Dornen, andere führen zum ersehnten Ziel; kein äußerlich sichtbares Merkmal unterscheidet sie; wer sicher gehen will, muß hier und dort den Beistand des Führers nachsuchen, der allein den rechten Weg weisen kann."

Der Eintritt in die Abstinenzbewegung war eine Folge von Burckhardts Gewissenhaftigkeit. Er schreibt darüber: „Ich sehe täglich, welches Elend vom Alkohol kommt, kann den Leuten aber nicht raten, zu abstinieren, wenn ich es nicht selbst tue." In der Abstinenzbewegung, wie überall, wo er sich anschloß, nahm er bald eine führende Stellung ein, und mit der Führung übernahm er auch Mühe und Anfechtung.

Acht Jahre war Burckhardt am Gericht tätig; acht Jahre blieb er an der Universität. Es kann Ausblick und Rückblick aus der Zeit des Berufswechsels nicht besser gegeben werden, als dies in dem Brief an einen Jugendfreund geschah, den Burckhardt seinem ersten Aulavortrag, gehalten im November 1899, über Cato den Censor vorausstellt: „Ein öffentlicher Mann wird leicht ein stiller Mann", heißt es dort. „Heute, nach der Erreichung des lang ersehnten Zieles, schaue ich auf fast ein Jahrzehnt schwerbelasteter Praxis zurück. Eine gute, aber eine harte Schule. Keine Muße zur wissenschaftlichen Produktion, oft kaum zur Rezeption. Und jetzt herrschen zunächst allgewaltig die Tagesbedürfnisse des neuen Berufs." Und weiter heißt es: „Aus dem Staub der disceptatio fori, aus dem gehetzten Jagen und Treiben des heutigen Tages bin ich zur Theorie zurückgekehrt, zum stillen Studierzimmer, das ruhige Arbeit gestattet, zu einem geschichtlich gewordenen, bedingten und stets neu sich verjüngenden Recht. Mit all dem Glücksgefühl, das der Einblick in den großen Zusammenhang der Zeiten dem momen-

tanen Heute gegenüber schenkt. Aber trügt die kurze Erfahrung? Mich dünkt, die junge Generation, die ich zu Juristen bilden soll, ist geschichtslos durch und durch. Sie will nur heute leben; sie dürstet nach Modernem. Als ob das Heute all sein Kapital nur originär und nicht zum größten Teile derivativ erworben hätte! Und je näher auch bei uns die Zeit rückt, wo der frische Quell gewordenen Rechts in künstliche Anlagen gefaßt, der Unterricht an die Fessel der Paragraphen geschmiedet sein wird, statt in der Lebensfülle des Corpus juris frei sich zu ergehen, um so mehr wird mir ob jener Geschichtsmattigkeit bange. Müssen nicht unsere künftigen Juristen um so leerer, unwissenschaftlicher, unjuristischer werden, erdrückt von Gedächtnisstoff, ungehemmt in ihrem unerklärlichen Hang zu dialektischen Künsten und formalistischen Erörterungen, verknöchert in ihrem Genügen am Positiven und ihrem Kultus der Präjudizien? Das ist kein Schaffen, kaum Reproduzieren, meist ein mechanisches Kopieren. Und da will man sich des Verständnisses des Modernen rühmen? Die Geschichte erhält jung, und sie allein lehrt die Gegenwart verstehen, objektivieren und entwirren. Mit der Gegenwart aber auch seinesgleichen. Denn wenn einer, so soll der Jurist alles kennen, vornehmlich aber den, um dessentwillen alles Recht da ist: den Menschen.

Vielleicht wirst Du beim Betrachten dieses Lebensbildes da und dort fragen: „Wo kam das denn schon zur Sprache?" Suche nicht zu weit. Nirgends weniger als in einem Vortrag kann der Verfasser die Tarnkappe völlig übers Haupt ziehen. Man mag es schelten. Sei's drum. Genug, wenn Du am Schluß das Goethesche Wort empfindest, das mir im Umgang mit Cato noch klarer wurde als vordem:

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.
Jedes Leben sei zu führen,

Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Jede Persönlichkeit ist modern. Auch nach dieser Seite bleibt die Geschichtsforschung ewig jung und zeitgemäß."

Bei aller Freiheit und dem raschen Abgeschlossensein seiner Entwürfe vermißte Burckhardt niemals den Sinn für die organischen Uebergänge aus dem Gestern zum Heute, für die Wachstumsmöglichkeit nach zukünftigen Bedingungen hin, die allein einem Werk Lebensfähigkeit und einem Leben Fruchtbarkeit verleiht. Nach der Praxis in voller Gegenwart war er zur Geschichte zurückgekehrt, hatte sich ins Werden und Aufgehen der großen Zusammenhänge vertieft und hatte bei all dem nach Durchbildung gesucht, nach der Synthese vielfältiger Erfahrung, die er brauchte zum späteren Mitwirken am Staat. Als tief sozial Fühlender hatte er seine ganze Absicht und Hoffnung in lange jugendlich bleibendem frischem Vertrauen auf den Fortschritt gesetzt; an Zerwürfnis und Elend hatte er die Nöte der Gegenwart kennen gelernt; im römischen Recht fand er die großen ordnenden und klärenden Kräfte der Vergangenheit; er hatte deutlich erfahren, daß das Kleinste nur mit Arbeit errungen wird, und daß in der Geschichte Plötzlichkeiten in sich selbst zusammenfallen. „Rasche Aenderungen, Umsturz, Umordnung aller Werte — die Jugend liebt das; wird man älter, so merkt man, welch verzweifelt schwierige Einzelarbeit es zur Umgestaltung der Welt braucht", schrieb er damals. Und ein anderes Mal: „Nun heißt es: alle Erfahrungen des Tages und der Vergangenheit in sich verschließen, sich mit jeder deutlich auseinandersetzen, sich frei und sachlich dazu stellen." Er ließ sich von nichts ohne Prüfung mitreißen. Er mied in allen Lebensäußerungen das Suggestive der Form; nur wo die Form aus dem Gehalt wuchs, horchte er auf; er war vielleicht allzu stark geneigt, einer Sache wegen Beiwerk und Apparat von vornherein mißtrauisch entgegen-

zukommen. Aus seiner eigenen Arbeit vermochte er es nicht leicht, raschgeformte, einleuchtende Ergebnisse zu fördern: er war zu ehrlich dazu; wo nicht äußere Notwendigkeiten seine abschließende Produktion verlangten, da hielt er sich zurück.

Die Erwartungen, die er auf reichere schriftstellerische Tätigkeit gesetzt hatte, gingen auch an der Universität nicht in Erfüllung. Bei seiner ordnenden, das Wesentliche stets mit sicherm Griff erfassenden Art, bei der schönen Deutlichkeit seiner Form ist dies verwunderlich. Es mag ein Zeichen mehr von Zucht als von zögernder Selbstkritik gewesen sein; ihm war die Leistung immer um ihrer selbst willen wert, nie wegen irgend eines Erfolges.

Vor allem aber war ihm jederzeit maßgebend, daß der Beruf nicht zu kurz kommen dürfe; die Lehrtätigkeit nahm er sehr ernst, ja eigentlich schwer. „Die Tagesbedürfnisse des neuen Berufs" waren gänzlich in Anspruch nehmende, oft, wie Burckhardt am Anfang schien, kaum zu bewältigende; die Leichtigkeit der Leistung war nach der Müdigkeit der letzten Zeit noch nicht völlig zurückgekehrt. Vor allem aber suchte er mit zwingender Heftigkeit gleich in den ersten Semestern eine ausgebildete Lehrmethode zu beherrschen, und er soll nach dem Urteil mancher seiner Schüler jene Verbindung wissenschaftlicher Qualität und zugänglicher, einschärfender und packender Deutlichkeit in einer Spanne Zeit erreicht haben, die andern oft nicht genügt, um sich die Accessorien der Lehrtätigkeit, die Rede etwa oder die einleuchtende Disposition anzueignen. Er auferlegte sich auch jetzt wieder Nachtarbeit und Ferienkürzung: das ruhige Forschen war doch wieder ein hartes Ringen geworden, und das ständige Beibehalten jener hohen Konzentration, von der er seinem Vater schrieb, daß sie die neue Tätigkeit in stärkerem Maße erfordere als die frühere, die oft ein Ausruhen in mechanischer Arbeit erlaubt habe.

Das Beibehalten vieler gemeinnütziger Aemter fiel auch in jener Zeit schwer ins Gewicht. Ein 1900 in Glarus vor

der reformierten Predigergesellschaft durch Burckhardt gehaltenes Referat über den Schutz, den die staatlichen Gesetzgebungen der Ehe und Familie als christlichen Lebensordnungen zu gewähren haben, unter besonderer Berücksichtigung der neuesten schweizerischen Gesetzesentwürfe, führte mit zeitgenössischen Problemen in Kontakt.

In die eigensten Zusammenhänge von Burckhardts innerem Erleben eingreifend, erfolgte im Sommer 1901 der Tod seines Vaters. Das Ereignis kam unerwartet rasch und traf den Sohn sehr hart. Ein schönes und seltenes Verhältnis wurde durch diesen Tod gelöst. Mit den Jahren war eine zarte, fürsorgliche Liebe an die Stelle der schrankenlosen Bewunderung getreten, die Burckhardt in jungen Jahren seinem Vater entgegengebracht hatte. Wenn er ihm als Student schrieb: „Es ist für mich die beste Genugtuung, zu wissen, daß Du Freude an meiner Leistung hast", so lag darin wahres, starkes Empfinden; alles, was er damals leistete, war im Hinblick auf die Freude getan, die es dem Vater machen würde. Zu der Widmung der Göttinger Preisarbeit schrieb er ihm: „Die kleine Ueberraschung, Deinen Namen auf die erste Seite drucken zu lassen, hat mir am meisten Vergnügen bereitet; was ich kann und bin, verdanke ich vor allem Dir." Als Knabe schon wußte er wie kein anderer um den Schmerz, der den stillen, zurückhaltenden Mann immer begleitete. In späteren Jahren überließ er bei jedem Anlaß, im Gespräch, im brieflichen Meinungsaustausch, dem Vater den Vorrang; überlegenes Wissen zeigte er nicht, und er war dankbar für jeden Rat, auch wenn er ihn nicht befolgen konnte; es genügte ihm, die wohlmeinende Absicht des Mannes zu spüren, dem er am herzlichsten zugetan war. Der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn möchte fast einseitig erscheinen; er geht auf beiden Seiten nicht ins Allgemeine und handelt von kleinen, alltäglichen Dingen; was aber beim Sohn Temperament und Farbe ist, das ist beim Vater sorgfältige, aber fast ausdruckskarge Aufzählung; wo beim Sohn das Gefühl mächtig hervor-

bricht, da ist beim Vater ein sachlicher, verhaltener Ton, und nur selten klingt es mit, wie von Rührung oder väterlichem Stolz.

Beide, Vater und Sohn, hatten sich männliche Grenzen und feste Begriffe gesetzt in der Wirklichkeit; während der Vater aber abgeschlossen in seinem Lebenskreis war, ging beim Sohn ein ungewöhnliches Verständnis für die verschiedensten Erscheinungsformen der Welt, weit hinaus über die freigewählten Fixpunkte der Anschauung. Der Zug ins Absolute, Vielseitigkeit und ausnahmsweise Schärfe der geistigen Anlage, sowie die unerbittliche Konsequenz des Charakters lassen den Sohn als gesteigerte Fortsetzung und Erfüllung des Vaters erscheinen. Höhepunkt und Ende gleichermaßen brachte der Jüngere dieser beiden auf dieselben Pflichten eingestellten Generationen. Aeußerlich folgte Burckhardt seinem Vater in den verschiedensten Aemtern, vor allem als Ehegerichtspräsident, als Appellationsrichter und als Vorsteher des Justizdepartements.

Im Jahrgang 1903 des Basler Jahrbuches hat Burckhardt das Lebensbild seines Vaters gezeichnet. Die in edelm, zurückhaltendem Ernst durchgeführte Darstellung enthält Züge, die gleichermaßen dem Vater wie dem Sohne angehören. Der innigste Ausdruck wird der kurzen Erwähnung der Mutter verliehen.

Aus der Zeit, da Burckhardt an der Universität tätig war, entzieht sich das Allerbeste der Darstellung: die Erfüllung der täglichen Berufspflicht. Burckhardt erhielt durch verschiedene Wahlen bald einen erweiterten Wirkungskreis. 1901 wurde er zum Mitglied der Justizkommission und zum Appellationsrichter ernannt. Als solcher zeigte er vor allem seine peinliche Sorgfalt im Behandeln der kleinsten Dinge, seine gründliche Vorbereitung für jeden konkreten Fall; er konnte ein Votum aufs ausführlichste schriftlich vorbereiten, um es nachher gleichgültig zu vernichten. Ebenfalls 1901 wurde Burckhardt zum Kommissionsmitglied für das schwei-

zerische Zivilgesetzbuch berufen; in dieser Eigenschaft konnte er seine gesetzgeberische Fähigkeit in hohem Maße betätigen.

1902 kam Burckhardt durch seine Ernennung in den Großen Rat der kantonalen Politik wieder näher; bald nahm er an den Sitzungen recht aktiven Anteil, vor allem bei gesetzgeberischen Fragen. Einblick in die kirchlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt erhielt er im selben Jahr durch seine Wahl in den Kirchenrat.

In das Jahr 1903 fällt Burckhardts Referat über die Revision des schweizerischen Obligationenrechts in Hinsicht auf das Schadenersatzrecht, gehalten vor dem schweizerischen Juristenverein in Lausanne am 21. September. In dieser Arbeit bewährte sich wiederum aufs Deutlichste die bei ihm so glückliche Verbindung des juristischen Könnens und der reichen praktischen Erfahrung.

1904 war Burckhardt Rektor der Universität. Als solcher hielt er bei der Rektoratsfeier einen Vortrag über das Zwölf-Tafelgesetz; obwohl dieser Vortrag vollständig ausgearbeitet war und starkes wissenschaftliches Interesse besaß, veranlaßte Burckhardt dennoch seine Veröffentlichung im Druck nicht. In derselben Zeit erfolgte auch die Ausarbeitung eines Beitrags zur Festgabe für Andreas Heusler, eine Abhandlung aus dem römischen Recht: „Mutatione rei interire usum fructum placet." Ebenfalls 1904 legte Burckhardt sein Amt als Appellationsrichter nieder. Die Wahl zum Mitglied der Synode fällt in dieses Jahr, ebenso diejenige zum Präsidenten des Kinderspitalkomitees, dessen Mitglied Burckhardt lange Jahre war und dem er durch Familientradition nahe stand.

1905 erfolgte die Wiederwahl in den Großen Rat.

Auch die Universität konnte für Burckhardt nur ein Durchgangsstadium bilden; völlig füllte ihn die Lehrtätigkeit nicht aus. Trotz der vielen öffentlichen Aemter, die er nach und nach angenommen hatte, lag ein großer Teil seiner Fähigkeiten brach. Deshalb, da ihm von der liberalen Partei eine

Kandidatur in den Regierungsrat nahegelegt wurde, entschloß er sich zur Annahme; seinen letzten Aulavortrag hielt er am 27. Februar über „Zöllner und Sünder".

Am 25. Februar 1906 wurde Burckhardt im zweiten Wahlgang zum Regierungsrat gewählt; als solcher übernahm er die Leitung des Justizdepartements. Das Opfer, das er seiner Vaterstadt brachte, kannte er vollauf. Er brachte es wie einer, der sich freiwillig zum Kampf meldet, bewußt der Mühen und Gefahr, aber freudig. Was er zur Anregung seiner Arbeitskraft bedurfte: lebendige Aufgaben und weiteren Wirkungskreis, das bot ihm das neue Amt. Zur Entfaltung seiner Leistungsfähigkeit brauchte er den Kontakt mit der Welt; die Unerbittlichkeit seines Charakters aber mußte ihn mit der Wirklichkeit, die nun völlig an ihn herantrat, in harte Konflikte bringen. Wie weit die Mitarbeit am Staat Burckhardts wirkliche Aufgabe war, das haben seine Werke erwiesen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob die geistig feingegliederte Persönlichkeit Burckhardts in die heutigen Formen kantonaler Politik hineingehörte. Burckhardt dachte selbst wohl bisweilen bitter an den Satz, den er in seiner Jugend einst flüchtig in seine Aufzeichnungen schrieb: „Es wird immer schlimmer hierzuland; glücklich der, den sein Beruf autorisiert, von dieser Sisyphusarbeit der Politik, welche das Mark des Herzens, des Leibes und der Seele verzehrt, wegzubleiben." Er wünschte sich wohl bisweilen heraus aus dem ganzen Treiben; dennoch aber fand er neben aller Mühe und Enttäuschung die höchste Befriedigung seines Schaffens erst in den Jahren der Regierungstätigkeit. An die großen gesetzgeberischen Aufgaben, die es zu lösen galt, trat er mit selbstverständlichem Erfolg heran. Trotz auffallender staatsmännischer Begabung fiel ihm aber das Durchsetzen der einmal vollendeten Leistung schwer: durch Anfechtungen, die sein Werk erfuhr, wurde er jeweilen allzu sehr bemüht. Gegen sachliche Opposition konnte er mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit auftreten.

Näher noch jedoch, als Auseinandersetzungen in Ansichtsfragen, ging ihm der Kampf ums Recht: in diesem Kampf konnte er mit einer Leidenschaft auftreten, die ihn völlig mitriß und ihn nicht mehr losließ bis zum Sieg der guten Sache. Dem Geheiß seines Gewissens immer zu folgen, wurde ihm bei seiner angeborenen Milde und Güte doppelt schwer; wenn er nach außen hart und rücksichtslos auftrat, so war dem Entschluß dazu und der Ausführung ein viel härteres Ringen im Innern vorausgegangen. Es ist Burckhardt während seines Lebens immer wieder ein Vorwurf aus der Starrheit gemacht worden, mit der er bisweilen auftrat. Der Tod hat die klärende Kraft, die edelsten Eigenschaften eines Menschen hervortreten zu lassen; wenn Burckhardt Fehler hatte, die heute noch bei manchen unvergessen sind, so mögen auch diese Fehler zu seinem wahren Bilde beitragen, nach welchem auch er ein Mensch gewesen mit den Schwächen und Bedürfnissen, die erst die großen, siegreichen Eigenschaften wirklich bewundernswürdig erscheinen lassen. Burckhardt hat sich selber ernst geprüft in den Stunden, da er dem Rechte nachging; oft waren seine reine Absicht und die für die politische Stellung günstige Folge eng vermischt und kaum zu entwirren; dies führte zu harten Konflikten. Folgende Briefstelle mag einen Begriff davon geben: „Wir sind Gott doch immer näher, wenn wir ihm in der Liebe und Güte, als wenn wir ihm in seinem Zorn nacheifern. In diesem Metall sind viel mehr Schlacken. Ich komme von Berufs wegen oft dazu, Gerechtigkeit und Gericht zu üben. Es ist mir immer eine bange Frage, ob da Empfindlichkeit, Selbstsucht, Hervordrängen der eigenen Person nicht mitspielen. Irre ich mich in der Güte, so denke ich, daß nicht jedes Samenkorn aufgeht: es fällt unter Steine und Dornen; aber lieber hier irren als dort. Die Wahrheit kommt doch zuletzt immer an den Tag, und das Böse verzehrt sich von selbst. Es ist ein schweres und verantwortungsvolles Ding, da nachzuhelfen. Man muß es;

nicht seinetwegen, sondern des Ganzen wegen. Aber vermögen wir überhaupt, ganz leidenschaftslos uns selbst auszuschalten?" — Diejenigen, denen das Bild des aufopfernden und reinen Staatsmannes getrübt erscheint durch die Heftigkeit seiner Kampfesweise, mögen sich erinnern an ein Wort seines großen Lehrers Ihering:

„Der Kampf ums Recht ist die Poesie des Charakters."

Auf die Einzelheiten von Burckhardts politischem Erleben und Leisten kann hier nicht eingegangen werden. Die Zeiten liegen zu nah; die beteiligten Personen sind noch am Werk. Burckhardts Hauptleistungen werden in die politische Geschichte Basels übergehen. Die größte seiner Arbeiten, die Trennung von Kirche und Staat, hat er 1910 im politischen Jahrbuch selbst so vortrefflich dargestellt, daß es ein nutzloses Unterfangen wäre, diese staatsrechtliche Tat anders zu erwähnen, als eben im Hinweis auf jene Darstellung. Burckhardt war an der Ausarbeitung des Trennungsgesetzes von 1906 bis 1909 beschäftigt. Ein hervorragender Lehrer des Staatsrechtes hat sich folgendermaßen zu der Leistung geäußert[2]: „Ein monumentum aere perennius aber errichtete sich der Verstorbene in der von ihm vorbereiteten und durchgeführten Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche im Kanton Basel-Stadt. Burckhardt war von Haus aus kein Trennungsschwärmer; aber ein vorurteilsloses Studium der Frage drängte ihm die Ueberzeugung auf, daß eine prinzipielle Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche in Basel notwendig sei, sollte nicht der günstige Zeitpunkt dazu verpaßt werden. Denn eine weitere überwiegende Bestreitung der Kultusausgaben durch den Staat zugunsten der reformierten und der christkatholischen Landeskirche hielt er für eine Unbilligkeit gegenüber den stark anwachsenden, den Landeskirchen äußerlich und innerlich nicht zugehörenden Bevölkerungsteilen, und er war der Meinung,

---

[2]) Prof. Dr. F. Fleiner, Zürich. Schweizer. Juristenzeitung XI. Jahrg. Heft 19 vom 1. April 1915.

nachdem die von der Bundesverfassung geforderte Konfessionslosigkeit des Volksschulunterrichts durchgeführt und der Staat durch die Bundesverfassung und das kantonale Recht mit genügenden Waffen zur Geltendmachung der Staatshoheit gegenüber den Kirchen ausgestattet worden sei, so stünden auch politische Bedenken nicht mehr im Wege. Aber — und hier zeigt sich der große geschichtliche Sinn des Verstorbenen — zunächst sollte keine völlige Trennung von Staat und Kirche nach einem abstrakten Schema eintreten, sondern nur eine Verselbständigung der bisherigen Landeskirchen und ihre weitere Anerkennung als öffentlich-rechtliche Persönlichkeiten und deren Ausstattung mit dem Kirchengut, das bisher unter staatlicher Verwaltung gestanden hatte; die freien Religionsgesellschaften, die römisch-katholische Kirche und die israelitische Gemeinde erhielten Zuwendungen aus staatlichen Mitteln. Der Bericht, mit dem Carl Christoph Burckhardt diese große kirchenpolitische Arbeit einleitete, wie der „Ratschlag" des Regierungsrates zuhanden des Großen Rates vom 25. Juli 1908 und endlich der Aufsatz Burckhardts über „Neuzeitliche Wandlungen des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in der Schweiz" (Politisches Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft 1910) sind staatsrechtliche Musterleistungen. Die Volksabstimmung vom 5./6. März 1910 sanktionierte dieses größte Werk Burckhardts."

Burckhardt selbst schrieb 1908 über die Arbeitsmasse, die ihm die Durchführung des Werkes kostete: „Die Kirchenvorlage nimmt meine ganze Zeit in Anspruch; in der Synode, in den Gemeindevereinen muß ich dafür kämpfen; oft glaub ich aus eiserner Müdigkeit nicht mehr aufstehen zu können." Ende 1909 war er völlig erschöpft. Im Frühjahr 1910 hielt er die dominierenden Reden zur Kirchendebatte. Ein Satz aus dem „Ratschlag" mag den Standpunkt kennzeichnen, den Burckhardt der Kirche gegenüber einnahm: „In der Kirche", sagte er, „soll für viele ehrliche Meinungen Platz und kein

redliches Suchen ausgeschlossen sein. Wohl aber ist ausgeschlossen ein Festnageln auf Formeln, die den Ernsten abschrecken und dem Heuchler kein Hindernis sind. Das Bekenntnis der Lippen sichert uns nicht die entsprechende Gesinnung; mit mechanischen Bestimmungen können wir nicht die Spreu vom Weizen sondern. Ist, wie wir glauben, der Individualismus die Lebensluft im religiösen Leben, vorab im Protestantismus, so ist jener Gegensatz notwendig." Ueber den theologischen Ehrendoktor, den Burckhardt anläßlich der Universitätsfeier 1910 erhielt, schrieb er an seinen Sohn: „Ich habe den D. theol. erhalten für meine Arbeit in der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse. Es ist vielleicht ein Jahr zu früh; schließlich ist „tout bien qui finit bien", und wir sind noch weit vom Ende. Mich hat die Anerkennung des Werkes gefreut um seinetwillen und um seines Bestandes, seiner Zukunft willen; daß gerade mir diese Anerkennung mußte ausgesprochen werden, gibt mir wahrlich keinen Anlaß zur Ueberhebung. Es haben so viele Menschen guten Willens mitgearbeitet; es war gar nicht meine Tat allein. Wäre ich der Zeit vorausgeeilt, so hätte sie vor dem Hindernis refüsiert; so kam es darauf hinaus, im rechten Moment zuzugreifen und den Leuten zu zeigen, was sie eigentlich selbst wollten." Nach dem Vollzug der Trennung blieb Burckhardt der selbständigen Kirche mit Rat und Tat treu zur Seite; er trat aus seinen sämtlichen kirchlichen Aemtern aus, um in der Regierung unangefochten für die Interessen der Kirche wirken zu können. Wenn sich in einer von Burckhardts Leistungen sein streng geschulter historischer Sinn und seine genaue Kenntnis der Wirklichkeit in genialer Zusammenwirkung gezeigt haben, so ist dies in der Trennung von Kirche und Staat geschehen. Die beiden andern großen gesetzgeberischen Arbeiten, die er in der Zeit seiner Regierungstätigkeit ausgeführt hat: der Entwurf zum Basler Einführungsgesetz des Zivilgesetzbuches, sowie die Revision des Basler Strafgesetzbuches verlangen zur Besprechung

fachmännisches Urteil. Die Revision des Strafgesetzes erschien wenige Tage vor Burckhardts Tod. Burckhardt war, vom Zivilrecht ausgehend, durch die Arbeit an der Kirchentrennung in das öffentliche Recht eingedrungen und hatte sich in den letzten Jahren als Mitglied der Expertenkommission für das eidgenössische Strafgesetzbuch in gründlichster Weise mit dem Strafrecht vertraut gemacht. Die Reorganisation des Appellationsgerichts, das Advokaturgesetz, der Organisationsausbau der Staatsanwaltschaft und Ueberweisungsbehörde, das Viehmängelgesetz, die Aenderung der Gerichtsorganisation, die amtliche Inventur, die Sparkassengesetzgebung sind nur einige Erlasse, die Burckhardts Arbeit zum Ursprung haben. Neben der Summe seiner Leistungen steht vor allem die fortwirkende Kraft seiner Persönlichkeit als hohes Beispiel ethischer Auffassung des staatlichen und sozialen Lebens: solange Burckhardt in der Regierung tätig war, blieb er der Anwalt der Armen und Schwachen.

In den Nationalrat wurde Burckhardt im Jahre 1911 gewählt. (Vom November desselben Jahres bis zum Oktober 1914 gehörte er dem Kreiseisenbahnrat III der schweizerischen Bundesbahnen an.) In den größeren politischen Verhältnissen vermochte er nicht mehr maßgebend mitzuwirken. Während den ersten Sessionen des Rates verhielt er sich abwartend und beobachtend; später war er oft gesundheitlich gehemmt. Immerhin nahm er noch regen Anteil an den allerverschiedensten Fragen: noch einmal zeigte sich in der Teilnahme, die er den Diskussionen zum Fabrikgesetz entgegenbrachte, die Reinheit seines Rechtsbegriffs und sein sozialer Sinn. Ueber seine Stellungnahme zur Staatsvertragsinitiative und das fakultative Referendum sprach er noch ausführlich am 20. Mai 1914 zu den Basler Zofingern und zeigte sich als warmer Befürworter des Referendums[3]):

---

[3]) Feuille Centrale de la Société de Zofingue, 54. année Nr. 10.

„Die Idee der Demokratie", führte er unter anderm aus, „müsse immer so hoch gestellt sein, daß sie in stärkstem Maße erzieherisch auf ihr Volk wirke, damit dieses, sich zu immer größerer Reife entwickelnd, den demokratischen Gedanken immer höher zu erfassen vermöge."

Sehr tätig trat Burckhardt hervor, als er zum Zentralpräsidenten der neuen schweizerischen liberal-demokratischen Partei gewählt wurde. Es war ihm in dieser Eigenschaft vor allem daran gelegen, Kontakt mit dem romanischen Teil seines Vaterlandes zu wahren. In einigen öffentlichen Reden hat er das Programm der neuen Partei entwickelt. So in einer liberalen Parteiversammlung zu Basel im November 1913, wo er etwa folgendes ausführte: Vor allem sei das historisch Gewordene nicht zu ignorieren; die Eigenart der Sprachen und Stämme müsse respektiert werden; dabei aber brauche das allseitige Gemeinschaftsgefühl eine eifrige Pflege. Alle Fragen seien vom Standpunkt der schweizerischen Gesamtinteressen uns aufzufassen; dennoch möge über der Einheit die Vielheit nicht vergessen werden. Es sei die Kompliziertheit des schweizerischen Lebens, die seine Schönheit ausmache; die Ueberwindung des Hindernisses, das in der Verschiedenheit der Sprachen liegt, bedeute eine besondere Kulturmission der Schweiz. Bei verschiedenen Kantonsinteressen müsse in zweifelhaften Fragen Freiheit gegeben werden, in notwendigen aber das Bewußtsein sich befestigen, daß alle *ein* Volk sind. Bewegungsfreiheit der Kantone und des Bundes sollten gleichermaßen gewahrt werden; der Staat habe *das* zu übernehmen, was er besser machen könne als der Einzelne; in den Subventionsfragen sei auf einen gerechten Finanzausgleich zwischen Bund und Kantonen zu achten. Als Grundlage der Wohlfahrt und des wirtschaftlichen Gedeihens der Schweiz sei die Stärkung des Einzelnen, seiner Freiheit, seines Unternehmungsgeistes anzustreben! Ein Programmpunkt der Partei sei der Proporz. Viel wichtiger als die Rücksicht auf Fehler, die man durch

Ausdehnung der Volksrechte begehen könne, sei die Notwendigkeit, das Volk zur politischen Mitarbeit heranzuziehen; deshalb sei auch die Staatsvertragsinitiative zu begrüßen. Die liberal-demokratische Partei wolle den Frieden zwischen den Konfessionen erhalten; durch Anerkennung der individuellen Freiheit sei die freie Betätigung jeder Konfession in allen Kultusfragen zu sichern; die Ueberzeugung der Gläubigen wie der Ungläubigen müsse gleichermaßen gegen rohe Verletzung geschützt werden. Ein Grundzug der Partei müsse das gerechte und weise Maßhalten sein; die Partei habe nicht nach einem Sitz in der obersten Exekutivbehörde zu streben. Eine Exekutive müsse stark und einheitlich sein. Der einheitlichen Exekutive müsse die Kontrolle der starken parlamentarischen Opposition gegenüberstehen; den Fremden, denen man schon so viel verdanke, seien die Tore nicht zu verschließen; es sei vor allem nach der Assimilation der Fremden zu trachten. Das eidgenössische politische Departement müsse gestärkt werden: es habe allen Verkehr nach auswärts zu kontrollieren; deshalb sollte das politische Departement längere Zeit in derselben Hand bleiben. Nicht nur die materiellen, sondern vor allem die ideellen Werte seien zu berücksichtigen; diese blieben stets die Bedingungen zur sittlichen Gesundheit des Volkes. In den sozialen Gegensätzen habe die Partei zu vermitteln. Die Verwirklichung der Grundsätze sei nicht nur im öffentlichen Leben, sondern vor allem auch im Leben des Einzelnen herbeizuführen. Die Jugend müsse mitmachen, wenn die Politik nicht alt werden solle.

In der Entwicklung dieses allgemeinen Programmes liegt mancher für Burckhardt bezeichnende Ausspruch. Burckhardt war nie Parteipolitiker. Von konservativen Traditionen ausgehend, entwickelte er sich zu in weitestem Sinne fortschrittlichen Anschauungen. Bei seinem selbständigen, oft oppositionellen Temperament schloß er sich bisweilen dem Vorgehen der sozialistischen Partei an. Er befürwortete

seinerzeit die Ueberlassung des Basler Münsters zur Abhaltung des Sozialistenkongresses. Im ganzen aber lag d a r i n das für Burckhardt Bezeichnende, daß er überhaupt keiner Partei angehören konnte, daß er weder in den extremen Richtungen, noch in den durchschnittlichen sein Genügen fand, sondern in beständig kritischer Produktivität bald hier, bald dort den richtigen Weg erkannte.

In den letzten zehn Lebensjahren Burckhardts war seine erstaunliche Arbeitsleistung von Ferien allzuwenig unterbrochen. Er vernachlässigte seine Gesundheit und erlag der Uebermüdung. Einige Seiten seines intimeren Wesens und seiner hohen Kultur, die er durch alle belasteten Zeiten beibehielt und mehrte, mögen nun noch erwähnt werden.

Gereist ist Burckhardt wenig: er kannte die großen deutschen Städte, dann Wien und Paris. In Rom war er nie, in England nur einmal. Da ihm die bildende Kunst ein lebhaftes Interesse bot und er vor allem Architektur mit ausgesprochenem Verständnis genoß, war jede Reise für ihn reich an lebendiger Anregung. Indessen verstand er es nicht, im Schauen Maß zu halten: er konnte auch in der Kunstbetrachtung mit allzu viel Willen aufnehmen und zulernen, so daß nachher leicht Ermüdung und ein Verblassen der unmittelbaren Eindrücke eintrat. In einer größeren Stadt konnte sein Tagesprogramm bisweilen recht belastet sein. Folgendes Beispiel ist dafür bezeichnend: Von München schreibt er: „Der heutige Tag war ziemlich angefüllt. Um sieben Spaziergang im englischen Garten, um acht ein mäßiges juristisches Kolleg, um neun ein gutes historisches, nachher in den Reichsrat hineingeschaut, dann das Ungererbad besichtigt, nachmittags Pinakothek und Schackgalerie, dann Besuche, abends Oper." Manchmal konnte er auch völlig einer einzigen Sache sich hingeben. So schrieb er, wie er das zweitemal in München war, an seinen Vater: „Diesmal bin ich ganz im Banne von Rubens. Das erstemal war ich zu jung, und er

erschreckte mich. Jetzt ist diese unglaubliche Kraft und Kunstbeherrschung, vor allem die fruchtbare Gesundheit und Lebendigkeit für mich überaus anziehend." Im ganzen hielt er es in den Städten nie lange aus ohne Arbeit: die tägliche Beobachtung verkehrter, elender Zustände bemühte ihn, und er freute sich, ja, es drängte ihn jeweilen wieder möglichst rasch in seine Tätigkeit zurück; er litt, wie er es oft aussprach, unter dem Verantwortungsgefühl, dort zu genießen, wo so viel Jammer lebt und täglich geboren wird. Anders war es draußen in der Natur: dort klang ihm das Memento, das ihn zurückrief, nicht so häufig entgegen; er konnte dort oft lange Zeit aufgehen in Ruhe und sich wiederfinden und besinnen im schönen Gleichmaß der Tage. Es kam in seinen spätern Jahren vor, daß er ohne sonderliche Erregung den ganzen Wert des täglichen Treibens in Frage stellte und über der Unzulänglichkeit alles Tuns beinahe wünschte, völlig sich selbst und der freien Einfalt seines Wesens zu leben. In solchen Stunden genügte aber dann das leiseste Anklingen an sein stets waches Mitleid für andere, um ihn augenblicklich aufzuschrecken. Oft suchte er die Natur als Zuflucht: so ging er mehrmals mitten aus der Arbeit heraus in den Schwarzwald. Meist war er auf diesen Wanderungen allein; zweimal, im Winter, durfte sein Sohn ihn begleiten. Diesem ist es erinnerlich, wie einmal bei einem nächtlichen Gang im Blauengebiet die Sprache auf das Wesen der Einsamkeit kam, und wie Burckhardt ausführte, im Getriebe verliere man immer mehr von sich selbst, und Einsamkeit sei stets wieder notwendig, um sich klar zurecht zu finden. Es sei vielleicht eine der schwersten Aufgaben, auch unter Menschen, im notwendigen Austausch und gemeinsamen Handeln, immer reiner und ausgesprochener persönlich zu werden und nie mehr zu geben und zu nehmen, als man vor sich und andern verantworten könne. Dieser beherrschte Ausdruck erhalte straff und leistungsfähig; er stelle eine notwendige Einsamkeit in der Allgemeinheit dar, was besser sei als Flucht vor der Welt, wobei man nur allzu

leicht immer tiefer in sich selbst versinke und nichts Anfeuerndes und Zwingendes mehr vernehme.

Gerne unterhielt sich Burckhardt auf seinen Wanderungen mit Bauern. Er sprach dann lange Wegstunden über alles Mögliche aus ihrem Gesichtskreis; von ihnen erhielt er manchen guten Rat, so von dem alten Totnauerbauern, der ihm sagte: „Ihr solltet ein Jahr zu uns herauskommen; Ihr habt so müde Augen." Oder ein anderes Mal auf der Habsburg, von wo er schrieb: „Der historische Eindruck ist eben ein gewaltiger. Im getäfelten Zimmer lag ein kreideweißer alter Mann auf der Ofenbank und hustete, als wollte er seine Seele ausspeien. Mir war es, als läge das Haus Oesterreich schon auf dem Schragen; da aber erhob sich der Alte plötzlich und begann ein Gespräch mit mir über frühere und neue Zeit mit viel bitterer Wahrheit und manchem guten Rat, daß mir ganz eigen zumut wurde." Auch später, in Bern, redete er viel mit den Landleuten, die zu Markte fuhren. Er wohnte während einiger Sitzungen des Nationalrats draußen in Jolimont, das er so gern hatte und mit Liebe beschrieb: „Still und ruhsam liegt Jolimont hoch über der Aare mit weitem Ausblick auf Feld und Wald. Man wandert unter den wunderbaren Baumalleen, wie sie das alte Bern für seine Truppenmärsche gepflanzt hat. Frei und vergnügt lebt sich's hier." In Basel gab es Zeiten, in denen er das Hinausgehen ins Freie fast täglich übte und als notwendig empfand. Wochenlang konnte er allmorgendlich um fünf oder sechs, von seinem treuen Hund begleitet, auf die Batterie gehen. „Der Tag wird freundlicher nach solchem Gang", sagte er, „die Angelegenheiten ordnen sich viel klarer, ihrem wirklichen Wert entsprechend." Die Natur gab ihm stets das große Maß der Dinge wieder; er konnte in ihr den vollen Ausgleich finden bei Uebertreibungen und inneren Zerrissenheiten. So schrieb er als Vierzigjähriger vom Bodensee: „Mir ist sehr wohl hier; ich fuhr im Ruderschiff nach Mittelzell. Der See war wie ein Spiegel. Weit in

der Ferne lagen Regenbogenstreifen über dem Wasser. Allmählich siegte die Sonne. Es ist die Landschaft, die zu meinem Alter paßt, und ich hoffe sie noch oft zu sehen." Allzu selten waren indes die freien Stunden, die im Betrachten, im reichen Gefühl des Selbst und der schönen Umwelt hingingen. Die Arbeit zwang die ruhig vereinigten Gedanken immer wieder auseinander und zurück in die vielfältige Notwendigkeit täglicher Pflicht.

In Burckhardts Leben gibt es nichts, was nicht durch Arbeit errungen und befestigt wurde: durch sie war jedes Urteil begründet, jede Erfahrung bestimmt; oft kam die reiche Intuition nicht genügend zur Geltung, weil das Erarbeiten der Beweise den Einfällen gar nicht nachkam. Aeußere Arbeit wurde früh zur Lebensnotwendigkeit; mit der inneren Schritt haltend, wirkte sie vorwärts allen Mühen entgegen. Sie wurde zeitweise, anstatt nur ein Mittel zu sein, zum eigentlichen Zweck; sie gewann als zwingende Leidenschaft und fast einzige Lebensfunktion eine gefährliche, übermächtige Wirkung. In frischer Stimmung fiel Burckhardt alles in ungewöhnlichem Maße leicht: seine Konzentrationsfähigkeit war aufs Aeußerste gesteigert; keine Ablenkung gelangte zu ihm; keine Gedächtnisfrage, keine Kombination versagte; er erledigte mehrere Angelegenheiten aufs Mal, diktierte und las, gab Auskunft und entwarf zur gleichen Zeit; er wurde von der Arbeit ergriffen und mitgerissen, so daß es kein Halten mehr gab und Ueberreizung und Abspannung die Folge war. In der matten Verfassung dann häuften sich Bedenken und hemmende Rücksicht; Klagen über die Schwere der Pflicht wurden laut, und völlige Mutlosigkeit war häufig das Ende. An all dem mag nichts Verwunderliches sein: in der gesundheitlichen Anlage liegt wohl die ganze Erklärung. Was aber erstaunen darf, das ist die Treue, mit der Burckhardt bis zur völligen Unmöglichkeit im Wirken ausharrte, die eiserne Willenskraft, mit der er sich gegen die Qual der Uebermüdung, gegen die tausend

Hemmungen des eigenen Geistes durchsetzte. Sein Charakter blieb in sämtlichen Anfechtungen souverän; Entschlußfähigkeit und freier Mut bestanden bis zuletzt. In allen seinen Aeußerungen kehren Stellen wie diese wieder: „Ich habe die alte Wahrheit gekostet, daß die unverdrossene Arbeit alles bemeistert. Es sind strenge Zeiten, die ich hinter mir habe; aber gottlob, sie haben mich herausgerissen aus einem Zustand der Ueberwältigung und des Niedergedrücktseins.“ Seinem vierzehnjährigen Sohn schrieb er über die Notwendigkeit der angestrengten Leistung: „Es gibt eine Menge Durchgangsstadien, durch die man sich durchwühlen muß, je energischer, desto endgültiger, um dann zu weitern Horizonten zu kommen; zur harmonischen Ausbildung sollten wir nicht nur wahren, was wir haben, sondern auch dort ergänzen, wo uns etwas fehlt; gerade in dem sollen wir besonders ernst und trotzig bestrebt sein. Wenn man sich beim Arbeiten langweilt, muß man Tür und Fenster schließen und die Sache unterkriegen wollen; dann wird es schon interessant. Klarheit, Ordnung, Sicherheit braucht man für alles; gar nichts wird einem völlig leicht; um alles muß man kämpfen, wenn man's wirklich haben will.“ Und ein andermal: „Beharrlichkeit macht alles leichter; Stetigkeit und äußere Ordnung (ein gewaltiger Hebel der innern) sind für jede tüchtige Leistung notwendig. Man soll sich nicht unterkriegen lassen; Körper und Seele sitzen so ineinander, daß jener schlechte Kerl dieser bessern Hälfte fortwährend Streiche spielt. Halte Dich ans ‚Werden'. Kein ‚Werden' ohne Schmerzen; aber es bleibt ja nur der Weg, nicht das Ziel. Erarbeite, was jeder Tag bringt; dann liegt Dir auch das Morgen frei.“ Und später schrieb er: „Vor alles Gelingen haben die Götter die Anstrengung gesetzt. Flaubert hat, wenn ich mich nicht irre, irgendwo gesagt: ‚Talent ist unabläſſiges Bemühen und unausgesetzte Arbeit', und darin hat er gewiß recht. Nur mit Arbeit erträgt man das Hinauf und Hinab. Errungenschaften und Beglückungen, Stillstand, scheinbarer Rückschritt und tiefe

Enttäuschungen sind jedem gegeben, der sich tapfer bestrebt. In den stillen Zeiten wächst und reift vielleicht am allermeisten. Ich denke oft an das herrliche Kastanienlied von Goethe „und trage auch Du geduldiglich". Die unbefriedigten Zeiten, in denen die Arbeit am schwersten wird, sind doch wieder schöne Zeiten. In der Produktion soll man nicht verzweifeln, wenn das Denken nicht gelingt; wie viel liegt unter der Schwelle des Bewußtseins. Ich habe es erfahren: wir sollen nichts hervorzerren, bevor eine Stunde gekommen ist, zum Licht zu steigen. Eins aber: προσμαθεῖν unabläſſig." Der Wille zum προσμαθεῖν blieb immer der Grund aller Anstrengung; durch alle Aeußerungen aus leichten und schweren Tagen geht das hervor. Da heißt es einmal: „Ich bin ein langsamer und mühsamer Arbeiter und habe mir zudem viel aufgeladen. Zu viel wohl, und muß doch suchen, mich mit Ehren draus zu ziehen. Es ist doch das Härteste, was es gibt, Grenzen und Schranken seiner Kraft zu finden, die man zu übersteigen nie erzwingen kann; sich nicht nur mit äußerem Schein draus zu ziehen, das hält nicht so schwer, sondern mit eigenem guten Gewissen, mit dem Gefühl, innerlich vorwärts zu kommen, das ist ein hartes Ding." Ein anderes Mal: „Wenn die äußere Arbeit dergestalt anwächst, daß darunter sehr berechtigte hohe Interessen leiden, daß man die Ausbildung eigener Fähigkeiten vernachlässigen muß, so kommt man in die schwersten Konflikte hinein." Und derselbe Gedanke spricht aus diesem: „Wenn die Arbeit, wie jetzt, leicht geht und sich einer schönen und würdigen Aufgabe kräftig zuwendet, so ist das Gefühl beglückend, man wachse und stärke sich künftiger Mühe entgegen"; und endlich: „Ich habe, was ich an Erfolg errang, mehr dem Fleiß als der Leichtigkeit zu verdanken; wenn man nicht mehr fleißig sein kann, aller Fleiß nicht vom Fleck bringt, so ist's bitter. Es ist einem arg, nicht mehr nachzukommen, dem Nächsten nicht zu sein, was man ihm sein sollte, und sein eigenes innerlich anvertrautes Gut

abnehmen zu sehen. Es ist eine Prüfung, die über einem liegt, und aus der Gott allein befreien kann."

Untätig war Burckhardt niemals. In der Zeit der angestrengtesten Arbeit, wie in den Ferien, hat er immer viel gelesen. Seine liebste Muße war eine gute Lektüre. Er eignete sich mit raschem Herausgreifen des Wesentlichen eine ungewöhnliche Fülle von Kenntnissen an, und da er aufnahm nach Maßgabe seiner Herzensgüte, seines klaren Geschmackes und seiner deutlichen Lebensabsicht, so ordnete sich aller Stoff in ihm zu der organischen Ausgeglichenheit, die die wirkliche Bildung ausmacht. An der Erscheinung des Heroischen tröstete und erhob er sich; in den Zeiten der Anfechtung kehrte er immer wieder zu den Großen zurück. Wochen hindurch saß er allabendlich mit Shakespeares Dramen oder mit Dantes Divina Commedia. Es störte ihn nicht, wenn man um ihn herum sprach, und wer ihn lesen sah, dem ist die Haltung unvergeßlich, in der er, ruhig zurückgelehnt, das Buch weit von sich weghaltend, unverwandt, ohne die Züge zu verändern, mit dem aufmerksamen, leuchtenden Blick in sich aufnahm, nur bisweilen aufsehend und lange und nachdenklich irgend einen Gegenstand betrachtend. Er hat oft bei Goethe Rat und Kraft gefunden; jedoch das Verwachsensein mit der Natur und die völlige Hingabe an ihre Kräfte, die große harmonische Sinnlichkeit war ihm fremd. Bei Schiller fand er den Willen zur großen Freiheit, fand die Freiheit erreichbar, klar ausgesprochen und für jeden mutigen Kämpfer vorhanden in der Herrschaft des Willens, in der moralischen Erhebung. Schillers Leben: der Drang zur Vergeistigung, die aufzehrende, läuternde Arbeit, das stolze Ueberragen des befreiten Geistes, dieses zog ihn an und gab ihm jenes Gefühl warmer Dankbarkeit und vertrauensvoller Freundschaft, das die Lebenden den großen Toten weihen. Schillers Briefwechsel mit Goethe liebte er überaus. „Der Briefwechsel bietet einen ehrfurchtsvollen Einblick in die Werkstatt dieser beispiellosen Lebens-

leistung", schrieb er. Immer wieder las er den Don Carlos. „Das Mitleid, mit dem in diesem Drama alle Gestalten erschaffen sind, adelt die Handlung; da ist vor allem der König, dessen schreckliche Einsamkeit mehr Schmerz enthält, als die durch qualvolle Leidenschaften bewegten, aber eben doch von gegenseitigem Gefühl getragenen Geschicke der anderen." Das ungestümste Verlangen in Burckhardts Wesen hat Kleist berührt im Hohenlied der Gerechtigkeit, dem Michael Kohlhaas. Hier fand Burckhardt in unerschütterlicher Prägung knappsten epischen Stiles, in schmerzlichster Klarheit den Konflikt zwischen Welt und Recht, und sein ganzes Herz gehörte, dem Vorgang nachgehend, bis zuletzt dem Recht, bis in alle Folgen, bis zur Verdüsterung durch Komik, durch Widersinn und Fehler; ja beim Fehler, beim Frevel erst empfand er den bitter tragischen Mut des Helden am tiefsten, und er ging, er, der Mann der tapferen Begrenzung, der gleichmäßig abwägenden Einteilung, in dieser einen Leidenschaft: der Gerechtigkeit, beinahe ins Maßlose. Die Novelle war das Erlebnis in Burckhardts Berlinerzeit: er hat sie später seinem Sohn wiederholt vorgelesen; oft klang es, als rede der verschlossene Mann durch die furchtbare Erzählung von seiner eigenen scheu bewahrten Art, von der einzigen Stimme seines Innern, die bisweilen lauter sprach als seine Einsicht. Da Burckhardt beim Lesen alle Werte des Kunstwerks völlig zum Bewußtsein brachte, ertrug er Leidensvolles nur, wenn es durch versöhnende Liebe getragen war: die kleine Novelle Dostojewskijs „Eine dumme Geschichte" wies er einmal zurück, indem er sagte, dies sei zu grausam. Nur die Russen las er in der Uebersetzung; Französisch beherrschte er wie seine Muttersprache.

Alle schriftlichen Aeußerungen Burckhardts sind gekennzeichnet durch eine vorzügliche Form. Weder im kurzen Brief, noch in der längeren Abhandlung vernachlässigte er den Stil. Sein Stil war ausdrucksvoll, knapp und meistens anschaulich, in juristischen Publikationen bisweilen allzu ab-

kraft. Die Göttinger Preisschrift war schon den beurteilenden Professoren durch die Eigenart ihrer Diktion aufgefallen; dieser Umstand hatte dazu beigetragen, eine Namensverwechslung bei der öffentlichen Mitteilung des Preisresultates rasch aufzuklären.

Französisch schrieb Burckhardt so leicht wie Deutsch. Obwohl er durchaus von deutscher Kultur ausging, war dennoch der französische Einschlag in vielen seiner Aeußerungen auffällig: so in der beweglichen Ausdrucksfähigkeit seiner Konversation, in der geistreichen Sachlichkeit seines Vortrags, in der Leichtigkeit seiner Ironie, sowie in der Gabe, tatsächlich und fesselnd zu sein, ohne alle Tiefen zu berühren. In seinen Studienjahren las er vorzüglich französische Literatur. Paris liebte er überaus; er schrieb bei seinem letzten Aufenthalt daselbst: „Die sehr alte Kultur schlägt hier manchmal ins Verzerrte über; aber sie ist überall vorhanden und hat etwas Echtes, Gewordenes, nicht über Nacht Gemachtes. Es ist ein feines Volk, diese Franzosen; sie erholen sich immer wieder und bleiben obenauf nach beispiellosem Unglück und trotz einer sehr schlechten Regierung. Sie haben nur den Fehler, zu viel reiche Leute zu haben; wenn man nicht kämpfen muß, als Einzelner, wie als Volk, verliert man die Spannkraft." Wenn Burckhardt bei irgend welchem Anlaß zu seinen welschen Mitschweizern zu reden hatte, so verfehlte er es nie, zu betonen, wie heimatlich er sich unter ihnen fühle. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte er die intellektuellen Erscheinungen im romanischen Teil seines Vaterlandes. In einem Artikel: „Lettre à mon fils", den er anläßlich der Genfer Jahrhundertfeier in der Semaine Littéraire erscheinen ließ, hat er dem Verständnis und der Bewunderung Ausdruck verliehen, die er der Geschichte Genfs entgegenbrachte. „Dans la diversité si frappante qui nous est propre en Suisse, nous ne saurions nous passer, sans déchoir, des enfants de Genève", heißt es dort, und weiter: „Genève nous a donné la Suisse romande. Et

par là notre Suisse actuelle, cet alliage heureux de races diverses mais unies..." Und vor allem: „Genève l'a prouvé: l'idée est plus forte que la matière."

Fruchtbare Verbindung von verschiedenen Kulturen, das machte auch einen der besonderen Werte in Burckhardts Wesen aus. Synthese war seine Bestrebung in allem: Synthese, das war für ihn nicht lauer Mittelweg, sondern ein Herauslernen des Besten aus allen Extremen, ein Herausarbeiten des klaren Resultates. Er bestrebte sich stets, das Nebensächliche fallen zu lassen und das Hauptsächliche klar zusammenzuraffen. In einer Beurteilung schrieb er einmal: „X. hat manchen Fehler; aber eine seltene und große Eigenschaft besitzt er, die das andere wett macht, nämlich: Konzision. Konzision ist heute sehr selten; meist trifft man den Quark." Jahr für Jahr suchte Burckhardt immer mehr sich in den verschiedensten Phänomenen des Lebens auszukennen. Seine Universalität wuchs stetig: wenn in der Jugend seine Aufmerksamkeit sich vor allem in dem Umkreis seelischer Aeußerungen hielt, so wandte er sich in den späteren Jahren auch zu den Naturwissenschaften, las über Physiologie, über Chemie und orientierte sich über abgelegen scheinende ökonomische Fragen. Im Ergreifen immer neuer Gebiete lag neben dem schönen angeborenen Trieb des Hinzulernens und der bescheidenen Ungenügsamkeit ein vorab in den letzten Jahren zunehmender Zug, Anfechtungen aller Art, gefährlichem Beharren der Gedanken durch vielseitige Betätigung des Geistes zu entgehen, die Stimmen, die im Innern laut wurden, zu vermeiden durch das Hinhören auf Neues, das sich der Aufmerksamkeit deutlich darbot. Es ist auffällig, daß Burckhardt als gereifter Mann immer weniger den befreienden Ausdruck suchte und immer mehr sich bestrebte, durch die Ablenkung des Bewußtseins alles Bedrückende niederzuzwingen.

Als junger Mann fand er in der Musik Ruhe und Möglichkeit der Mitteilung: er spielte Klavier und phantasierte viel; große Musik in edler Ausübung kam ihm so nahe, daß

er das wirklichste Wesen dieser unbeschwerten Kunst erfahren durfte, das Durchlaufen des ganzen Gefühls in unsäglicher Freiheit, im tiefsten Leid noch beschwingt und keiner jubelnden Höhe allzu fern. Später hörte er immer seltener Konzerte. Selbst spielte er kaum mehr; nur den Gesang seiner Tochter begleitete er noch mit feinem Verständnis und großer Freude.

Während die Mitteilung eigensten Erlebens abnahm, wuchs im Gegenteil die Leichtigkeit, unter Menschen gesellig und gesprächig aufzutreten. In den letzten Jahren sprach Burckhardt gern und lebhaft. Während er aber mehr sprach, hielt er immer stärker zurück mit d e n Werten, die ihn wirklich berührten. Die Menschenfreundlichkeit, die die Großmutter einst am kleinen Kind gerühmt, hielt an das ganze Leben lang, nicht nur in den Taten der Aufopferung und der Liebe, sondern in feinen und reichen Rücksichten, die jedermann erwiesen wurden. Burckhardt besaß eine gleichbleibende Freundlichkeit im Verkehr, stille Herzenshöflichkeit und nicht zuletzt das Bestreben, jedem entgegenzukommen, jedem das Seine zu geben, ohne ihn irgend welche Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Eine populäre Schrift: „Die Stellung der Frau im neuen schweizerischen Zivilrecht" ist ein Beispiel für den gütigen Ton, den Burckhardt in die gemeinverständliche Erklärung eines von ihm gänzlich beherrschten Gebietes legen konnte. Wie wenige verstand er es, Freude zu machen; bei seiner eigenen Bedürfnislosigkeit in äußeren Dingen hatte er stets Sinn für die Wünsche der anderen.

Im Spiel mit kleinen Kindern zeigte Burckhardt ein ganz besonderes Verständnis: er konnte stundenlang ihr Leben mit Einfällen bereichern, und wenn er Geschichten erzählte, so war es, als gäbe er darin den Ursprung von all dem Freundlichen und Lichten, das seine eigene Herzensgüte ausmachte. In dem reinen Erstaunen der kindlichen Erfahrung lag für ihn größere Freude, als in den widersprechenden Ueberraschungen, den Heftigkeiten des Geistes der Entwicklungsjahre. Burck-

hardt liebte es, in der innigen und ehrfurchtsvollen Gedankenwelt der Kleinen selbst einfach und still zu werden. Wuchsen die Kinder auf, so entwuchsen sie ihm. Die entstellenden Dumpfheiten des Werdens suchte er kaum zu ergründen; er fürchtete das Unreife, und wenn er seine warme Neigung jedem, dem er sie einmal geschenkt hatte, auch stets bewahrte, so konnte er doch erst dem Gereiften nahe kommen. Was er an Erziehung gab, das war Beispiel und Freiheit; er sagte: „Das Beispiel kann anregen; jedoch nur die eigene Erfahrung kann bilden, die schmerzlichste am Allermeisten. Zwang hilft nur den Schwachen und kann nur Durchschnittliches erreichen." Nahestehende Familienmitglieder, Schüler und jüngere Untergebene im Amt haben Burckhardts Rat und Beispiel zu verdanken, was die Freiheit, die er ihnen ließ, zu voller Entfaltung brachte. Wie alle wahrhaften Erzieher verlangte er von *sich* mehr als von *andern*. Einige haben von ihm gesagt, er sei ihr Gewissen; andere haben es ausgesprochen, daß sie in schweren Lagen sich zu fragen pflegten: „Wie hätte er gehandelt?" Allen, die mit ihm arbeiteten, auferlegte sein Wesen Ehrlichkeit und Anstrengung. Mit strahlender Aufmunterung hat er manchem weiter geholfen.

Es gibt Naturen, die in den kleinsten Dingen Ewiges spüren, denen das eigene Erleben, verzehrend und belebend, zugleich immer wieder zu den tiefsten Symbolen für Allgemeines wird. Andere, zu denen Burckhardt gehörte, bleiben bewußt im Dienst einer Ueberzeugung; sie stehen und fallen für diese. Bei den ersten wechseln die Ahnungen vieler Schicksale: sie wachsen an, verdrängen sich und treten zuletzt als lebendige Vision ans Licht. Bei den andern aber ist nur ein einziges zwingendes Geschick: um das allein wird gekämpft, gelitten und gehofft; die Spuren aber, die es hinterläßt, graben sich einmal und unaussprechlich in das einsame Gemüt. Wenn wir Burckhardts Lebensgang zu überblicken suchen, so fesselt uns vor allem der Ernst, der in all seinen

Unternehmungen lebt. Es war ihm nicht vergönnt, irgend eine eigene Handlung leicht zu nehmen; in allem, was er tat, war er mit seinem ganzen Wesen: sein äußeres Erleben wurde auch zu seinem innern. Sich vergegenwärtigen, daß eine ganze Lebensaufgabe immer nach absoluten Maßen erfüllt wird, sich vorstellen, daß schwer errungene Begriffe jederzeit getreu befolgt werden, ohne Starrheit indes und mit beständig schaffendem Verständnis, sich klar machen, daß Reinheit, Gerechtigkeit und der Wille zum Guten die tiefsten, gleichbleibenden Züge einer Persönlichkeit sind, das heißt: sich dem Bewußtsein eines heroischen Lebenslaufes hingeben. Burckhardt hat weder Trost noch Halt bei anderen gesucht; wenn er die Last nicht mehr glaubte tragen zu können, fand er Zuflucht im Leben und in der Lehre Christi. Die Losung seiner schwersten Zeit war das Zinzendorfsche Lied:

Wir woll'n uns gerne wagen, in unsern Tagen
Der Ruhe abzusagen, die's Tun vergißt.
Wir woll'n nach Arbeit fragen, wo welche ist;
Nicht an dem Amt verzagen, uns fröhlich plagen
Und unsre Steine tragen aufs Baugerüst.

Zerstreut in Burckhardts Notizen finden sich von Zeit zu Zeit zwischen alltäglichen Aufzeichnungen rasch niedergeschriebene Gedanken; so steht in einem der letzten Notizbücher der Ausspruch Hebbels: „Das ganze Leben ist ein Werden; sich für Geworden halten heißt sich töten." Burckhardts Werden war ein beständiges. Die im menschlichen Leben so häufige fördernde Umkehr, die fruchtbaren Umwege traten kaum an ihn heran. Ihm war ein stetiges Weiterentwickeln gegeben, ein Tiefer- und Reicherwerden in der einmal aus Ueberzeugung eingeschlagenen Richtung. Er hatte in der Jugend die Leistung vermocht, nur den Weg zu gehen, den er für den guten und wahren hielt. Er hatte sich nie überlassen, sondern stets selbst geführt; das Ziel aber, nach dem er sich richtete, gab ihm seine Religion. Dem Ziel

näher kommen, das war „Leben" für ihn; das Ziel im Zeitlichen erreicht zu glauben, das hielt er für den Tod: immer, auch in der letzten Stunde, ging er dem Ziel entgegen. Seine edel bezwungenen Kräfte gehorchten der jederzeit bewußten Ueberzeugung, im Dienst eines Höheren zu stehen. Der reife Mann war dem Bereich der ewigen Dinge so nahe, daß er oft wie ein Fremder im Getriebe stand und ihm alles farblos und klein erschien; daß er dennoch weiterwirkte, daß keine Aufgabe ihm zu gering wurde, das lag an seiner tief inneren Ueberzeugung: unter jeder Bedingung und bis zuletzt nach besten Kräften wirken zu müssen in dem Dienst, der ihm bestimmt war. Einmal hat er sich noch in seinen späteren Jahren deutlich ausgesprochen über die führenden Werte seiner Einstellung. Er sagte: „Ich meine, daß wir ohne ein bestimmtes Verhältnis zum Uebersinnlichen und allmählich stets stärkerer Ablehnung alles Beiwerks gar nichts vom Leben haben. Und solange wir in der Welt sind, haben wir nach unsern schwachen Kräften zum Ganzen mitzuwirken. Niemand hat ein Anrecht auf äußeres Glück; all das ist reine Gnade und oft pure Versuchung. Was uns gelingt, gibt uns Glück, wenn es in schwerer Arbeit errungen ist, und bei der Arbeit ist der beseligendste Moment der, wo wir fühlen, daß wir nur ein Werkzeug sind und etwas durch uns spricht und wirkt, das über uns ist und doch gütig in uns ist und uns treibt und lenkt. Laß uns werden und vergehen: „denn wir sind ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein"; Lessing sagt das so schön: „Wenn Gott mich wählen ließe zwischen dem Besitz der Wahrheit und dem Geist des Forschens nach der Wahrheit, ich nähme das Letztere."

Mehrmals kehrt in Burckhardts Aufzeichnungen die Strophe von Goethe wieder:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

Wenn Freunde nach dem wahrsten Gehalt der Größe suchen, die diesem Leben eigen war, so finden sie ihn vielleicht ausgesprochen in dem Vers desselben Gedichtes:

Keine Ferne macht dich schwierig.

Carl Christoph Burckhardt hat sein Leben bis zur Neige gelebt; mehr geben konnte er nicht, und als er die Schranken des Irdischen mit dem ihm eigenen freien Mut durchbrach, da wurde auch bei ihm die große Sehnsucht aller höheren Naturen erfüllt: das Heimweh nach dem Uebersinnlichen.

---

# Die Pfarrer im Baselbiet in der Zeit der Trennung von Baselstadt.

Von K. Gauß.

Nie sind über die basellandschaftliche Kirche solche Erschütterungen dahingegangen wie in der Zeit der Dreißiger Wirren des letzten Jahrhunderts. Das Eigentümliche dieser Kirche zur Zeit vor der Revolution bestand darin, daß sie ganz unter dem Einfluß der Brüdergemeinde lebte. Schon frühe hatte die Brüdergemeinde in der Landschaft ihre warmen Anhänger gefunden, die eifrigsten in Benken, wo der Lehrer sich ihr angeschlossen hatte, während einer seiner Brüder als Missionar der Brüdergemeinde nach Astrachan auszog, und ein zweiter als Diakon in der ganzen Schweiz für die Brüdersache tätig war. Zu Ende des 18. Jahrhunderts waren, über den ganzen Kanton zerstreut, etwa 600 Anhänger der Brüdergemeinde in „verbundenen Häuflein" zu zählen, an einzelnen Orten, so auch in Liestal, von den Pfarrern geleitet. Zwar ging im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Zahl ihrer Glieder zurück, aber ihr Einfluß auf das Volk wurde größer, seit mehr und mehr junge und auch alte Pfarrer der Brüdergemeinde sich anschlossen. Es verstand sich nicht ohne weiteres von selbst, daß dies geschah. Denn von der Schule eines Semler, den viele als ihren Lehrer schätzten, zu der Auffassung der Herrenhuter war ein weiter Weg. Es bedurfte einer theologischen Bekehrung, wie sie gründlich Martin von Brunn, von 1810—1833 Pfarrer in Liestal, durchgemacht hat, von dem sein ehemaliger Jugendfreund, Marcus Lutz, bezeugte, „daß dieser einst so liberale Mann und geistige Adoptivsohn des ehrwürdigen Pestalozzi

sich im Labyrinthe des Mystizismus so weit und so tief hat verwirren können, daß er jetzt seine früheren Grundsätze gänzlich verleugnet." Namentlich widmeten herrenhutische Familien ihre Söhne dem theologischen Studium, nicht weil, wie behauptet wurde, von jeher in Basel der Grundsatz galt: „Wer zum Kaufmann zu dumm ist, aus dem macht man einen Landpfarrer", sondern weil tatsächlich neues religiöses Leben erwacht war. So kam es, daß man nach dem Sturze der Mediation bei den Wahlen fast ausschließlich auf diese jungen herrenhutischen Pfarrer angewiesen war, daß sie bald alle Stellen im Baselbiet besetzten und nach und nach einen überwiegenden Einfluß auf das religiöse Leben der Landschaft ausübten.

* * *

Es ist gar keine Frage, daß von der Brüdergemeinde großer Segen ausgegangen ist. Der vielfach veräußerlichten Frömmigkeit gegenüber, wie sie sich in der Orthodoxie geltend gemacht hatte, oder der Kälte des Rationalismus mit den bloßen sittlichen Forderungen wurde „die Religion als Freude, als Seligkeit und Frieden empfunden, als Religion der Liebe, nicht des Sollens und Müssens". Das war wirklich das Große und Anziehende. Es kann freilich keinem Zweifel unterliegen, daß auch wieder allerlei Schatten sich bemerkbar machten. Man kann es verstehen, wenn gerade auch kräftige Naturen der sonntäglich in starker Einseitigkeit verkündigten Lehre von der gänzlichen Sündhaftigkeit der Menschennatur und ihrer Unfähigkeit, etwas Gutes zu wollen und zu tun, widerstrebten, nach und nach der kirchlichen Gemeinschaft sich entzogen und religiöse Parteien in den Gemeinden bildeten. Dazu kam noch, daß sich manche vom Ungesunden, das den Herrenhutern von früher her anhaftete, nicht freizuhalten wußten. Dahin gehörte die gefühlsmäßig spielende Art von Jesu zu reden, daß man ihn nicht nur als Jesulein, sondern sogar als „Jesuleinchen" zu betiteln be-

liebte, daß „der Herr" ihr erstes und letztes Wort war, ohne daß man sich klar Rechenschaft gab, was man mit einem solchen Bekenntnis aussprach. Es war darum gelegentlich nicht völlig grundlos, wenn die Frage aufgeworfen wurde, wer unter diesem Herrn gemeint sei, ob der Herr Pfarrer oder der Herr Jesus, der Herr Antistes oder der Herr Amtsbürgermeister oder Gott, der Herr, selbst.

Mit dem Pietismus, der vor allem durch d'Annone in Muttenz, vorher in Waldenburg, Schule gemacht und der Brüdergemeinde vorgearbeitet hatte, hatten die Herrnhuter die Scheu gemein, „sich unter das Volk zu mischen, wenn es bei festlichen Anlässen sich dem Genusse hingab", damit aber auch die Unfähigkeit, „die laute, oft tobende Freude zu mäßigen und ihren Kirchenkindern zu zeigen, wie man in Ehren ein gesellschaftliches Lied singen und, ohne sich herabzuwürdigen, die Freude der Tafel und geselliger Unterhaltung genießen könne". Dagegen mußte stets anerkannt werden, daß die Pfarrer im Umgange mit ihren Gemeindeangehörigen nie ihre geistliche Würde vergaßen, noch daß sie sich von ihnen zurückzogen. Manchem war es freilich etwas unangenehm, daß, wer mit dem Pfarrer zusammenkam, sich bekehren, d. h. wie man urteilte, „seine Lebensweise, die Art sich auszudrücken, die Wahl seiner Bekannten ändern und seinem Wesen jenen trübseligen Anstrich geben mußte, welcher dieser Sekte überall eigen sei".

Sieht man nun aber diese Pfarrer in der Beleuchtung, in welche sie von der Revolutionspartei gestellt wurden, so sind sie allerdings nicht mehr zu erkennen. Bevor wir jedoch darauf eintreten, verfolgen wir zunächst ganz kurz den Gang der Ereignisse.

Die weitaus größere Zahl der Pfarrer vor der Revolution waren Stadtbasler und hielten schon darum zur Stadt. Vor der Helvetik war es den Kindern des Landes überhaupt nicht gestattet, sich dem theologischen Studium zu widmen und eine Pfarrstelle anzunehmen; eine Ausnahme

machten nur die Glieder der Familie Strübin in Liestal, die ihre Sonderstellung ihrer Abstammung von einer Basler Ratsherrnfamilie und der nahen Verwandtschaft mit dem Reformationsbürgermeister Adelberg Meyer verdankten.

Nachdem die Partialtrennung sich vollzogen hatte, mußte sich das Geschick der Pfarrer entscheiden. Am 1. April 1832 erklärte Pfarrer Zäslin in Kilchberg von der Kanzel, man solle dem neuen Gemeinderat nicht gehorchen, da er ungesetzlich sei. Der neue Präsident beschwerte sich darüber in Liestal. Es wurden jedoch keine Maßregeln gegen ihn ergriffen. Als erster verließ am 7. April der Liestaler Johannes Hoch, Pfarrer in Buus, der zweimal mit Baslerinnen verheiratet war, seine Gemeinde, „nicht von sich aus, sondern um auf Anraten gutgesinnter Gemeindebürger während des Gelterkinder Raubzuges der blinden Wut des fanatisierten Volkes zu entgehen." Er hielt sich noch eine Zeitlang in Maisprach auf. Verschiedene Pfarrer, Holinger in Diegten und Meyer in Waldenburg, machten in ihren Predigten „kränkende Anspielungen" auf die neue Ordnung der Dinge.

In Diegten hatte Holinger am 6. Mai, an welchem Tage die Beeidigung der neuen Verfassung für Baselland vor sich gehen sollte, am Schlusse der Predigt in Eptingen sich dagegen öffentlich ausgesprochen. Der Gemeindepräsident Jenni in Diegten machte hievon beim Verfassungsrate Mitteilung, „woraus das dortige Treiben des Pfarrers und alten Gemeindepräsidenten ersichtlich" war. Der Verfassungsrat sandte den Bericht an die eidgenössischen Repräsentanten und fügte hinzu, daß sich der geschilderte Uebelstand „hie und da in getrennten Gemeinden von allen Gemeinde- und noch bestehenden geistlichen Beamten fühlbar" mache, nirgends aber mehr als in Diegten und Eptingen von dem dortigen Pfarrer.

Der Hauptgegner Holingers in Diegten war der Altschulmeister Johannes Buser, der gegen den Pfarrer eine

persönliche Abneigung hatte und große Leidenschaftlichkeit gegen ihn zeigte. Holinger behauptete, daß dieser Mensch im höchsten Grade gegen ihn machiniere, ihm alles verdrehe, was er predige, obgleich der Besuch des Gottesdienstes ihm fremd sei, und er auf entstellte Berichte gehe. Bald nach seiner Warnungspredigt durfte, wie sich Holinger beklagte, dieser Mensch mit schamloser Stirn ihn im Schweizerboten verlästern, als hätte er die Leute wegen dem Merkurdurchgang am 4. und 5. Mai abergläubisch gemacht und die Leute veranlaßt, Wasser in die Häuser zu tragen, während Holinger an jenem Tage in Ober- und Niederdorf Schulexamen abgehalten und zu jenen Wasservorräten in den Häusern nicht die geringste Veranlassung gegeben hätte. Vielmehr habe der alte Schulmeister selbst es den Leuten angeraten, um hernach mit dem Pfarrer sein Gespött zu treiben. Es kam so weit, daß dem Pfarrer die Fenster im Schlafzimmer mit Steinen und Scheitern eingeworfen, ja die Kirche in Diegten in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni entweiht und verwüstet wurde. Holinger redete am folgenden Sonntag in der Predigt davon.

Die Regierung ermahnte die verklagten Pfarrer, sich nicht in die politischen Streitigkeiten zu mischen, vielmehr darauf bedacht zu sein, „die christliche Liebe, Duldung und Aufrichtigkeit, welche unter den vergangenen Zeitstürmen so manchen Stoß und bedenkliche Abnahme erlitten, in der Wahrheit der freisinnigen, versühnenden Religion Christi, unseres Heilandes, wieder zu erbauen und zu befestigen.“ Holinger verwahrte sich mit aller Entschiedenheit gegen die obrigkeitliche Verwarnung, da er sich keines Fehlers bewußt sei, der eine solche Maßnahme rechtfertige. Er wolle es auf eine genaue Untersuchung und Befragung der Gemeinde ankommen lassen, müsse sich aber ausbitten, einige Personen nicht abzuhören, die nun einmal, wie der Altschulmeister, eine persönliche Abneigung gegen ihn hätten. Er bestritt nicht, daß er gegen die Beeidigung der neuen Ver-

fassung geredet habe. Aber er habe es nur aus dem Grunde getan, weil damals die aufgestellten Behörden noch auf keinerlei Weise von der hohen Tagsatzung anerkannt waren. Er habe nur seine Ueberzeugung, wie sein Gewissen ihm geboten habe, ausgesprochen, um die Gemeinde vor einem „übereilten heftigen Eide" zu warnen. Wenn dagegen derselbe Eid vom Volke gefordert werde, nachdem die Behörden anerkannt seien, so könne und werde er nicht dagegen reden. Sodann erklärte er: „Wenn aber das das Evangelium der Liebe und des Friedens ist, wie einige Bürger in meiner Kirchgemeinde ein solches Predigen von mir wünschen möchten, zu allen Gräueln und Schandtaten zu schweigen, die sie in der Bosheit ihres Herzens gerne ausübten, so muß ich bekennen, dazu kann ich mich nicht verstehen." Holinger blieb vorläufig von der Regierung unangefochten. Bald darauf erhielt auch Pfarrer Legrand in Oltingen einen Verweis, weil er einen Taufschein nicht unterschreiben wollte. Vikar Samuel Merian, der einen Ruf nach Schaffhausen erhalten hatte, wünschte von seinem Vikariat in Liestal enthoben zu werden, wegen der schrecklichen Verwilderung der Jugend, und da er von den Knaben nur Widersetzlichkeit gegen den Religionsunterricht erfahre, auch jede seiner Kinderlehren gestört werde. Am 18. August machte der Regierungsrat Pfarrer Bernoulli in Bennwil Mitteilung, daß er als Pfarrer entlassen sei und das Pfarrhaus bis Ende des Monats zu räumen habe. Am 25. August wurde Peter Raillard in Laufen „wegen hartnäckigem Entgegenstreben" abgesetzt, am 14. September erfuhren „infolge aufrührerischer Umtriebe" Pfarrer Grunauer in Arisdorf, und „infolge unanständiger Predigt und Umtriebe" Pfarrer Meyer in Waldenburg dasselbe Schicksal. Grunauer ging. Nach seinem Weggange wurde ihm vorgeworfen, daß er noch 38 Franken und 5 Batzen schuldig sei, und er schwatze so dumm, daß selbst die Basler ihn auslachen. Ja der Advokat Herold, der das Pfarramt in Arisdorf versah, schleuderte

sogar dem Antistes die Grobheit ins Gesicht, er mache ihm und dem Predigerkonvent keinen Vorwurf, daß sie diesen Esel zum Pfarrer gemacht hätten, da er wisse, daß alle über denselben Leisten geschlagen seien. Pfarrer Meyer blieb vorerst noch in Waldenburg. Da man fürchtete, er möchte bei seinem Weggange das Kammergut, eine alte aus dem Reformationsjahrhundert stammende Stiftung, mitnehmen, wurde ihm Hausarrest auferlegt. Am Bettag Nachmittage sprach er sich wieder gegen die Regierung aus. Die Regierung von Baselland, welche die Texte und die Gebete für den Bettag geschickt hatte, hätte schon lange verdient, daß das Schwert der Rache sie getroffen hätte. Die revolutionär Gesinnten seiner Gemeinde schloß er vom Abendmahl aus. Die Regierung gab Auftrag, den widerspenstigen Pfarrer zu vernehmen. Meyer verließ nun Waldenburg.

Allein die Regierung gab sich mit diesen Entlassungen nicht zufrieden. Sie ließ sich am 21. September vom Landrate ermächtigen, diejenigen angestellten Geistlichen der alten Bezirke, deren Wirksamkeit er mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge unverträglich erachte, sofort ihres Dienstes zu entlassen. Schon am 25. September wurde Pfarrer Fürstenberger von Pratteln „als der neuen Ordnung widerstrebend" der Laufpaß gegeben, nachdem am Bettag Herold an seiner Statt in Pratteln gepredigt hatte, um die ohnehin schon aufgeregten Gemüter noch mehr zu entflammen. Es folgte am 13. Oktober Ecklin in Rotenfluh. Am 10. November wurde Legrand in Oltingen entlassen, der aber noch bis zum 3. August 1833 in Anwil blieb. Das war bei Legrand begreiflich, der in einem Briefe vom 28. Mai 1832 die Rotenflüher patriotischen Wahlmänner gegeißelt hatte, die mit einer roten Fahne nach Ormalingen gezogen waren unter Absingung des d'Annoneschen Liedes: „Wer will ein Jünger Jesu sein und nicht ein Widerchrist, der stell zur roten Fahn' sich ein." Er hatte sich weiterhin im selben Briefe geäußert: „Es sind überhaupt manche Spuren da, wie eine gewisse reli-

giöse Schminke über das wüste Wesen soll gezogen werden, und dadurch wird dann die Verstrickung und Verblendung vollendet." Am 23. November wurde Bruckner in Binningen entlassen, der nach Basel gewählt worden war, am 22. Dez. Stähelin in Wintersingen und am 29. Dezember Holinger in Diegten. Der 76jährige Bleienstein von Langenbruck hatte seine Entlassung beim Kirchenrat in Basel eingegeben; er wurde erst gebeten, Geduld zu haben, da Langenbruck zur Revolutionspartei übergegangen war, und so lange wie möglich zu bleiben. Auf erneutes Gesuch jedoch wurde ihm am 31. Oktober erlaubt, Langenbruck zu verlassen.

Es war begreiflich, daß alle die, welche die Revolution als eine Empörung gegen Gott beurteilten, nicht einfach ruhig zusehen konnten, sondern dagegen auftreten mußten. Sie taten es gewiß nicht, wie man ihnen vorwarf, aus Furcht, sie könnten alsdann nicht mehr so unbedingt über die Gemeinden auch in weltlichen Dingen herrschen wie bisher, sondern um ihres Gewissens willen und in herzlicher, aufrichtiger Sorge für das Heil ihrer Gemeinden, auch auf die Gefahr hin. daß die Kirchen von Woche zu Woche leerer wurden. Martin von Brunn predigte in Liestal gegen die Entlassung der Pfarrer. Der „Rauracher" aber hetzte nun gegen ihn: „Was hat ein Pfarrer vor dir voraus, als einen schwarzen Rock, wie ihn jeder Schneider machen kann?" „Behaltet diesen traurigen Betbruder, diesen langweiligen Propheten, behaltet ihn hier, ihr Liestaler, bis er verfault, und laßt euch dann noch seinen Sarg eine heilige Wallfahrtsstätte sein." Freilich ist auch zuzugeben, was gelegentlich auch in Basel von konservativer und christlicher Seite von den vertriebenen Pfarrern gesagt wurde: Es seien Märtyrer mit zweifelhaftem Heiligenschein unter ihnen gewesen.

Der Kirchenrat in Basel beschloß, den vertriebenen Pfarrern auch fernerhin den Gehalt auszubezahlen, außerdem aber an sämtliche schweizerische reformierte Kirchen von den traurigen Ereignissen zu berichten und die Hoffnung aus-

zusprechen, daß sie das Ihrige dazu beitragen möchten, dem Unfug zu steuern, daß ungeweihte und unberufene Geistliche sich in die widerrechtlich vakant gewordenen Stellen eindrängen, wie das Gimpert in Buus, der in Zürich nach übelbestandenem Examen zurückgewiesen und niemals ordiniert worden war, und Herold in Arisdorf, nicht ohne Begünstigung der Gemeinde, auch Zschokke, wiewohl ordiniert, in Lausen getan hätten. Der Rat von Basel aber protestierte bei den eidgenössischen Kommissarien gegen die Entlassung der Pfarrer, da sie auf Lebenszeit angestellt worden seien, und beschwerte sich noch besonders darüber, daß einem Pfarrer nicht einmal Kenntnis von der Klage gegeben worden sei, die gegen ihn erhoben worden war. Der Kirchenrat von Basel stand unter dem Eindruck, daß zwar die Achtung vor Religion und Gottesdienst gelitten habe, aber daß die Gemeinden doch nicht so gesunken seien, daß sie ohne Gottesdienst und Pfarrer sein möchten, daß die Absetzungen der Pfarrer nur deshalb erfolgt seien, weil man den Gemeinden vorgespiegelt habe, es sei leicht, andere Geistliche ihnen zu verschaffen. Er glaubte, die Gemeinden würden die Sache bald müde werden, wenn es sich als unmöglich erweise, die Pfarrstelle wieder zu besetzen, und würden die bisherigen Pfarrer behalten oder die Vertriebenen zurückrufen. In dieser Hoffnung ließ er am 14. November 1832 an sämtliche bedienstete und unbedienstete Diener der Kirche Christi zu Stadt und Land Basel die Aufforderung ergehen, „in keiner Gemeinde, deren Seelsorger widerrechtlich entsetzt worden, ein Pfarramt oder Vikariat anzunehmen oder sonst irgend eine kirchliche Funktion darin zu verrichten." In dieser Hoffnung konnte der Kirchenrat bestärkt werden, wenn man erfuhr, daß in Binningen die Leute aufgebracht waren, daß man ihnen den Pfarrer wegschickte, ohne sogleich einen andern an dessen Stelle zu setzen.

Es war gewiß eine Forderung der Klugheit, wenn der Pfarrverweser von Arisdorf, Aebli, der Regierung von

Baselland am 3. Dezember 1832 nahe legte, daß auf den folgenden Sonntag für die Gemeinde Binningen notwendig um einen eigenen Geistlichen gesorgt werden sollte; „sonst gibt es daselbst unruhige Auftritte." Allein der Regierung lag die Anstellung neuer Pfarrer weniger am Herzen als die Entfernung der bisherigen.

Sie trug sich nämlich bereits mit der Absicht, sämtliche Pfarrer, die sich nicht in unzweideutiger Weise auf die Seite der neuen Regierung stellten, aus dem Lande zu vertreiben. Der Landrat verlangte darum am 6. Dezember 1832, daß sämtliche Pfarrer und Pfarrverweser mit möglichster Beförderung den Verfassungseid leisten sollten. Dieser Eid verpflichtete sie: „das Evangelium Jesu Christi, wie dasselbige in der heiligen Schrift enthalten ist, allein nach den Grundsätzen einer nach evangelischer Wahrheit strebenden Bibelforschung zu verkünden, einzig und allein die Verfassungs- und gesetzmäßigen Behörden des Kantons als Oberbehörden auch in kirchlichen Angelegenheiten anzuerkennen und von keinerlei außer dem Kanton Basellandschaft bestehenden Behörde irgend eine Weisung in Bezug auf die Erfüllung ihrer Amtspflichten anzunehmen." Was zunächst die religiöse Seite des Eides anbetrifft, so ist anzuerkennen, daß er in einer Weise die Hauptsache herausstellt, daß man sich nur wundern und freuen kann. Es war darum durchaus ungerechtfertigt, wenn Legrand urteilte, daß Baselland bei dieser Verfassung auch nicht e i n e n Pfarrer bekomme, der das Evangelium in Wahrheit und Lauterkeit predige. Ebensowenig war in dem Eide seine Erklärung begründet: „Das Evangelium von Jesu, dem Heiland der Sünder, ist euch genommen."

Schwieriger war es allerdings für die bisherigen Pfarrer, die neuen Behörden auch als kirchliche Oberbehörden anzuerkennen; ja nicht nur schwierig, sondern bei ihrer Auffassung der Dinge unmöglich. Alle außer zweien, Marcus Lutz in Läufelfingen und Wilhelm Hoch, in Klein-

hüningen, dann in Ormalingen, haben sich denn auch aus Gewissensgründen geweigert, den Eid zu leisten. Infolgedessen mußte einer nach dem andern das Land verlassen: Martin von Brunn in Liestal am 5., Preiswerk in Muttenz am 7., Sarasin in Tenniken am 10., Burckhardt in Sissach am 26. Januar, E. Burckhardt in Rümlingen und Stähelin in Frenkendorf am 9., Fäsch in Ormalingen am 28. Februar, Burckhardt in Bretzwil und Huber in Benken am 9. März 1833. Nach dem Entscheidungskampf vom dritten August mußten auch noch die letzten Basler Pfarrer weichen. Schon am 5. August wurde vom Landrat beschlossen, daß sämtliche Pfarrer der bis zum 3. August nicht getrennten Gemeinden das Land zu verlassen hätten. Pfarrer Zäslin in Kilchberg glaubte die Aufforderung nicht so ernst nehmen zu müssen. Er blieb in Kilchberg. Allein am Samstag, den 10. August, abends, kam der Pfarrer von Rümlingen und erklärte, er werde am folgenden Tage predigen. Am Sonntag Abend holten zwei Landjäger, 9 Scharfschützen und ein Chasseur den Pfarrer in einem Wägelein nach Gelterkinden; von dort wurde er noch gleichen Abends von zwei Landjägern nach Liestal gebracht, wo er 11 Uhr Nachts anlangte. Am folgenden Morgen wurde ihm auf dem Polizeibureau eröffnet, daß er mit seiner Familie den Kanton zu verlassen und aller Funktionen sich zu enthalten habe. Zäslin erklärte, er wisse nicht, warum man ihn so fortschicke, da er sich nie in etwas Politisches gemischt habe. Er sei auch gar kein baslerischer Beamter, da er im Jahre 1799 von der Verwaltungskammer zum Pfarrer gewählt worden sei und keiner Regierung habe schwören müssen. Er bat um acht Tage Frist, um seine Sachen in Ordnung zu bringen. Er kehrte nach Kilchberg zurück und machte den Versuch zu bleiben. Die Gemeinde stand zum Teil zu ihm. Der Freiheitsbaum wurde in der Nacht vom 14. zum 15. August umgesägt. Der Pfarrer und der gleichgesinnte Schullehrer suchten ihre Gegner einzuschüchtern: „Wir stehen unter eidgnössischem Schutz; nehmt

euch in acht, was ihr tut.“ Der Präsident forderte daher die Regierung auf, schärfere Maßregeln gegen die beiden Männer zu ergreifen.

Zu gleicher Zeit wurde die Regierung in Kenntnis gesetzt, daß die ehemaligen Pfarrer Fäsch von Ormalingen und Holinger von Diegten sich in Gelterkinden aufhielten und alldort ihr schändliches Wesen trieben. Am 16. August meldete der Präsident von Gelterkinden, daß die Gemeinde einstimmig beschlossen habe, den Wunsch an die Regierung zu richten, daß ihr Pfarrer bis zu einem definitiven Tagsatzungsbeschluß in Gelterkinden gelassen werde, um so mehr, als dessen Frau jüngster Tage Kindbetterin geworden sei. Da auch in Kilchberg und Anwil — den letztern Ort hatte Legrand gleich nach dem 3. August verlassen — das Mobiliar der Pfarrer noch nicht fortgeschafft war, erging am 21. August an den Bezirksverwalter in Sissach die Aufforderung: die baselischen Priester, welche sich allenfalls in den ehemals nicht getrennten Gemeinden wieder einnisten möchten, mit aller Strenge fortzuweisen, ihren Familien eine Zeitfrist anzuberaumen, während welcher sie die Pfarrhäuser zu räumen haben, der Frau Pfarrerin in Gelterkinden hingegen den Aufenthalt bis zu ihrer Genesung oder Transportfähigkeit zu gestatten. Ein weiterer Widerstand war aussichtslos. Die Pfarrhäuser wurden geräumt.

Im September 1833 kam in Basel die „Erklärung und Zeugnis der achtundzwanzig vertriebenen Landgeistlichen des Kantons Basel“ im Druck heraus, worin sie vor der Oeffentlichkeit über ihr Verhalten Rechenschaft ablegten und zeigten, daß es ihnen Gewissenssache war, nicht nachzugeben, sondern dem Revolutionsgeiste furchtlos zu widerstreben. Sie betrachteten sich deshalb auch fernerhin noch als die rechtmäßigen Pfarrer, sie nannten sich Exulanten und die Gemeinden immer noch ihre Gemeinden, mit denen sie, in der Hoffnung zurückkehren zu können, in steter Verbindung blieben und für die sie den „Christlichen Volksboten“

gründeten. Sie hofften auch dann noch, als alle Hoffnung zerronnen war. So sehr die Treue zu achten ist, so machte sich doch auch eine gewisse Unbelehrbarkeit geltend, und es ist darum etwas Wahres daran, was von ihnen gesagt wurde: „Ungeachtet sie Uhr und Kalender vor sich haben, wissen sie gar nicht, welche Zeit es ist, sondern werden immerfort von der fixen Idee geplagt, es sei noch die alte Zeit, während wir doch längst in der neuen leben, essen, trinken, lachen, weinen, schlafen, wachen."

Ganz außer Frage ist freilich, daß manche der alten Pfarrer sich dauernd die Liebe ihrer Pfarrkinder gewonnen und auch durch den Wegzug das Vertrauen nicht verloren hatten. Schickten doch aus Liestal und andern Orten verschiedene Familien ihre Kinder nach Basel in den Unterricht. Am Herbstkommunionstage 1833 sah man eine Menge Bauersleute auf Wagen Liestal passieren, die in Basel oder Beuggen geistliche Speise suchten. In St. Jakob feierte Johannes Linder mit seinen getreuen Ziefenern das heilige Abendmahl. Kurz vorher aber hatte er an sie geschrieben: „Denen, die da meinen, sie machen mir eine Freude damit, wenn sie über den Kandidat Specht schelten, denen sage ich, es wäre besser, wenn sie für ihn beteten. Ist es gegen ihre Ueberzeugung, seine Predigten zu besuchen, so mögen sie es mit Gott ausmachen. Aber S c h e l t e n muß gewiß a u c h gegen eines Christen Ueberzeugung sein." Es ist ebenso ein deutliches Zeichen für die Anhänglichkeit der Gemeinde daß die Oltinger nach fünf Jahren die Absicht hatten, ihren Legrand wiederzuwählen. Legrand, der wie Walser in Tübingen studiert, nachher aber bei Fritz Oberlin im Steintal eine unvergleichliche praktische Anleitung empfangen hatte, hatte nun einmal die Ueberzeugung, daß die Empörung Sünde gewesen sei, und darum konnte er später schreiben, er würde auch jetzt in der Hauptsache handeln wie ehemals, nur mit mehr Weisheit, Liebe und Vertrauen. Wie er in seiner Gemeinde manches Jahr den Heidenboten und

allerlei Traktate verbreitet und dadurch den Sinn für Mission zu wecken gesucht hatte, so hat er später den protestantisch-kirchlichen Hilfsverein der Schweiz begründet. Seine besondere Gnadengabe aber war, wie er selbst einmal bekannte, die des Bettelns. Wenn wir noch dazu nehmen, daß der ältere von Brunn, Niklaus, bei der Gründung der Basler Missionsgesellschaft im Jahre 1815 beteiligt war, so sehen wir, daß diese vielfach geschmähten Pfarrer zwei Werke begründet haben, die nun wie die Mission ein Jahrhundert und der protestantisch-kirchliche Hilfsverein seit mehr als siebzig Jahren ihre segensreiche Tätigkeit entfaltet haben. Nach den Früchten zu urteilen, können diese Männer nicht so schlecht gewesen sein, wie man sie in der Erregung der Zeit dargestellt hat. Das Geheimnis ihres Erfolges war das, daß die Liebe Christi sie also drang.

* * *

Von sämtlichen dreißig Pfarrern, die vor den Wirren im Baselbiet gewirkt haben, sind nur zwei im Lande geblieben: Wilhelm Hoch und Marcus Lutz.

Hoch war, als die Revolution ausbrach, Pfarrer in Kleinhüningen. Er war der Sohn des Gemeindepräsidenten und spätern Siechenhauspflegers in Liestal; ein Bruder war Missionar, eine Schwester mit einem Pfarrer verheiratet. Seine Frau war die Tochter des Niklaus Brodbeck, Statthalters von Liestal während der Zeit der Helvetik, eines eifrigen Anhängers der Brüdergemeinde, der sich gelegentlich ein Gewissen daraus gemacht, an der Politik teilgenommen zu haben, andererseits aber sich dann getröstet hatte, daß er die Gemeinde ohne Blutvergießen durch die aufgeregte Zeit hindurchgeführt hatte. Hoch tritt im ganzen wenig hervor; gemeinsam mit Lutz stellte er an die Regierung das Verlangen, sie möchte, wie das die Verfassung von 1832 in Aussicht stellte, eine kirchliche Verfassung herbeiführen. Als einziger Landschäftler unter den gebliebenen Pfarrern wurde

er bei den Verhandlungen, die über das Kammergut geführt wurden, als Vertreter der Landschaft beim eidgenössischen Schiedsgericht verwendet.

Mehr Bedeutung hatte der Pfarrer von Läufelfingen, Marcus Lutz. Er war 1798 von der Verwaltungskammer als Pfarrer in Läufelfingen gewählt worden, hatte, wie Zäslin, in Kilchberg keinen Eid schwören müssen und hielt sich darum nicht in dem Maße der Basler Regierung verpflichtet, wie die andern Pfarrer, welche Basel durch den Eid verbunden waren. Lutz und Hoch wurden gelegentlich als die einzigen „populären, freisinnigen und leidenschaftslosen Männer" unter den Pfarrern ausgegeben, wogegen aber die vertriebenen Basler mit Entschiedenheit protestierten. Lutz hatte eine entschiedene Abneigung gegen das Konventikelwesen und namentlich gegen die Brüdergemeinde; aber er wollte darum noch nicht als ein „eidbrüchiger Apostat" gelten, weil es ihm nicht gefallen mochte, einer Bruderschaft anzugehören, die andere Ansichten über religiöse Gegenstände, andere Ausdrücke und andere Uebungen hatte, als er hatte und gewohnt war, und deren Intoleranz, wie er behauptete, er aus alter langer Erfahrung kannte.

Lutz hatte sich nicht bewogen gefühlt, die Landschaft zu verlassen. In der Hoffnung, auf seiner Pfarrei bleiben zu können, wo er 35 Jahre gewirkt hatte, verstand er, der nicht mit zeitlichen Gütern gesegnet war, sich zu einigen Opfern, ohne, wie er betonte, sich der Charakterlosigkeit schuldig zu machen, oder seinen bürgerlichen Pflichten entgegenzuhandeln. Als er am 17. August 1832 aufgefordert wurde, die Gedächtnisrede auf die am 21. August 1831 gefallenen Landschäftler zu halten, lehnte er den Auftrag ab. Dagegen ließ er sich herbei, nach der Gedächtnisfeier vom 21. August in Läufelfingen „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut" singen und Abendmahl feiern zu lassen, im Gegensatz zu den übrigen Pfarrern, welche sich geweigert hatten, „für die Greuelszenen in Gelterkinden ein Te Deum anzustimmen". Er führte dabei

aus, wie dankenswert es sei, daß sie, die Läufelfinger, dieses heilige Mahl so ungestört und ruhig genießen könnten. Ebenso übernahm er den Auftrag, auf den Bettag 1832 die Gebete zu verfassen, die vordem vom Basler Kirchenrate ausgegangen waren. Wiederholt predigte Lutz in Rümlingen und in Sissach, obwohl der Kirchenrat von Basel am 14. November 1832 verfügt hatte, daß die getrennten Gemeinden von Basler Pfarrern nicht bedient werden dürften. Auch von Buus erhielt er die Aufforderung zu predigen. Außerdem ließ er sich als Schulinspektor in Oltingen, Wenslingen und Zeglingen von der landschaftlichen Regierung verwenden, war auch kurze Zeit Mitglied der Prüfungskommission für neue Schullehrer, gab aber das Amt bald wieder auf, nachdem er im „Eidgenossen" zur Zielscheibe des Spottes gemacht worden war. Dagegen bat Lutz am 30. Dezember 1832 den Regierungsrat von Baselland, er möchte ihn mit der Eidesleistung verschonen. Nicht darum, weil er sich um die Ansprüche des Herrenhutismus kümmere, sondern weil er seinerzeit beim Eintritt ins Ministerium das Gelübde abgelegt habe, bei der Basler Konfession zu bleiben, und erst gehen könne, wenn die basellandschaftliche Kirche aus dem Verband der Basler Kirche gänzlich entlassen sei, widrigenfalls er des Genusses des Kammergutes und der Witwen- und Waisenkasse verlustig gehe. Man ließ Lutz eine Zeitlang gewähren. Als die Regierung die Schullehrer absetzte, machte Lutz ihr deswegen Vorstellungen, ebenso trat er gegen das Schreiben Herolds gegen den Basler Antistes auf und verlangte, daß der Preßfreiheit des „Rauracherś" Einhalt getan werde.

Anfangs Mai 1833 forderte die Regierung Lutz und die übrigen Pfarrer, welche den Eid noch nicht geleistet hatten, auf, dies Versäumnis nachzuholen und stellte ihm in Aussicht, daß ihm im Weigerungsfalle die Besoldung nicht mehr ausgewiesen werde. Lutz sah sich nun in einer fatalen Lage. Von Basel aus war ihm bis Ende des Jahres 1832

aus dem Kirchenfond sein Gehalt bezahlt worden, seitdem vom Staate Baselland. Leistete er den Eid, so konnte er voraussehen, daß er von der Liste der Diener in Basel gestrichen würde. Er machte darum den Versuch, die Eidesleistung noch einmal hinauszuschieben, so lange, bis das „feindselige Basel“ die Landschaft als souveränen Staat anerkenne. Dabei berief er sich auf seine „bekannte warme Vaterlandsliebe und treue Ergebenheit an die Sache von Basellandschaft“ und bezeugte es, wie wenig sein Herz mit Basel harmoniere, noch jemals harmonieren werde. Die Regierung aber ließ sich nicht mehr umstimmen, sondern forderte Lutz auf, sich zur Eidesleistung bereit zu halten, wenn er nicht Entsetzung von seiner Stelle gewärtigen wolle. In dieser Verlegenheit wandte sich nun Lutz an den Antistes von Basel um Rat. Dieser legte ihm nahe, das Benehmen seiner Amtsbrüder zum Vorbild zu nehmen und den Eid zu verweigern. Er könne dies um so eher tun, als zu erwarten sei, „ein Zustand, der auf Lügen und Unrecht gegründet sei, werde nicht von langer Dauer sein.“ Zu gleicher Zeit hatte das Farnsburger Kapitel, d. h. die vertriebenen Pfarrer dieses Kapitels, die noch ihre alten Rechte in vollem Umfange in Anspruch nahmen, an den Kirchenrat die Anfrage gestellt, wie sie sich Lutz gegenüber zu verhalten hätten; nach allem, was geschehen sei, wünschten sie ihn diesmal bei der Einladung zu übergehen. Der Rat beschloß, Lutz selbst zur Vernehmlassung aufzufordern und das Kapitel aufzufordern, ihn einzuladen, sofern er sich weigere den Eid zu leisten. Lutz rechtfertigte sich. Der Kirchenrat fand es ungehörig, daß Lutz sein Unrecht nicht eingestehen wolle und fand den Ton seines Schreibens nichts weniger als bescheiden. Besonderes Mißfallen erregte es, daß Lutz erklärte, seine Amtsbrüder hätten unnötigerweise ihre Stellen verlassen. Ein Mitglied machte den Versuch, Lutz zu verstehen. Es müsse manches bei Lutz nicht so übel gedeutet werden, da man wisse, daß er ein inkonsequenter aus heterogenen Elementen zusammen-

gesetzter Mensch sei. Die Mehrheit war aber in seiner Verurteilung einig. Er habe sich grober Fehler schuldig gemacht. Unwürdig sei, daß er sich von den Gemeinden für seine Predigten habe bezahlen lassen, unbegreiflich, daß er neben einem Rolle als Schulinspektor habe amten können. Sein ganzes Benehmen zeuge von Verstandes- wie Charakterschwäche, auch seine Verteidigung zeige dies, indem er andere anschwärze, um sich weiß zu waschen. Er sei ein Amphibium und habe gehofft, es mit keiner von beiden Parteien zu verderben. Demgemäß wurde Lutz mitgeteilt, daß der Kirchenrat die Verteidigung nicht als genügend erachte, und ihm nahe gelegt, er sollte in sich gehen. Wenn er sich bessere, wolle man das Geschehene vergessen, sonst behalte sich der Kirchenrat weitere Schritte vor.

Lutz blieb aber bei seiner Meinung. Am 27. Juli wurde er auf den 1. August zur Eidesleistung nach Liestal eingeladen. Allein am Vorabend der Entscheidung wurde die Eidesleistung noch einmal ausgestellt. Nachdem aber am 3. August 1833 die Würfel gefallen waren, mußte Lutz doch noch den Eid leisten. Er tat es in aller Form am 17. September. Am 6. März 1835 beschloß der Kirchenrat in Basel, Lutz als auswärts Bediensteten im Regimentsbüchlein aufzuführen. Er konnte sich allerdings dieses Ausganges nicht mehr lange freuen, denn am 22. Oktober desselben Jahres machte der Tod seinem Wirken ein Ende.

* * *

Der Basler Kirchenrat hatte sich nach der ersten Vertreibung der basellandschaftlichen Pfarrer an die schweizerischen Kirchenbehörden mit der Aufforderung gerichtet, ihren Pfarrern den Eintritt in den basellandschaftlichen Kirchendienst zu verbieten. Er hatte jedoch keinen Erfolg gehabt. Denn St. Gallen fragte in Liestal an, unter welchen Bedingungen St. Galler Pfarrer in baslerischen Ge-

meinden angestellt würden. Bern erklärte sich der Landschaft gegenüber mit Freuden bereit, Mitgliedern seines Ministeriums die Urlaubsbewilligung zur Uebernahme eines Pfarramtes im Baselbiet zu erteilen. Als später der Glarner Leuzinger, der in Basel studiert hatte, in Benken als Pfarrer antrat, wurde vom Basler Kirchenrat beschlossen, keinen Studenten mehr zu ordinieren, der nicht ausdrücklich verspreche, nimmermehr auf der getrennten Landschaft eine Stelle anzunehmen. Es fanden sich gleichwohl Leute genug, welche die verwaisten Gemeinden zu bedienen bereit waren. Sogar baslerische Kandidaten hielten sich nicht fern. In Bennwil wurde Kandidat Linder als Pfarrer begehrt, der dort geboren war. Er wollte freilich nur unter der Bedingung die Anstellung annehmen, daß ihm vom Basler Kirchenrate die Erlaubnis dazu gegeben werde. Daß aber ein Basler Kandidat überhaupt geneigt war, in einer getrennten Gemeinde den Dienst zu übernehmen, erregte allgemeinen Unwillen. Als Linder noch einmal predigte, erhielt er einen Verweis; für den Fall, daß er fortfahren sollte, wurde ihm mit Suspension gedroht. Als der Kandidat J. Schaub von Liestal in Rümlingen ein Amt annahm, wurde er von der Liste des baslerischen Ministeriums gestrichen. Dasselbe Schicksal erfuhr Wilhelm Hoch, nachdem er die Pfarrei Ormalingen gegen die von Kleinhüningen eingetauscht hatte.

Die Einführung der neuen Pfarrer vollzog sich nicht überall ohne Hindernisse. In Arisdorf gossen die Anhänger des alten Pfarrers in der Nacht vor der Einsegnung Aeblis „dem Kirchenwege entlang allenthalben stinkende Jauche" aus. Im übrigen hielt man darauf, daß die Einführung möglichst einfach vor sich gehe durch einen Pfarrer oder Erziehungsrat, ohne Zeremonie, ohne Segensspruch, ohne Einweihung. „Wie man jeden Menschen, den man zum ersten Male in Gesellschaft mitbringt, den Anwesenden vorstellt und seinen Namen sagt, so macht man dies auch bei den Geistlichen."

Die bloße Aufzählung der Namen der neuen Pfarrer läßt schon die Vielgestaltigkeit dieser neuen geistlichen Führer vermuten, die dadurch noch nicht eines Geistes wurden, daß der Landrat beschloß, sie müßten „alle gleichförmige Kirchenkleider tragen.“ Es waren: Rahn von Zürich in Pratteln; Tanner von Herisau in Langenbruck; Gabathuler von Wartau in Waldenburg; Koller von Winterthur in Oltingen; Ringier von Zofingen in Bennwil; Nüsperli von Aarau in Rotenfluh; Stephani von Guarden in Buus; Aebli von Bilten in Arisdorf; Zschokke von Aarau in Lausen; Weyermann von Bern in Binningen; Walser von Teufen in Liestal; Stooß von Bern in Diegten; Wälti von Zurzach in Tenniken; Fehr von Berneck, St. Gallen, in Muttenz; Hoch von Liestal in Ormalingen; Keßler von Rehetobel in Sissach; Schweizer von Brunnadern, St. Gallen, in Frenkendorf; Abderhalden von Wattwil in Münchenstein; Wolleb von Basel in Bretzwil; Weber von St. Gallen, bisher Pfarrer in Krinau, in Bubendorf; Schmitz, offenbar ein Deutscher, dessen Heimat der Regierung nicht bekannt war, erst Vikar in Gelterkinden; Leuzinger von Mollis in Benken; Schaub von Liestal in Rümlingen; Rothpletz von Aarau in Buus; Gyger von Brunau, Thurgau, in Kilchberg und Specht von Prechtal im Großherzogtum Baden in Ziefen.

Der Mann, der unter den neuen Pfarrern am meisten hervortrat, war der Liestaler Pfarrer Johann Ulrich Walser. Das älteste von dreizehn Kindern, in Teufen als Sohn eines beliebten Arztes geboren, war er mit zehn Jahren zu einem Onkel in den Kanton Thurgau gekommen, der Pfarrer war. Unter seinem Einfluß betrat er die geistliche Laufbahn, wozu er nicht geschaffen war, weil ihm der innere Beruf fehlte, und so mußte es später dahin kommen, daß ihm das Pfarramt entsetzlich verleidete. Mit neunzehn Jahren wurde er Pfarrer in Grub. Walser trat gerne in Widerspruch mit dem Bestehenden. Darum nahm er sich gerne

solcher Leute an, die von der offiziellen Kirche gedrückt waren. Er schrieb eine Geschichte der appenzellischen Täufer: „Wahrheit und nur Wahrheit will ich schildern, das ist die Partei, zu der ich gehöre, die Sekte, zu der ich mich bekenne." Er nahm sich eines „heimatlosen Flüchtlings", Hartwig Jundt-Radowskys, an, der zwar als Christen sich bekannte: „Was bedarf es mehr, als den festen, innigen Glauben an Gott, der als liebevoller, gütiger Vater für das Wohl aller seiner Geschöpfe sorgt", der aber von seiner „Vernunftreligion" aus alles mit seinem Spotte übergoß, was ihm als vernunftwidrig vorkam. Walser geriet aber auf diese Weise mehr und mehr in Gegensatz zu der Kirche. Er wetterte gegen die Kindertaufe, als „eine Handlung voll Zwecklosigkeit und Widerspruch und ohne allen vernünftigen und biblischen Stützpunkt", oder er meinte, daß nach Christus und Paulus die Heiligung der Sonn- und Festtage „mit Kirchen- und Müssiggehen" sehr töricht und tadelnswert sei, und sah in den sogenannten kirchlichen Vereinen, wie er die Kirchen nannte, nichts weiter als öffentliche, unter dem Schutze des Staates stehende, religiöse Anstalten zur geistlichen und sittlichen Veredlung des Volkes, lauter Gedanken, die er später in seinem neuen Wirkungskreise mit Entschiedenheit vertrat. Diesen Mann wählte Liestal am 7. Januar 1833 zu seinem Pfarrer. Was Walser nach Liestal zog, war vor allem das hohe Freiheitsgefühl. Schöner als in irgend einem andern Gau des Schweizerlandes, äußerte er sich in seiner Abschiedspredigt in Grub, blüht jetzt dort die Freiheit und nirgends habe man ihr in neuerer Zeit größere Opfer gebracht. Diesen herrlichen Bau der Freiheit, der so schön begonnen worden sei, möchte er gerne vollenden helfen.

Wir haben kein Recht und keinen Grund, die Redlichkeit dieses Willens zu bestreiten. Es ist im Gegenteil zu betonen, daß nur bei dieser Anerkennung das ganze Verhalten dieses Mannes verständlich wird. Es wirkten bei

ihm und seinesgleichen die Gedanken der großen Revolution nach, die alle Schranken wollten niedergerissen sehen, die sich namentlich in einem alle geschichtliche Bindung zerstörenden Individualismus und Freiheitsrausch kundgaben. Er fand in der Landschaft Gesinnungsgenossen. Walser hielt seine Antrittspredigt über das Wort des Paulus: „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber nur Knechte um Jesu willen", und bezeichnete es als seine Aufgabe, Liebe in Wahrheit zu verkündigen. Nach dieser tatsächlich evangelischen Predigt konnte man das Beste erwarten.

Schon vor Walser war der Advokat Herold aus Frankfurt nach Liestal gekommen. Er wurde, da noch keine Pfarrer zu haben waren, aufgefordert, in Arisdorf und gelegentlich auch in Pratteln zu predigen. Wie kein anderer hat er seinen Spott und Hohn über die bisherigen Pfarrer ausgegossen. „Diese sitzen nun müßig; Müßiggang ist aller Laster Anfang. In der frommen Missionsstadt schleichen sie jetzt umher als Zionswächter und Himmelsdemagogen und leben wie die geheime Polizei von Angeberei und tückischem Blindschleichen." „All ihr Streben ging darauf aus, den Menschen das Frohgefühl der Lust, das Selbstgefühl der Kraft zu rauben; . . . sie haben auch bei dem Anschauen der Natur und des Menschenlebens keine Erhebung und sie müssen das Gebetbuch unterm Arm tragen, um den Gedanken an Gott nicht zu verlieren. Sie möchten alles gern mit dem Blut Christi anstreichen, des Himmels Blau und der Wiese Grün möchten sie christiblutrot färben, so wenig verstehen sie den Herrn der Welt in seiner reichen Mannigfaltigkeit zu ehren."

Von einem Verständnis für die Frömmigkeit, wie sie bis dahin gepflegt worden war, ist bei diesem Manne gar keine Rede. Man darf es wohl gelten lassen, wenn er die Aengstlichkeit seiner Gegner geißelt: „Die Vernunft ist ein gefährliches Ding und alles stände besser, wenn nur die Ver-

nunft nicht wäre. Ein wenig Vernunft muß der Mensch allerdings haben, sonst wüßte er ja nicht einmal, wo er den Löffel anfassen muß." Aber herzlos klingt's, wenn er sich über den Sturz Basels ausläßt: „Pfaffen, Millionarren, Betstündler und Leckerlikrämer sind sie alle ... Was hat Basel noch mehr, als Traktätleinschreiber und Achselhänger, als traurige Stündler und heidengierige Missionsgesellen? ... Die Heiden fluchen jetzt schon den Namen der geistesverkehrten, herzensverdrehten Eiferer, welche ausgehen, um in fernen Landen unter dem Namen der Christusreligion ihre fromme Dummheit zu verbreiten." Und ungerecht war es ebenfalls, wenn er von den alten Pfarrern schalt: „Sie sind zu träge, das Leben anzuschauen, zu abgestumpft, um die frische Kraft der Zeit zu prüfen, zu geist- und begeisterungslos, um würdigen Schritt halten zu können mit den tapferen Streitern, und darum führen sie euch in die Kämmerlein und trillern wimmernd mit euch etliche alte Weibermelodien."

So sehr nun auch solche Urteile über die früheren Pfarrer weit über das Ziel hinausschießen, ja nicht anders denn als Karrikatur beurteilt werden müssen, so wäre es doch ebenso ungerecht, den Männern der Revolutionspartei alle Religion abzusprechen. Gerade Herold hat doch gelegentlich Worte gefunden, aus welchen der echte Ton des Glaubens herausklingt: „Es muß uns Vieles, sehr Vieles gleichgültig werden, wenn uns die wahrhafte Hauptsache nicht unter zufälligen Nebendingen verloren gehen soll." Dabei konnte er allerdings manches zu den Nebendingen rechnen, was vor ihm und nach ihm ganz anders beurteilt worden ist und gelegentlich dem Antistes Falkeisen pathetisch zurufen: „Wir sind Weltkinder, Söhne unserer Zeit und haben einen eigenen Gott ... Lesen Sie Ihre Offenbarung und bleiben Sie gläubig an den Leichnam und an die Verwesung, aber streuen Sie den Moder der Vergangenheit, den Schutt Jerusalems nicht auf die blühende Wiese der Gegenwart." Es ist auch etwas Richtiges daran, daß der

Pietismus zwar das Bibellesen verbreitete, aber den Grundsatz der freien Forschung stürzte und Menschensatzung über das Gottesgebot stellte. Und es zeugt doch wirklich von starkem Glauben, wenn dem Einwand gegenüber, daß bei dem Grundsatz der freien Forschung der Protestantismus sich zersplittere, geantwortet wurde: „Allerdings führt die Forschung zur Verschiedenheit. Aber dennoch ist dieser geistige Kampf der einzig gerechte Krieg und man sollte ihn heilig nennen. Die Forschung reinigt und erweitert die Wahrheit und führt zuletzt immer zur Einheit... Wir gelangen durch Wahrheit zur Freiheit und durch Freiheit zur Liebe." Man spürt auch das Dringen auf Verinnerlichung, wenn verlangt wurde, daß der Bibel-Glaube in der Ueberzeugung begründet werden müsse, oder wenn erklärt wurde: „Jetzt muß ein neues aufgebaut werden, nicht auf den Unverstand, sondern auf den Verstand der Menschen, nicht auf blindes Glauben, sondern auf vernünftiges Prüfen, nicht auf sklavischen Gehorsam, sondern auf freie Ueberzeugung, nicht auf den Geist der alten Geistlichen, die keineswegs unsere Meister sind, sondern auf den Geist Jesu Christi, unseres Herrn."

Es ist sehr deutlich zu spüren, durch welche theologische Schule die Revolutionspfarrer hindurch gegangen sind. Es werden einmal für die ältern genannt: Semler und Baumgartner, sodann Schleiermacher, Wegscheider, Schultheß und der frühere DeWette, für die jüngeren noch Tholuk; d. h. aber, wir haben es durchaus nicht mit einer einheitlichen Schule zu tun. Sind Wegscheider und Schultheß die Vertreter des Rationalismus, der nichts für wahr hält, was nicht vor dem Richterstuhle der Vernunft besteht, so meldet sich in Semler und DeWette die geschichtliche Auffassung des Christentums, deren Anregungen die evangelische Kirche bis in die Gegenwart hinein die reichste Befruchtung verdankt. Steht Schleiermacher als der alle überragende Begründer der modernen Theologie vor uns, so ist Tholuk der Vertreter des neuen Pietismus, der nament-

lich durch ihn zu segensreichem Einflusse gelangt ist. Bei Schultheß in Zürich konnten die aus der Ostschweiz stammenden Pfarrer die Abneigung gegen „Mystizismus und Pietismus" lernen; hatte er doch in einer Schrift von 1815 das „Unchristliche und Vernunftwidrige, geistig und sittlich Ungesunde" mehrerer Büchlein, die seit einiger Zeit, besonders von der Traktatgesellschaft in Basel und ihren Freunden heimlich ausgestreut wurden, bekämpft. Anderseits aber tat er sich auf dem Gebiet der Volksschule hervor, die er nach Pestalozzis Vorgang zu heben und zu fördern suchte. Ludwig Friedrich Otto Baumgarten-Crusius, † 1842, wehrte sich für religiöse Freiheit gegen Harms und trat gegen den Vulgärrationalismus auf.

Die Schüler solcher Männer, traten die Revolutionspfarrer ihr Amt in der Landschaft an. Die Gemeinden freuten sich, wie berichtet wird, Lehrer gefunden zu haben, welche im Sinne einer nach Wahrheit strebenden Bibelforschung die schönen Regungen der Zeit und des Volkslebens pflegen und, den Seelenfrieden der einzelnen erbauend, auch die zu unwürdigem Menschen- und Freiheitshaß entflammten Gemüter besänftigen zu können schienen. Tatsächlich waren die meisten vom besten Willen erfüllt, ihr Amt recht zu verwalten. „Erfüllen wir unsere Pastoralpflichten getreu und gewissenhaft, verkündigen wir unsern Anvertrauten das Wort Gottes rein und lauter; geben wir ihnen ein gutes Beispiel, beschäftigen wir uns mehr mit der Seelsorge als mit der Diplomatie, studieren wir tüchtig!" das war die Losung des Pfarrers Tanner von Langenbruck, die viele sich zu eigen machten. Leider ist uns über die Predigtweise und den Religionsunterricht dieser Pfarrer nur sehr spärliches erhalten geblieben. Nüsperli, ehemals Pfarrer in Rotenfluh, predigte später als Bezirkslehrer zu Waldenburg einmal für den Dichterpfarrer Friedrich Oser, als diesem ein Töchterchen gestorben war, in Anlehnung an das Psalmwort: „Er gibt Schnee wie Wolle und streuet Reif wie Asche",

und redete: 1. Von den Wintervergnügungen, 2. Vom Mikroskop und 3. Vom ewigen Leben, wozu allerdings zu bemerken ist, daß die Ausführungen die religiösen Gedanken besser zu ihrem Rechte kommen ließen, als die sonderbare Einteilung vermuten läßt. Denn Nüsperli führte aus, daß, wenn der Winter neben dem Harten auch seine Reize hat, so auch das Leben, daß dem forschenden Geiste erst die Wunder der Schöpfung sich auftun, daß aber all unser Wissen und Erkennen Stückwerk ist und auf eine Vollendung im ewigen Leben hinweist. Der Mann hatte in klarer Erkenntnis, daß ihm die Gabe der Mitteilung seines religiösen Besitzes fehle, das Pfarramt gegen das Lehramt vertauscht. Dagegen ist uns ein anschauliches Bild von der Tätigkeit des Pfarrers von Kilchberg gezeichnet worden. „In der Religionsstunde gab er eine Anzahl von Bibelstellen oder Liederversen an, die sofort auswendig zu lernen waren. Es begann das Summen der Lernenden laut und immer lauter. Dabei ging er mit einem Stock unter dem Arm auf und ab, und wo ein Kind lässig zu sein schien, da rief er ihm zu: „Lehret, lehret doch!" Wer das Gelernte ordentlich aufsagen konnte, durfte nach Hause gehen. In der Kinderlehre ging es ebenso geistlos zu. Kläglich war es mit dem Gottesdienst bestellt. In der Monotonie einer Sägemühle floß ununterbrochen sein Vortrag dahin; die Gemeinde saß steif und teilnahmslos da, halb wachend, halb schlafend, und nur wenn der Name Jesu Christi genannt wurde, da lüpften die Männer ihre Hüte und neigten sich, oder schwankten die Reihen der Frauen. Seine Texte nahm der Pfarrer mit Vorliebe aus den Sprüchen Salomonis und dem Buche Sirach. Er sprach nie von dogmatischen Dingen oder einer höhern Sittlichkeit — Reue und Buße, Wiedergeburt und Gotteskindschaft — sondern beschränkte sich auf moralische Rezepte für das Leben; den himmlischen Vater lehrte er kennen als den Spender von Gras für das Vieh, Brot für die Menschen, und Gutwettermacher. Im alltäglichen Verkehr mit den Pfarrkindern

besprach er immer gern die Frage des Verdienens, des Sparens und vorteilhaften Haushaltens. Er gab Rat über Kauf und Verkauf, richtige Aufstellung der Wage, Pflege der Bäume, Verwendung des Obstes."

Neben der Erfüllung der pfarramtlichen Pflichten machten sich freilich auch andere Bestrebungen geltend. Auf Anregung der Pfarrer entstanden an verschiedenen Orten patriotische Vereine und fast in jedem Orte Gesangvereine, von denen gerühmt wird, daß sie sichtbaren Einfluß auf das moralische Streben der Landleute ausübten. In Arisdorf hielt der Pfarrer Aebli zahlreich besuchte Abendvorlesungen über Schweizergeschichte, in Muttenz gründete Pfarrer Fehr einen patriotischen Lesekranz, im Frenkendorfer Pfarrhause wurde eine Art freiwilliger Fortbildungsschule abgehalten. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß wahre Volksbildung die Grundlage der Freiheit und der Wohlfahrt des Vaterlandes sei, und in der Meinung, daß Christus auch den Armen, dem sonst vernachlässigten Volke das Evangelium gepredigt habe, forderte Pfarrer Nüsperli in Rotenfluh zum Beitritt zum schweizerischen Verein für Volksbildung auf.

Als das erste Schulgesetz der Landschaft beraten wurde, bot sich Gelegenheit, das Verhältnis der Pfarrer zur Schule zu verhandeln. Der Entwurf des Schulgesetzes anerkannte stillschweigend die höchst wünschenswerte und heilsame Emanzipation oder Unabhängigkeitserklärung der Schule von der Kirche. Dem Ortspfarrer wurde nirgendwo von Amtswegen die Mitgliedschaft in der Behörde zugesprochen. Dagegen wurde nun von den Pfarrern Kahn und Nüsperli die Forderung erhoben, es sollten den Pfarrern eine Anzahl Stunden in der Schule aufgebürdet werden. Die Befürchtung, es möchten die Geistlichen auf die Schule zu viel Einfluß gewinnen, wurde zurückgewiesen durch die Erklärung: „wenn sie ihre Aufgabe richtig auffassen, kann ihr Einfluß nie zu groß sein; wenn nicht, so haben sie die Ratsbehörden in Schranken zu weisen." Weiterhin wurde geltend gemacht,

es sei unter den neuen Theologen ein fast allgemein anerkannter Satz, daß der schönste Wirkungskreis des Geistlichen die Bildung der Jugend sei. Fast alle Pfarrer der Landschaft gehörten dieser Schule an, so daß alle zu dieser Arbeit vorbereitet seien, was anderwärts noch selten in dem Maße der Fall sein dürfte. Gelegentlich wurde sogar der Gedanke verfochten, „die Kirche in der Schule untergehen zu lassen".

Wie von der Schule wollten andere die Pfarrer von der Betätigung in der Armenpflege fernhalten. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Geistlichen den entschiedensten Einfluß auf die Behörden der Gemeinden ausübten, so daß nicht selten alles getanzt werden mußte, „was der mit einem Schein von Frömmigkeit bekleidete Pietismus der Geistlichen mit bezaubernder Kraft zu pfeifen wußte." Gleichwohl wählte Münchenstein seinen Pfarrer Abderhalden zum Präsidenten der Armenkommission, obwohl er keine Freude an Gemeindeämtern hatte. Es wurden aber Stimmen laut, welche die Pfarrer überhaupt von allen nicht in den Bereich ihres Standes einschlagenden Beratungen entfernt wissen wollten, um das Volk vor der Vermutung zu bewahren, die Geistlichen spielten auf der Theaterbühne des politischen Lebens die entschiedenste Rolle. So ließ sich am 1. August 1833 ein Freund der Pfarrer im „Rauracher" vernehmen. Der Warnruf war nicht unbegründet, denn noch im selben Jahre erklärte Dr. Hug, daß die schönen Hoffnungen, welche mehrere Gemeinden bei der Wahl auswärtiger Pfarrer gehegt hatten, nicht in Erfüllung gegangen seien. Er klagte, daß gewisse Pfarrer ihre Hauptaufgabe darin sehen, in sogenannten patriotischen Vereinen das Ruder zu führen, dabei aber die Hauptaufgabe als Nebensache betrachten, daß ein Pfarrer keinen Wochengottesdienst mehr halte, nicht einmal mehr Betstunde, nach welcher sich so viele alte Leute sehnen, sondern lieber im Lande herumfahre und höchstens am Sonntag wie ein ungewaschener Schuhknecht die Kanzel besteige. Es

kam häufig vor, daß Pfarrer an politischen Versammlungen als Redner auftraten, daß sie in der Zeitung ihre Ansichten vertraten, was wir heute nicht als unzulässig betrachten können; ja der Binninger Pfarrer Weyermann rückte sogar mit dem Gewehr an der Schulter aus. Man fragte: Warum sollen die Pfarrer keine Politiker und Zeitungsschreiber sein? Man wies darauf hin, daß sie vermöge ihrer Bildung besonders dazu berufen seien, ganz abgesehen davon, daß ihnen als Bürger so gut wie andern das Recht zustehe. Einer wehrte sich mit folgenden Worten für sein gutes Recht: „Nichts ist engherziger, stockdummer, miserabler, als die Art, wie manche Leute den Beruf und die Stellung eines Pfarrers beurteilen, wenn sie in den Tag hineinschreien: „die Pfarrer (oder „Pfaffen" oder „schwarzen Vögel", wie die rechten Brüller und Geiferer sich ausdrücken) sollen nur bei ihrem Geschäfte bleiben, sollen sich um politische Dinge nichts bekümmern, keine Zeitungen oder in Zeitungen schreiben." „Wer's so haben will, der suche seinen Seelsorger unter den Ochsen und Eseln."

Allein der revolutionäre Politiker Dr. Hug kannte das Volk besser, wenn er urteilte, „daß dergleichen Erscheinungen unserm Volk nicht zusagen, beweist der entschiedene Unwille des weitaus größten Teils desselben gegen diese geistlichen Marktschreier."

Schlimmer war freilich noch anderes. Schon im Mai 1833 war gegen den Pfarrer Fehr von Muttenz von der Gemeinde eine Klageschrift bei der Regierung eingegangen. Die Gemeinde beschwerte sich darüber, daß er Stellen aus der Agende über die Hölle und Dreieinigkeit gestrichen, die Notwendigkeit einer kirchlichen Eheeinsegnung geleugnet und Jesus nur für einen klugen Juden erklärt habe. Das alles hätte die Regierung nicht veranlaßt, gegen Fehr einzuschreiten. Was die Eheeinsegnung betrifft, stimmte er völlig mit dem religiös so anders gearteten von Brunn überein, der einmal im Nachunterricht erklärt hatte, der geistliche

Stand sei überflüssig und unevangelisch; die Apostel hätten keine Kanzeln stiften wollen. Was die Geistlichen jetzt tun, hätten früher die Familienväter getan, z. B. die Ehen eingesegnet. Allein Fehr war versuchter Notzucht angeklagt und hatte sich vom Verdacht nicht zu reinigen vermocht. Er wurde von der Regierung abberufen, und der Landrat hieß das Vorgehen gut. Fehr flüchtete sich. Die Unruhe, die in der Gemeinde entstand, machte ein militärisches Einschreiten notwendig.

Noch größere Erregung rief der Fall des Pfarrers Jäck in Waldenburg hervor. Im Frühjahr 1834 war Vikar Jäck aus Württemberg ins Land gekommen, hatte erst in Muttenz, dann in Binningen vikariert, aber da er keine Zeugnisse hatte vorweisen können, die Weisung erhalten, ferner in der Landschaft die Kanzel nicht mehr zu besteigen. Gleichwohl vikarierte er nach dem Tode Gabathulers in Waldenburg und wurde hier am 28. Juni gewählt. Er konnte aber noch keine Ausweisschriften vorlegen und wurde deshalb nicht bestätigt. Am 8. Juli wurde er zum zweiten Male gewählt, aber die Wahl wurde als nichtig erklärt. Bald ging das Gerücht um, daß Jäck sich, zum mindesten zu sagen „zweideutige, mit der wünschbaren schlichten Untadelhaftigkeit eines Geistlichen nicht verträgliche Gebärden gegen eine junge Ehefrau erlaubt habe." Der Regierungsrat untersagte daraufhin Jäck jede weitere Tätigkeit. Als am 21. August 1834 morgens 8 Uhr das amtliche Schriftstück in Waldenburg verlesen wurde, entstand ein Tumult. Ein Gemeinderat verbrannte die Verfassung, „sie sei gebrochen". Pfarrer Wick von Reigoldswil war beauftragt worden, eine Kinderleiche zu halten. Er wurde verhindert. Jäck wurde aus dem Pfarrhofe geholt. Als er kam, hörte man den Ruf: Jetzt haben wir den Sieg gewonnen.

Jäck wurde durch Landjäger arrestiert. Mädchen zogen in St. Peter die Sturmglocken. Jäck wurde befreit. Schüsse fielen. In Liestal wurde der Kriegsrat aufgeboten. Der

Landrat beschloß am 23. August um 4 Uhr, die Truppen marschieren zu lassen. Unterdessen war die Arrestation Jäcks vollzogen; er wurde nach Liestal abgeführt und dem Gerichte überwiesen. Ende Oktober war Jäck, vorher auf Kaution hin freigelassen, wieder arretiert worden, um ihn vor groben Mißhandlungen zu schützen. Im Engel, wo er logierte, hatte man ihm die Türe eintreten wollen, um ihn totzuschlagen. Erst im Juni des folgenden Jahres waren die Untersuchungsakten abgeschlossen. Es hatte sich herausgestellt, „daß er „als ein unzüchtiger Hausschleicher zur Nachtzeit unter Treppen hervorgefunden, in zweideutigstem Verkehre unter Feldbäumen und Spänhaufen getroffen worden war." Es wurde ihm der Rat gegeben, die Gefilde Basellands zu verlassen, wo er nur täglich den Beweis leiste, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist. In Liestal aber erschien eine kleine Schrift des Waldenburger Lehrers Buchmann: „Jäck oder das enthüllte Treiben eines verruchten Pfaffen."

Anders geartet war der Pfarrer Keßler von Rehetobel in Sissach, der wie Fehr von Walser ins Land gezogen worden war. Nachdem er seine Probepredigt gehalten hatte, war er mit 251 gegen eine Stimme gewählt worden. Aber bald zeigte sich, daß man sich in ihm getäuscht hatte. Man erzählte von ihm, daß er einem seiner Amtsbrüder die Abhaltung einer von der Familie einer Verstorbenen verlangten Leichenrede nur unter der Bedingung gestattet habe, daß er ihm die Sporteln dafür abliefere. Es kam sogar einmal vor, daß Keßler nach der Taufe eines Kindes sich an den Tisch setzte, eine Platte Kutteln en salade wegaß, die geleerte Platte zum Munde führte und das darin befindliche Oel und Essig schlürfte, oder daß er nach einem Taufessen sich verabschiedete: Jetzt danke ich auch für alles, was ich bei euch genossen habe: 's Maidli werd i glich schicke mit em Körbli. Aehnliches wird auch von Pfarrer Gyger in Kilchberg berichtet: Er spekulierte mit dem Ertrag seines

Pfrundlandes auf eine Weise, die vielen anstößig war. Eines Silvesterabends scheute er den Schneesturm nicht, um nach der Verteilung des Opfergeldes noch nach Rünenberg zu eilen und zu melden, daß er übersehen hätte, die Beerdigungstaxe zu verrechnen für eine Person, die auf Kosten der Armenkasse begraben worden war. Solchem Verhalten gegenüber versteht man die Rüge, welche der „Rechts- und Wahrheitsfreund" den Pfarrern austeilte: „Ihr Blick ist gen Himmel gerichtet, ihr Herz aber hängt am Irdischen, und während sie uns mit hoher Salbung von der Nichtigkeit und Eitelkeit aller irdischen Güter predigen, schielt ihr eines Auge immer seitwärts in unsere Taschen."

Nicht einer gewissen Komik entbehrt der Handel, der sich zwischen dem Pfarrer Tanner von Langenbruck und seiner Gemeinde abspielte. Tanner, ein Appenzeller, empfahl sich nicht gerade durch sein Aeußeres, aber seine Predigten waren nicht übel und der Schule nahm er sich tätig an. Er hatte jedoch eine Gegnerschaft, welche einen Basler Kandidaten Zäslin an seine Stelle setzen wollte. Der Gemeinderat forderte den Pfarrer auf, seine Entlassung zu nehmen, indem er wohl selbst einsehe, daß ihm alles Zutrauen und alle Zuneigung der Gemeinde fehle. Tanner, der das Bewußtsein hatte, seine Pflicht getan zu haben, erbat sich acht Tage Bedenkzeit. Dann beschied er den Gemeinderat zu sich, schalt in einem geschriebenen Aufsatz, den er ablas, den Präsidenten einen Achselträger, den einen der Gemeinderäte ein Kalb, die übrigen als solche, die nie Verstand besaßen und nie in dessen Besitz gelangen werden. Nun, schloß er, habe er ihnen seine Meinung gesagt, wie sie es ihm getan hätten, nun wollten sie Frieden machen. Der Gemeinderat schlug nicht ein. Tanner aber wurde von der Gemeinde bestätigt. Die nachträglichen Klagen des Präsidenten suchten die Untauglichkeit des Pfarrers darzutun. Es wurde von unwürdiger Aufführung, einem Anfall von Tollheit, geistiger Trägheit, Schwäche,

anstößigem Leben geredet und der Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er aus den kirchlichen Verrichtungen ein Brothandwerk mache, sein höchstes Bestreben nach dem Ehestand gehe und er mit begierigen Blicken auf Tauffuppen sehe. Seine Beliebtheit sei daran zu erkennen, daß an Sonntagen nur 30 oder 40 Rappen Opfergeld fallen.

Aus allem geht klar hervor, daß die Pfarrer doch nicht das hielten, was man von ihnen sich versprochen hatte. Gewiß wurden auch ganz törichte Dinge von ihnen verlangt. So wurde einem Pfarrer der Vorwurf gemacht, er habe seine Unterrichtsschüler noch nie weinen gemacht; das habe der alte besser verstanden, der habe es fast allemal dahin gebracht. Jedenfalls mit dem Schelten war es nicht getan, und am allerwenigsten in der Art eines Briefes, der von Basel aus Pfarrer Gabathuler in Waldenburg zugeschickt worden war: „Ihr sämtliches zugeloffenes Pfaffengesindel seid lauter dem Teufel ab den Hosen geschabtes und dem Schinder entnommenes Zeug und sonst nichts; schämt Euch, Ihr Lumpenhunde.“ So redet nicht die Wahrheit und noch weniger die Liebe.

* * *

Es kam die Zeit, wo das Baselbieter Volk sich entscheiden konnte, was für Pfarrer es für die Zukunft wolle. Das Gesetz über die Anstellung der Pfarrer verlangte nach fünf Jahren eine Wiederwahl. Eine damalige Zeitung hat einmal diese beiden Arten von Pfarrern einander gegenübergestellt: „Die alten ergraut in den gewohnten Formen, woran der Baselbieter oft steifer hält als am Evangelium, die neuen mit den kirchlichen Gebräuchen anderer Kantone — die alten mit strenger Beobachtung des priesterlichen Anstandes, die neuen in der Alltäglichkeit des gewöhnlichen Bürgers — die alten mit der Lämmlein-Bluts- und Abwaschungstheorie, die neuen mit den Ideen eines Schleiermacher, Wegscheider, Schultheß und des früheren DeWette vertraut, — die alten

mehr auf das Gefühl, die neuen mehr auf die Vernunft hinarbeitend, — die alten in geordnetem Familienkreise, die neuen auf die Wirtshäuser ihrer Gemeinde angewiesen, — die alten in der Ueppigkeit einer reichen Handelsstadt oder in einer Herrenhuterpensionsanstalt körperlich und geistig verweichlicht, die neuen lebensfrisch in Jugendkraft, — die alten in der Not der Ihrigen flüchtig, die neuen im Kugelregen zur Seite ihrer Pfarrgenossen, — die alten in blindem Einverständnis mit den Schritten ihrer Regierung, die neuen gegen die öftere Unbeholfenheit und den ziemlich lauen religiösen Sinn der Ihrigen ankämpfend, — die alten Aristokraten, die neuen Radikale, die alten Verketzerer der Volksversammlungen, die neuen eifrige Beförderer und Redner derselben, — die alten Kapitalisten, die neuen arm." Mag immerhin das Bild der Revolutionspfarrer zu schön gefärbt sein, die Männer haben doch auch Gutes gewollt; sie haben für die Freiheit auch in der Kirche gekämpft, und nicht ohne Erfolg, sie haben auch Anregungen hinterlassen, die erst später verwirklicht werden konnten. Schon im Jahre 1836 war die Einführung eines neuen Gesangbuches als dringendes Bedürfnis bezeichnet worden, und an einem Kindergesangfest auf der Farnsburg im folgenden Jahre empfahl Nüsperli die Einführung des Appenzellischen Gesangbuches, die Gründung von Gesangvereinen und den Besuch der vom Erziehungsrat angeordneten Gesangschulen nicht nur von den Kindern, sondern auch von Jünglingen und Jungfrauen, damit ein schöner vierstimmiger Gesang in der Kirche möglich werde. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die Revolutionspfarrer auf eine Kirchenverfassung gedrungen und Vorschläge gemacht haben. Daß sie nicht durchgedrungen sind, lag zumeist in dem Umstande, daß das junge Staatswesen mit Fragen sich mühte, denen gegenüber die der Kirchenorganisation nebensächlich erschien.

Allein als das Jahr der Entscheidung 1837 kam, urteilte das Volk über die führenden Revolutionspfarrer ähnlich wie

der Liestaler Bürger, der am 28. Mai desselben Jahres an dem Freiheitsbaum vor dem Rathause in Liestal die Inschrift befestigt hatte: „Dieser Baum, welcher keine gute Frucht bringt, muß abgehauen und ins Feuer geworfen werden."

Zu allererst erhob sich die Opposition gegen Walser in Liestal. Schon sehr früh waren gegen ihn Klagen laut geworden. So wurde einmal empfohlen, an der Uhr einen Datumzeiger anzubringen, damit Geistliche wie Walser das Weihnachtsfest nicht erst am Eingang des neuen Jahres suchen. Der Kirchenbesuch in Liestal und mit ihm das Armenopfer nahmen ab, wie beides in Lausen bei Pfarrer Zschokke zunahm. Je länger je mehr mehrten sich die Klagen. Man schalt seine Predigten flau und matt, und hielt sich mit Recht darüber auf, daß er sich nachher über das, was er gesagt hatte, lustig machte. Er gab sich keine Mühe, studierte die Predigt nicht, wie er selbst sagte, sondern schwatzte ganz eiskalt von der Kanzel herab, was ihm in den Kopf kam. Die Kirche war darum leer und das Opfer sank auf nichts herab. Wenn man ihn darauf aufmerksam machte, erwiderte er mit Lachen: er werde nicht vom Stück, sondern überhaupt bezahlt. Seine übrigen Pflichten erfüllte er ebenso flau. Unberufen besuchte er die Kranken nicht, und selbst gerufen, ließ er die Kranken zwei bis drei Tage warten und unbesorgt dahinsterben. Die Sakramente bezeichnete er als bloße Zeremonie. Ueber den geistlichen Stand machte er sich lustig und erklärte, keine Freude an seinem Amte zu haben.

Im April 1837 kam die Bewegung gegen Walser in Fluß. Er hatte in „einem besonders zotenartigen und allen Anstand verletzenden Artikel" in dem von ihm redigierten „Volksblatt", „worin Sittlichkeit und Schamgefühl gleichsam mit Füßen getreten" wurden, Dr. Hug, der Pfarrer Zschokke auf offener Straße in Liestal einen Spitzbuben genannt hatte, angegriffen. „Längst schon im gerechtesten Aerger über die Unfugen", die Pfarrer Walser beging, erkannte am 10. April die Gemeinde, es sei durch Vermittlung des

Regierungsrates bei Walser über sein unstatthaftes Benehmen Beschwerde zu führen und ihm das Mißfallen zu bezeugen, und beim Regierungsrat der Antrag zu stellen, wenn er hierin Grund genug zu finden glaube, ihn von seiner Stelle abzuberufen. Seltisberg wurde aufgefordert, schlüssig zu werden, ob es sich dem Vorgehen Liestals anschließen wolle. Am 30. April versammelte sich die Kirchgemeinde, um über die Wiederwahl Walsers abzustimmen. Daß ein Geistlicher, der ja auch Mensch und Bürger sei, sich mit Politik abgebe, machte ihm ein Teil der Bürger wohl zum Vorwurf, war jedoch nicht ausschlaggebend. Die schwerste Anklage lautete jetzt dahin, daß er erwiesenermaßen mehrfach gelogen habe. Die Gemeinde beschloß, Walser nahezulegen, daß er seine Demission einreiche, da es ihm nicht mehr unbekannt sein dürfte, ob er das Zutrauen der Gemeinde verloren habe oder nicht. Walser forderte jedoch die Gemeinde auf, über sein Bleiben abzustimmen und erklärte, daß er des Vertrauens der Gemeinde gewiß sei. Allein die Gemeinde verzichtete darauf, von der Aufforderung Gebrauch zu machen, da in wenigen Wochen die gesetzliche Wiederwahl erfolgen müsse. Sie hoffte, auf diese Weise in jedem Falle aller andern Weitläufigkeit und etwaigem Prozesse überhoben zu sein. Die Gemeindebehörde sprach Walser auch die Ueberzeugung aus, er selbst werde eine weitere Abstimmung unnötig finden, wenn er seine Aufmerksamkeit auf die Zuhörerbänke während seiner Vorträge richte. Walser ging nicht.

Am 26. September wurde von der Einwohnergemeinde beschlossen, eine Wiederwahl vorzunehmen, und zwar aus folgenden Gründen: weil die Kirche so wenig besucht werde und dadurch die Armen am Opfer so sehr benachteiligt werden, weil sich der Pfarrer in neuerer Zeit wieder nachlässig im Dienste erzeige und man sich in keinem Falle das Recht vergeben solle, alle fünf Jahre zu wählen. Am Sonntag, den 1. Oktober fand die Wahlversammlung statt. Eine starke

Agitation setzte ein. Ein Flugblatt gegen Walser wurde verbreitet und nachts hinter Fensterläden und Türen gesteckt. Seltisberg hielt fest zu Walser. Daß sie während fünf Jahren dem Pfarrer das Kompetenzholz vorenthalten hatten, hatte seinen Grund in der Opposition gegen Liestal, nicht in der Abneigung gegen den Pfarrer. Ueber die Wahlversammlung selbst gab der Schulmeister Rolle einen anschaulichen Bericht ab.

Die Wähler waren in der Kirche versammelt. Der Bezirksverwalter Heusler, ein Gegner Walsers, wollte mit einer kurzen Rede über den Zweck der Versammlung die Eröffnung machen. Allein sein Vortrag war so undeutlich und der Inhalt seiner Rede so gänzlich ohne Zusammenhang, daß man daraus deutlich die große Verlegenheit wahrnehmen konnte, in welcher er sich befand. Das Gesetz, welches sich auf solche Abstimmungen bezog, sollte vorgelesen werden. Heusler fing damit an; allein sein Zustand erlaubte ihm nicht, fortzufahren. Ueberdies war seine Stimme zitternd, oft ganz stockend, so daß niemand wußte, was der Verwalter eigentlich vorgelesen habe. Er legte das Gesetz weg und sagte zu der Versammlung, es sei ihm kein Vergnügen, während dieser Abstimmung den Vorsitz zu führen; er habe gewünscht, die Regierung möchte ihm für diesen Akt einen Substituten geben; allein es sei ihm nicht willfahrt worden. Nun fragte er die Versammlung an, wen sie zu Stimmenzählern und Schreibern begehre. Sogleich wurden etwa 15 Männer vorgeschlagen. Heusler setzte sich, um diese Namen aufzuschreiben. Dies Geschäft ging jedoch mit einer solchen Langsamkeit von statten, daß den Bürgern endlich die Zeit zu lang wurde. Ein Gemurmel des Unwillens erhob sich. Mehrere Stimmen riefen durcheinander: „Der Verwalter ist betrunken! Er hat einen Rausch!" Viele forderten nun Regierungsrat Brodbeck auf, der Heusler mit barscher Stimme die Frage hingeworfen hatte: „Was machen Sie für Kritzeleien?", die Leitung der

Versammlung zu übernehmen, weil ja Verwalter Heusler dazu ganz unfähig sei. Inzwischen war die Versammlung schon im Begriff, unverrichteter Dinge auseinanderzugehen. Man näherte sich den Türen. Da aber trat Regierungsrat Brodbeck vor den Altar und Verwalter Heusler ernannte ihn, zwar nicht ganz gern, zu seinem Substituten, insofern die Versammlung es zufrieden sei. Beinahe alle Hände erhoben sich, und nun konnte zur Abstimmung geschritten werden. Mit 243 gegen 162 Stimmen wurde Walser weggewählt.

Heusler hatte sich unterdessen entfernt. Die Wahlakten wurden ihm zugestellt. Uneröffnet leitete er das Paket an die Regierung weiter. Der Regierungsrat bestätigte das Abstimmungsprotokoll, nachdem er von der Wahlkommission sowie dem Verwalter Heusler Auskunft über den Verlauf der Versammlung verlangt hatte. Christoph Rolle schilderte im Namen der Wahlkommission den wahren Sachverhalt. Dann schloß er: „Was nun wohl den Herrn Verwalter so aller Fassung beraubt haben mochte, wissen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Vielleicht mögen die einige Zeit vor der Abstimmung umlaufenden Gerüchte, es werde an diesem Tage eine Prügelei geben, den Herrn Verwalter allzu sehr in Angst und Besorgnis versetzt und ihn bewogen haben, durch den goldenen Saft der Reben Sorge und Bekümmernis zu verscheuchen. Doch wir möchten der Ehre des Herrn Verwalters keineswegs zu nahe treten, als ob wir dasjenige, was einzelne Stimmen in der Kirche behauptet haben, für eine ausgemachte Wahrheit hielten. Nein, wir haben Obiges nur als bloße Vermutung geäußert und überlassen es dem Herrn Verwalter, die Ursache seiner Verwirrung anzugeben." Heusler wußte nicht viel vorzubringen, als schließlich eine Bitte um Entschuldigung. Der Regierungsrat erteilte ihm eine ernste Rüge. Heusler gab seine Entlassung ein.

Walser wurde seine Wegwahl ohne Angabe der Gründe mitgeteilt. Er nahm die Sache nicht allzu schwer.

Denn bald darauf spottete er in seinem Volksblatt: „In Liestal ist Ruhe eingekehrt. Es scheint die Partei, die es ohne Pfarrer probieren will, täglich zuzunehmen. Das wäre das schönste Zeugnis für einen Seelsorger, wenn er seine Zuhörer so weit gebracht hätte, von nun an selbst für ihr Seelenheil sorgen zu können." Es mag wohl sein, daß er auch auf der Kanzel noch ähnliche Gedanken aussprach und seiner Befriedigung Ausdruck gab, die Gemeinde so weit gefördert zu haben, daß viele nicht mehr zur Kirche kämen, weil sie so selbständig geworden seien, daß sie der Hilfe der Kirche nicht mehr bedürften. Daß er es in seiner Abschiedspredigt, die er am 14. Januar 1838 hielt, getan habe, ist eine bloße Legende. Walser sprach über 2. Tim. 4, 6: Die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Er gab der Gemeinde zu bedenken, ob es recht sei, daß niemand ihm sage, was er denn für einen Fehler begangen habe, der ihn unwürdig mache, das Pfarramt länger in Liestal zu verwalten. „Einem Dienstboten, dem man den Dienst aufkündet, sagt man den Grund, aber mir sagt man ihn nicht. Ein Pfarrer ist zwar auch nicht mehr als ein Diener der Gemeinde, aber auch nicht minder. *Im Unglück hat man mich berufen und im Glück schickt man mich wieder fort.* Damals, als man jede Nacht eines feindlichen Ueberfalls gewärtig sein mußte und Leben und Eigentum bedroht waren, damals war meine Religion gut genug, — jetzt nicht mehr." Jedoch bezeugte er: „Ich sehe alles als Schickung Gottes an, welcher denen, die ihn lieb haben, alle Dinge zum besten dienen läßt, und bin mit allem versöhnt." Er redete alsdann von seinem Abschiedsschmerz und schloß mit seinem Abschiedswort.

Sein Schmerz sei nicht begründet im Verlust der einträglichen Stelle, wiewohl ja die schönen Einkünfte ihm und seiner zahlreichen Haushaltung wohl zustatten kämen. Ums Geld sei er niemals feil gewesen. Bloß um des Geldes willen sei er nicht nach Liestal gekommen. Er sei allein

seiner Pflicht gefolgt. „Ich wollte Recht und Wahrheit, Tugend und Religion, ich wollte das Reich Gottes unter euch befördern und fragte wenig darnach, was mir Nutzen oder Schaden brächte. Jesus Christus, der sich zur Erlösung der Menschen von Sünde und Finsternis aufgeopfert hat, er war mein Leitstern, im Umgang mit der Jugend und im Gespräche mit den Alten, auf der Kanzel und neben der Kanzel, am Sonntag und in der Woche: ich suchte euer Seelenheil." Er kam sich wie ein Säemann vor, der mit vieler Mühe ein Feld angebaut, und da er das Schwerste überstanden hat und seine Saat schon hie und da hervorgesprossen sieht, das Feld wieder räumen muß. Dabei dachte er vor allem an die Bildung der Jugend und die Schulen Liestals: „sie sind die besten im ganzen Kanton, und in der ganzen Schweiz wird man wenige finden, die besser wären als sie." Das sei freilich das Verdienst der Lehrer, aber er habe sich bemüht, diese guten Lehrer nach Liestal zu ziehen. Weh tue ihm der Abschied im Blick auf die vielen jungen Leute, die er unterrichtet habe, auf die vielen guten Menschen, Freunde und Wohltäter in den beiden Gemeinden, deren Wohlwollen er besonders in der letzten Zeit, der Zeit der Verfolgung, auf eine rührende Weise erfahren habe.

Walser nahm alsdann Abschied. So lebt denn wohl, Liestaler! Lebet wohl, Seltisberger! Mit einem besonderen Worte wandte er sich nacheinander an die Gemeinderäte, die wackern Lehrer, die lieben Schulkinder, die jungen Leute, 208 an der Zahl, die er konfirmiert hatte, die lieben Nachbarn des Pfarrhauses, an deren Tisch seine Kinder oft gegessen, in deren Betten sie geschlafen hätten, an die Freunde des Hauses, die am Kranken- und Sterbebette seines Kindes gestanden hätten, und schließlich auch an den stillen Gottesacker. Allen sagte er Dank. „Freuen wird es mich, so oft ich das Eine oder das Andere von Euch wiedersehen werde, und wenn ich jetzt oder in Zukunft einem von Euch einen

Dienst erweisen kann, werde ichs von Herzen gerne tun." Walser verließ noch in derselben Woche Liestal, blieb jedoch im Kanton. Er hatte in seiner Antrittspredigt versprochen, Liebe in Wahrheit zu verkündigen. Er hat auch Wahrheit verkündigt; aber er hat es offenbar daran fehlen lassen, die Wahrheit in der Liebe zu sagen. Dadurch wurde er wieder ungerecht, zerstörte, was er baute, und kam selbst zu Falle.

Unterdessen hatten auch in anderen Gemeinden die Wiederwahlen stattgefunden. In Bennwil war Pfarrer Ringier wiedergewählt worden, ebenso Weber in Bubendorf, Koller in Oltingen und Weyermann in Binningen, gegen den eine starke Opposition sich erhoben hatte; der Pfarrer gehöre nicht auf die Kegelbahn; Weyermann kenne die Leute nicht, grüße sie nicht und mache keine Besuche. Nachdem die Wahl ungültig erklärt worden war, wurde spottweise noch hinzugefügt: er rede bernerisch, habe noch keine Frau und trage im Sommer einen weißen Zwilchkittel. Auch bei der zweiten Wahl ging er als Sieger hervor. Dagegen wurden die Pfarrer Aebli in Arisdorf, Nüsperli in Rotenfluh, der Bezirkslehrer wurde, und Stooß in Diegten fortgeschickt.

Bald darauf erfolgten an verschiedenen Orten Neuwahlen. Liestal wählte, nachdem das Gerücht gegangen war, der katholische Pfarrer wolle reformiert werden, um sich die vakante Stelle zu sichern, Pfarrer Zschokke von Laufen, Laufen Wick von Reigoldswil, Langenbruck Cherbuin und Arisdorf Martin Schaffner; Rotenfluh berief Lichtenhahn, von dem man behauptete, er sei früher im Waffenrock mit Ober- und Untergewehr und dreißig Kartuschen ausgezogen, um die „rebellischen Bauern" der Landschaft totschlagen und totschießen zu helfen. Daran knüpfte eine Zeitung folgende interessante Bemerkung: das heißt nun freilich einem viel zu glauben zumuthen von einem theologischen Manne. Die stehen ja eben nicht im Rufe, absonderlich viel Pulver riechen zu können. Denn die Theologie wirkt be-

kanntlich nervenschwächend und löst das Gehirn in eine breiartige Masse, an der kein gesunder, straffer Faden mehr ist." Verschiedene Gemeinden dachten wieder an ihre alten Pfarrer, so Oltingen an Legrand, Reigoldswil an Stückelberger, der aber versicherte, den Eid nicht schwören zu können.

In den nächsten Jahren verließen andere Revolutionspfarrer freiwillig das Land.

Baselstadt hatte unterdessen auch seine Stellung gegenüber den Kandidaten geändert, welche ein Pfarramt in der Landschaft annahmen. Auf dringendes Ansuchen des Antistes und anderer Männer hatte der Kandidat Carl Wick am 17. Dezember 1833 die Vikariatsgeschäfte in Reigoldswil übernommen. Am 30. Januar 1834 war er von der Gemeinde auf gesetzlichem Wege gewählt und von der Regierung in Liestal bestätigt worden. Er hatte jedoch erklärt, daß er den Eid nicht leisten könne, und beim Kirchenrat in Basel angefragt, ob der Beschluß des Kirchenrates auf Streichung aus der Kandidatenliste noch in Kraft bestehe und er bei der Annahme der Wahl von der Liste gestrichen werde. Der Kirchenrat war darin einig, daß ihm eine Genehmigung der Wahl nicht zustehe, da er im Gebiet von Baselland seinen Einfluß verloren habe und nach der völligen Trennung den Gemeinden die Wahl der Pfarrer zustehe; ebenso daß die bisherigen Pfarrer abgesetzt seien. Er betrachtete es als eine erfreuliche Erscheinung, daß die Gemeinden, namentlich die „gutgesinnten", ihre Blicke vorzüglich auf junge Basler richteten und sah die Notwendigkeit ein, den früheren Beschluß so abzuändern, daß den Rechten der Vertriebenen nicht zu nahe getreten werde und der Anschein vermieden werde, als ob man das Geschehene gelten lasse. Er sprach darum seine Freude über jede christliche Pflege aus, welche den Baselbieter Gemeinden zu teil werde, auch darüber, daß Wick als Pfarrverweser wirke. Wenn es sich aber bei Wick um eine definitive Anstellung handle, so wünschte er eine Verschiebung der Annahme der Wahl, bis die Basler Regierung sich über

die vertriebenen Pfarrer ausgesprochen habe. Zur selben Zeit war auch Kandidat Wolleb als Pfarrer in Bretzwil gewählt worden. Wick leistete am 13. April den Eid in einer Weise, welche ihm seine Stellung als Stadtbürger und sein Gewissen notwendig erscheinen ließen. Nachdem am 5. Mai der Rat von Basel die Exulanten ihrer Verpflichtung gegen Baselstadt förmlich entlassen hatte und sie daher nicht mehr als seine Beamten ansah, wurde der Fall Wick als erledigt betrachtet. Ein Jahr später, am 6. März 1835, hatte sich der Kirchenrat noch einmal mit der Frage zu beschäftigen. Sechs Basler Kandidaten hatten an ihn die Frage gerichtet, ob der Beschluß vom 14. November 1832 noch in Kraft sei. Allgemein herrschte die Ansicht, daß den Kandidaten das Recht, sich in Baselland wählen zu lassen, nicht könne streitig gemacht werden. Der Zustand sei, wenn auch nicht rechtlich, so doch gesetzlich. Als wünschenswert sah man es an, daß die Kandidaten sich nur als Vikare der vertriebenen ansähen, sah aber ein, daß das nicht wohl möglich war, da die Gemeinden definitive Wahlen vornahmen. Mehrere Mitglieder fanden den Wunsch, Stellen, die eigentlich den Vertriebenen gehörten, anzunehmen, bedenklich und konnten nicht begreifen, wie sich dieser Wunsch mit einer gewissenhaften Ansicht über Vokation und Kollegialität vereinigen lasse, und wie überhaupt ein Stadtbürger es über sich bringe, sich zum Diener einer Regierung zu machen, welche durch Gewalttat und Ungerechtigkeit die Macht sich verschafft habe. Andere fanden, man könne mit der Pflicht der Kollegialität zu weit gehen; es sei wünschenswert, daß die Landschaft gute Pfarrer bekomme; selbst die Exulanten müßten das wünschen, wenn sie ihre Gemeinden lieb hätten. Der Kirchenrat kam zu dem Schlusse, daß ein Amt in Baselland nicht hindere, Mitglied des Basler Ministeriums zu sein. Infolgedessen wurde Pfarrer Wick, der sich darüber beklagt hatte, daß er im Regimentsbüchlein nicht aufgeführt sei, mitgeteilt, daß er von der Liste nicht gestrichen sei und im folgenden Regi-

mentsbüchlein aufgeführt werde. In bezug auf Pfarrer Marcus Lutz, Kandidat Wolleb und Kandidat Emanuel Linder, welcher nach Rücksprache mit dem Antistes die Pfarrei Muttenz angenommen hatte, wurde beschlossen, daß sie in Zukunft als auswärts Bedienstete aufgeführt werden sollten. So lag nun nichts mehr im Wege, daß wieder Basler in der Landschft in den Kirchendienst eintraten.

Mehr und mehr kamen denn auch wieder Pfarrer der alten Art ins Land, die vor allem Pfarrer sein wollten, und doch waren es nicht mehr die alten. Die früheren herrenhutischen Anschauungen waren zumeist verschwunden oder doch stark zurückgedrängt. Bewußt oder unbewußt verkündigte man das Evangelium Jesu Christi, wie es in der heiligen Schrift enthalten ist, nach den Grundsätzen einer nach evangelischer Wahrheit strebenden Bibelforschung. Das war und bleibt der Gewinn, der in jener bewegten Zeit, wir dürfen wohl sagen, nach Gottes Willen der Baselbieter Kirche zugefallen ist. Und so soll es sein und bleiben. Was der Eid, auf welchen seit der Revolution die basellandschaftlichen Pfarrer verpflichtet worden sind, ausdrückt, das hat Prof. Paul Mezger mit den Worten ausgesprochen: „Der feste Grund, auf dem die christliche Kirche ruht, ist nicht eine Lehre über Christus, sondern die geschichtliche lebendige Person Jesu selber, und mit unbeschränkter und furchtloser Freiheit soll der Charakter dieser Person als der einzigartigen großen Geschichtstatsache, in welcher die vollkommene Offenbarung Gottes in der Welt gegeben ist, aus den Urkunden des Neuen Testamentes immer klarer und reiner von einer freien theologischen Wissenschaft herausgestellt werden." Das ist der Grund, auf welchem die basellandschaftliche Kirche seit ihrer Trennung von Basel gestellt war, und es ist ungemein glaubenstärkend zu verfolgen, wie Gott sie auch auf diesem Grunde gesegnet hat. Das macht Mut, ihm auch für die Zukunft unsere Kirche zu vertrauen.

---

# Isaak Iselin als Student in Göttingen.
## (1747/48.)

Von Ferdinand Schwarz.

### Vorwort.

Das Hauptmaterial zu der nachfolgenden Arbeit stammt aus dem großen Iselinschen literarischen Nachlaß, der schon seit einer Reihe von Jahren für wissenschaftliche Zwecke in 62 stattlichen wohlgeordneten Quartbänden nebst Registerband auf dem Basler Staatsarchiv benützt werden kann.

Es handelt sich hier vornehmlich um den 22. Band der Sammlung, in welchem sich die Familienbriefe und als wichtigstes Dokument aus der Göttingerzeit ein Originalbriefwechsel zwischen Isaak Iselin und seiner „geliebtesten Frau Mutter" befinden. Es sind 21 Briefe des Sohnes, 9 der Mutter. Aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß der Briefwechsel vollständig vor uns liegt. Daß wir nur neun Briefe von Seite der Mutter besitzen, kommt daher, daß ihr das Schreiben beschwerlich war, daß sie die Kosten scheute, daß öfters ihr Bruder Christoph für sie die Feder ergriff und daß sie ihren Sohn, wenn sie auf ihn „bös" war, durch ihr Stillschweigen strafen wollte. Der große erzieherische Einfluß der eigentlich noch jugendlichen Mutter (geb. 1711) auf ihren Sohn zeigt sich in der äußerst sorgfältigen Abfassung seiner Briefe. Sie sind für jene Zeit außerordentlich gut stilisiert, mindestens so gut als Lessings Jugendbriefe aus jener Zeit; man lese z. B. Lessings Brief vom 20. Januar 1749 an seine Mutter. In der Orthographie ist er seiner Zeit weit voraus, ganz Duden, ja über Duden hinaus, denn er schreibt statt des ph ein f, also Filosofie. Es sind meistens sehr umfangreiche enggeschriebene Briefe unter bester Ausnützung

des Papieres; denn die Mutter wollte keine „Bauernbriefe" und kein leeres Papier, von dem sie im Hause genug habe. Sie verlangt von ihm längstens alle vier und später alle drei Wochen einen Brief, „denn so lange auf Briefe zu warten ist ihr beschwerlich und macht sie „neidig". Die Mutter beklagt sich anfangs über seine Schrift, die sehr zierlich, fein und fast mädchenhaft ist. Sie wünscht ihm eine Feder, die schreiben könnte, auf daß sie nicht genötigt wäre, andere Leute erraten zu lassen, was er schreibe. Und statt eines Reitkurses solle er lieber einen Schreibkurs nehmen. Ich konnte seine Briefe sehr gut lesen, während mir diejenigen seiner Mutter ihrer Formlosigkeit wegen sehr viel Mühe machten. Iselin schrieb auch drei Briefe an seine Großmutter Burckhardt, die aber für uns ohne Bedeutung sind. Zur Sprache kommt auch die Kopie eines Briefes an die Großmutter Iselin.

Iselins Briefe an seine beiden originellen Oheime mütterlicherseits, an Isaak Burckhardt, den „Oncle Oberst", und Christoph Burckhardt, den „Oncle Hauptmann", sind leider nicht mehr vorhanden, wohl aber die ihrigen an ihn und finden in unserer Darstellung reichliche Verwendung. — Auch die Briefe an seine Jugendfreunde sind mit Ausnahme derjenigen an seinen Herzensfreund Joh. Rud. Frey, damals Leutnant in französischen Diensten im Schweizerregiment Seedorf, verloren gegangen. Es kommen zwar von Iselins Briefen nur 2 oder 3 hier in Betracht, aber es sind, wie wir hören werden, sehr interessante und wichtige Schreiben.

Iselin hatte die seltene Gewohnheit, die erhaltenen Briefe aufzubewahren; von den 62 Bänden unserer Sammlang sind 41 Bände Briefe, also einige Tausend. Für die Göttingerzeit kommen eine ziemliche Anzahl in Betracht, die ich gelegentlich herbeiziehen werde. Am lehrreichsten für meine Arbeit waren mir die zwei großen Briefe eines jungen Berner Dichters namens Joh. Beck, über dessen wenig bekannte Lebensumstände Meister in Helvetiens Berühmte Männer in seiner Biographie Iselins einiges

mitteilt. Auch im Berner Taschenbuch 1888 findet man einige Notizen. Iselin stand schon seit 1744 mit ihm in Korrespondenz. Im Jahre 1747 war Beck Hauslehrer in Zutfen in Holland. Im übrigen will ich nun meine verehrlichen Leser nicht weiter mit Quellenangaben ermüden.

Ich habe meine Arbeit für das Basler Jahrbuch und nicht für eine gelehrte Fachzeitung geschrieben. Meine Darstellung sieht fast aus wie eine vergnügliche Erzählung und verzichtet so viel wie möglich auf alles gelehrte Beiwerk. Was zum Verständnis nötig ist, habe ich im Text angebracht. Wer sich weiter namentlich über die vielen vorkommenden Namen Rats erholen will, findet in der Allgemeinen Deutschen Biographie, in Leus Lexikon, bei Meister, Lutz usw. reichlich Auskunft. Ueber den in der Allgemeinen Deutschen Biographie vergessenen Simonetti habe ich in „Meusel" das Nötige gefunden.

Ich schließe mit dem Wunsch, daß meine bescheidene Arbeit dazu beitragen möge, das Interesse für Isaak Iselin auch bei dem jungen Geschlecht wieder zu wecken und Basler Gelehrte zu veranlassen, sich etwas mehr als bisher mit ihm zu befassen. Denn was Großes und Schönes über ihn geschrieben worden ist, floß zum kleinsten Teil aus Basler Federn.

Iselin hatte das Mißgeschick, daß er in seiner Vaterstadt nie so recht zur Geltung kam, und er hat einer schmerzlichen Empfindung hierüber in seiner Altjahrabendbetrachtung 1769 in seinem Tagebuch Ausdruck gegeben, indem er schrieb: „Die Anzahl meiner Freunde habe ich auswärts vielleicht vermehrt, in meiner Vaterstadt nicht, allein

In moderation placing all my glory
The Torys call me Wigh, and Wighs a Tory."

Es bleibt mir noch übrig, dem Herrn Dr. La Roche-Iselin, dem Eigentümer des Iselinschen literarischen Nachlasses, für die mir gütigst gewährte Erlaubnis zur Benützung desselben meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

## I. Kapitel.

## Im „Klösterli".

Zu äußerst auf der linken Seite der St. Johannvorstadt stand im Mittelalter eine Niederlassung der St. Antonierherren, nicht zu verwechseln mit dem etwas weiter draußen auf der anderen Seite liegenden Johanniterhaus, kurzweg das „Klösterli" genannt. Es kam nach der Reformation in Privathände und wechselte öfters den oder die Besitzer, denn es bestand später aus zwei Teilen, wurde vielfach umgebaut und im Laufe der Jahre immer wohnlicher eingerichtet. Im Jahre 1711, am 16. Mai, gelangte der eine Teil der Liegenschaft durch Kauf in die Hände des Christoph Burckhardt (1660—1728) und seiner Ehefrau Maria, geb. Fäsch (1679—1755). Am 21. August 1711 wurde hier Anna Maria Burckhardt (1711—1769), die Mutter Isaak Iselins geboren. — Von diesem „Klösterli" kann man sich heutzutage keine rechte Vorstellung mehr machen. Auf dem großen Areal desselben, das auf der einen Seite bis zur Stadtmauer und auf der andern bis zum Gesellschaftshaus zur „Mägd" reichte, erhob sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Prachtbau, der St. Antonierhof, der in unsern Tagen zu einer Fabrik umgebaut und erweitert wurde. Man muß sich unter dem „Klösterli" von damals ein einfaches, aber behaglich eingerichtetes Landhaus mit allerlei Nebengebäuden mitten in Rasen- und Pflanzplätzen, Blumenbeeten und Reben denken, wie wir es noch in dem „Brüderlischen" Gute sahen, wo die letzten größern Rebenbestände im Weichbilde der Stadt noch anfangs der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts einen schätzbaren Tropfen lieferten. Dieses „Klösterli" war das freundliche Heim, in dem unser Iselin wahrscheinlich geboren und aufgewachsen war, zu einer Zeit, da die reine Luft noch nicht durch Fabrik- und Eisenbahn-

---

1) Stocker, Basler Stadtbilder.

rauch und andere Belästigungen verpestet wurde und in ihm jenen träumerischen Hang zur Einsamkeit und Poesie weckte, der ihm sein ganzes Leben eigen war. Am 31. März 1727 hatte sich die nicht viel mehr als 15½ Jahre alte Maria Burckhardt mit Christoph Iselin (1699—1748), dem ältesten Sohn des angesehenen und reichen Bandfabrikanten Hans Jakob Iselin (1675—1734) und seiner Ehefrau Maria Elbs (1682—1751) verheiratet. Ueber diese unglückliche kurze Ehe, von der die Mutter dem Sohn nach Göttingen schrieb: „Wenn ich daran denke, stehen mir die Haare zu Berg", will ich hier nicht viele Worte verlieren. Der Zeitpunkt, wann Iselin seine Familie verließ, ist nicht genau festgestellt. Sicher ist, daß die Scheidung nach einem Brief ihres Bruders Isaak, des spätern „Oncle Oberst", datiert vom 2. Juli 1730, worin er ihr gratuliert, daß sie „nun einmal aus dem großen Jammer und Verdruß herausgekommen", kurz vorher muß stattgefunden haben. Am 7. März 1728 ward Isaak Iselin geboren. Seinen Vornamen, der bis dahin noch nie in der Iselinschen Familie vorgekommen war, hatte er offenbar von seinem Onkel Isaak Burckhardt. Die Mutter nahm nach ihrer Scheidung wieder ihren früheren Familiennamen an und schreibt sich in ihren Briefen an ihren Sohn „Mutter Burckhardtin" nach damaligem Sprachgebrauch, wie sich Lessings Mutter „Lessingin" nannte. Da in demselben Jahre 1728 ihr Vater gestorben war, kam das „Klösterli" in den Besitz seiner Witwe

Madame Bourcard née Fesch,
Veuve de feu M. Bourcard
Conseiller privé de la République de Basle
et Colonel d'un Régiment d'Infanterie
à Basle
en Suisse.

wie die pompöse Adresse eines Briefes ihres Enkels von Göttingen aus lautet.

Diese seine liebe Großmutter, die öfters krank war und die Tage zählte, „heute sind es noch 75 Tage", bis ihr Liebling wieder von Göttingen heimkehre, sorgte in der Hauptsache für den Unterhalt der Mutter und ihres Sohnes, denn die Vermögensverhältnisse der Burckhardtin waren, wie wir noch genug hören werden, nichts weniger als glänzend.

In diesem Milieu in fast ländlicher Abgeschiedenheit, die er sein Lebenlang mit Leidenschaft liebte, gehegt und gepflegt von treuer Mutter- und Großmutterliebe ist Isaak Iselin groß geworden und hat seine geistigen und moralischen Fähigkeiten in einer Weise entwickelt, wie das bei wenigen Sterblichen der Fall ist. Basel hat gewiß bedeutendere Gelehrte und praktischere Staatsmänner gehabt als den Träumer Iselin, aber keinen bessern Menschen, Bürger und Patrioten, bei dem sich Verstand und Gemüt in so vollendeter Harmonie zum eigenen Wohl und dem der ganzen Menschheit so innig verbanden. Schon seine Jugendfreunde, seine Lehrer, ja die eigenen Angehörigen lagen im Bann dieser einzig schönen Persönlichkeit, wie dies der „Oncle Hauptmann" in seiner unbeholfenen Sprache in dem Brief vom 4. Dezember 1747 seinem geliebten Neffen geschrieben hat: „Ich glaube und bin überzeugt laut deiner Conduite und Aufführung, welche du hier gehabt, daß du werdest trachten als ein ehrlicher Mensch alles zu tun, was von dir dependiert um dadurch mit der Zeit an den Tag zu legen, daß, wann du schon niemals so zu sagen keinen Vater zu deiner Auferziehung bekommen, dabei eine solche Conduite angenommen, daß du durch dein eigenes gutes Gemüt solches zur perfection gebracht, welches dir gewißlich nicht allein bei den lieben Deinigen, sondern bei allen andern ehrlichen Leuten zu einer großen Ehre, Lob und Ruhm mit der Zeit zu deinem Vergnügen bringen wird." — Das wußte auch seine Mutter sehr wohl; er war ihr Trost in ihrem Elend; sie freute sich seiner glücklichen Entfaltung, aber sie hütete sich wohl, ihre Freude und ihre Hoffnung zu laut an den Tag zu legen;

vielmehr suchte sie ihre unendlich große Liebe für ihren herrlichen Sohn und einziges Kind durch ein etwas rauhes Aeußere, das uns in ihren Briefen auffällt, zu verbergen. Sie hatte auch lange Zeit ein gewisses Mißtrauen, ob nicht am Ende die schlechte Welt doch diese schöne Blume zertreten würde; vor allem fürchtet sie den Einfluß leichtsinniger Freunde, denn er war gar zutraulich und hatte ein harmloses Gemüt. Durch ihre schweren Lebensschicksale hatte sie den Glauben an die Menschen verloren, und war, wie auch ihre Brüder, in eine Menschenverachtung, in einen Pessimismus, wie man heute diese Stimmung nennt, gefallen, für den sie nur in ihrer tiefen Religiosität ein Gegengewicht fand. Auch war im Wesen ihres Sohnes so manches, was er nicht von ihr geerbt hatte und das ihr fremd und gefährlich für seine Zukunft vorkam: er war ein Träumer und schon früh ein Versmacher; er schwärmte in seinen Gedichten für Freundschaft, Rebensaft, ja sogar für junge Mädchen, wenn auch nicht so feurig, wie sein damaliger Busenfreund Eglinger, der spätere Pfarrer zu St. Theodor (1726—1802), der als angehender Kandidat des Predigtamtes beim Studium seiner Predigt zwischenhinein artige Verse machte im folgenden Stil:

Es leben die Mädchen,
Es leben die Schönen,
Sie sollen nicht sterben,
Sie sollen nur küssen.
Sie sollen nicht sterben,
Sie sollen nur scherzen.
Es sterbe was hindert
Am Küssen und Scherzen,
Es lebe was stirbet
In Küssen und Scherzen:
So küsse die Jugend
So scherze das Alter,
So leben sie beide.

Da galt es also für die Mutter aufzupassen und vorzubeugen. Ein moralischer Defekt an ihrem Sohn hätte alle ihre Hoffnungen zerstört, und als in Göttingen die Geschichte mit dem Ramspeck[2]) passierte, da schrieb sie in ihrer Angst: Wenn ich müßte Sachen hören, wie vom Ramspeck oder daß du dich dem Wein ergeben, so wäre das mein Totenbaum, und du hättest es zu verantworten!

Iselins Erziehung lag in den ersten Jahren ganz in den Händen der Mutter und Großmutter; die Beziehungen zu den Iselinschen waren fast oder ganz abgebrochen. Zum Glück kehrte der Onkel Isaak Burckhardt anfangs der 30er Jahre aus dem französischen Militärdienst nach Basel zurück, wohnte wahrscheinlich einige Zeit bis zu seiner Verheiratung (1733) mit Salome Obrecht im „Klösterli", dann in der St. Johannvorstadt und war gewiß der Mutter eine rechte Stütze, auch in der Erziehung des Knaben, aus dem er am liebsten einen Soldaten gemacht hätte; aber sein Neffe huldigte der Minerva und nicht dem Mars.

Immerhin hatte er einen gewaltigen Respekt vor dem „Oncle Oberst", welche Charge er im Jahre 1735 als Instruktor eines der beiden Regimenter der Landschaft zu vielen Ehrenämtern erhalten hatte. Er war eine originelle Persönlichkeit, die mich vielfach an den berühmten Onkel Bräsig erinnert. Nicht nur plagte ihn auch zeitweise das Podagra, so er dann sehr ungemütlich werden konnte, nicht nur mißhandelte er die Fremdwörter und gebrauchte, um zu imponieren, allerlei seltsame, kühne Redensarten, sondern er hatte auch eine große Vorliebe und ein nicht zu bestreitendes Talent, die liebe Jugend zu b e m o r a l i s i e r e n. Seine militärische Art, seine Sarkasmen und Derbheiten waren ein notwendiges Gegengewicht für die etwas zu frauenhafte Erziehung im „Klösterli".

Ungefähr im Jahre 1736 kehrte auch der Onkel

---

[2]) Über Ramspeck, im II. Kapitel.

Christoph, der „Oncle Hauptmann", fast als ein „Schiffbrüchiger", nach Hause ins „Klösterli" zurück. Er war wie sein Bruder Isaak in französischen Diensten gewesen, hatte aber vor ihm den Dienst quittiert und war nach Ostindien gegangen, ob als Soldat oder als Kaufmann bleibt dahingestellt. Ueber seine Lebensverhältnisse habe ich wenig erfahren können; dagegen gibt eine Stelle in dem Brief an seinen Neffen vom 4. Dezember 1747 doch einigen Aufschluß über seine Vergangenheit. Nachdem er nämlich seinem Neffen eine schöne, natürlich ganz unnötige Moralpredigt gehalten über die richtige Anwendung der Jugendzeit, wofür viele Exempel in der Welt zur Genüge bekannt seien, fährt er fort, „denn ich dich versichern kann, wenn meine eigene Jugend würde raisonniert haben, wie dato ich solches begreifen muß, so wäre ich nie unter die Trommer (Werber) gefallen und würde mir ein anderes Ansehen in der Welt gemacht haben; aber das sind Reden, welche dato zu spät sind; aber mein „Exemple" zeiget mir, mit Vernunft andere warnen zu können." Immerhin brachte er es in seiner Vaterstadt zu einem „Sechser" zum „Bären" und zu einem „Salzherrn". Im „Klösterli" spielte er die Rolle eines Majordomus, besorgte die Sendungen und einen Teil der Korrespondenz nach Göttingen und verehrte seine Schwester fast wie eine Heilige. Mitten in geschäftlichen Mitteilungen bricht er in einem Brief an den Neffen in die begeisterten Worte aus: „Par Parentesia muß ich dir auch dieses melden, daß du eine Mutter hast, derselbigen gewiß wenige zu finden; denn selbige lebt nicht für sich, sondern ganz und allein für dich; denn alles, was sie nur sehen tut, daß sie dir kann eine Freude machen, das ist ihr Wille." Er blieb im „Klösterli" und starb dort 1753 als Junggeselle.

Isaak Iselin durchlief ohne Mühe das Gymnasium seiner Vaterstadt, gelangte mit 15 Jahren auf die Universität, was für die damaligen Schulverhältnisse ganz

normal war.[3]) Die Universität bestand aus den vier Fakultäten; die philosophische war zwar für sich selbständig, aber hauptsächlich Vorbereitungsstufe für die drei übrigen, welche Aufgabe 1817 dem Pädagogium überwiesen wurde, und stand deshalb nicht im gleichen Rang. Sie bestand aus folgenden 9 Abteilungen: 1. Naturwissenschaft mit Physik. 2. Mathematik. 3. Sittenlehre und Naturrecht. 4. Logik und Vernunftlehre. 5. Geschichte. 6. Hebräische Sprache. 7. Griechische Sprache. 8. Rhetorik. 9. Wohlredenheit und Eloquenz. Alle Studenten hatten zuerst diese Fakultät zu absolvieren, wenn sie in eine der andern eintreten wollten, was ungefähr 2—3 Jahre beanspruchte und gewöhnlich mit der Erlangung der Magisterwürde durch eine gelehrte Disputation ihren Abschluß fand, — einen Dr. phil. gab es damals nicht. Neben den neun ordentlichen Professoren dieser Fakultät waren auch außerordentliche und Privatdozenten (Dieser Ausdruck wurde damals nicht gebraucht.), die allerlei Kollegien privatim lasen, die jene nicht versahen, so Birr Lateinische Klassiker, Spreng über Dichtkunst und Verslehre usw. Unser Iselin besuchte also zuerst diese philosophische Fakultät. Ueber die Zeit kann ich folgendes sicher feststellen. Die Adresse eines Billets des Diakon Theodor Burckhardt zu Peter, datiert vom 2. Mai 1743, lautet:

Monsieur Isac Iselin
Etudiant très diligent
en Philosophie et Philologie
Chez Lui.

Ein Brief seines Berner Freundes Joh. Beck vom 4. Oktober 1745 lautet ebenfalls Etudiant en Philosophie; dagegen die Adresse eines Billets des Professors Weiß vom 29. März 1746 Maître des Arts, Etudiant en Droit, woraus hervorgeht, daß er sich am Schluß des

[3]) Th. Burckhardt-Biedermann, Geschichte des Gymnasiums in Basel.

Wintersemesters 1746 den Magistertitel erwarb und zugleich als Student in die Rechtsfakultät übertrat. Das Rechtsstudium hatte er sich zum Brotstudium erwählt und als Vorbereitung in der philosophischen Fakultät bei Professor Joh. Rud. Thurneisen, einem Theologen, neben Sittenlehre das Naturrecht gehört. Dieser Thurneisen gelangte 1746 in die juristische Fakultät und an seine Stelle trat der ausgezeichnete Professor Weiß, der ein Jahr später nach Leyden berufen wurde.

Die Professoren der juristischen Fakultät für die nächsten Jahre waren Joh. Rud. von Waldkirch, Niklaus Bernoulli und der eben ernannte Joh. Rud. Thurneisen.

Ueber seine Studien an der Basler Universität hat Iselin in einem Brief an seine Mutter vom 8. Juli 1848 von Göttingen aus eine äußerst fesselnde und zur Kenntnis seines Wesens und Lebens wertvolle Schilderung gegeben, die ich an dieser Stelle im ganzen Wortlaute einrücken will. Sie lautet:

„Ich habe aus einer Liebe zu den Wissenschaften dieselben freiwillig gewählt; aber man weiß, wie die Wahlen eines Kindes beschaffen sind: der Geschmack ist der oberste Richter, an den man sich in diesem Alter hält, und die Vernunft hat wenig Anteil an demjenigen, was man alsdann unternimmt. Man sieht die rechten Absichten, die man bei seinen Handlungen haben soll, in diesem Alter gar nicht oder doch nur durch einen düstern Nebel ein. So ging es auch mir bei der Wahl meiner Lebensart und so ging es mir auch bei der Wahl der besonderen Arten von Studien, die ich mir vorgesetzet zu treiben. Die Ehr und der Geschmack unterschieden bei mir gleich die Sache zu Gunsten der römischen Literatur. Ich wollte mich auf eine Wissenschaft legen, bei der ich viel Vergnügen fände und in der ich zugleich diejenigen, die neben mir den Wissenschaften oblagen, übertreffen möchte. Die römische Literatur schien mir hiezu am bequemsten, und ich legte mich auch mit aller Macht

darauf. Das Glück, das ich nachher hatte, eines der größten Männer in dieser Gelehrsamkeit, meines teuern Birren[4]) Schüler zu werden, feuerte mich noch mehr an und ich trachtete auf alle Weise, mir die Lehre dieses großen Meisters zu Nutz zu machen. Mein Geschmack aber, den ich an diesen Wissenschaften fand, ob er sich gleich niemals verlor, schwächte sich nach und nach, und es war auch Zeit, daß ich anfing, mich auf andere Sachen zu legen, die in der Zukunft mir ebensoviel oder mehr nützen sollten als die römische Literatur. Ich hätte damals noch sollen auf die Philosophie denken; ich tat es auch, aber mit sehr schlechtem Fortgange. Ich hatte schon vorher mich in einigen Teilen derselben, der Logik und dem Rechte der Natur unterrichten lassen, aber von einem so schlechten Meister, daß es ein Mirakel gewesen wäre, wenn ich etwas Rechtes gelernt hätte. Ich erzürne mich allezeit über mich selbst, wenn ich daran denke, wie ich das armselige Zeug, das der damalige Licentiat Thurneisen über diese Wissenschaften gesagt, bewundert habe. Ich verfiel hierauf auf die deutsche Literatur und fand an Herrn Sprengen[5]) in diesem Stück einen ganz anderen Mann als an Herrn Thurneisen in der Philosophie. In dem Alter, wo ich damals war, war es kein Wunder, daß ich mich der Poesie und der schönen Wissenschaft gänzlich ergeben; die Sinne und die Einbildungskraft sind bei den jungen Leuten von dem 16. bis 17. Jahre an bis ins 20. am stärksten und haben in derselben Leben, Studien und Beschäftigungen den größten Einfluß. Ich schätze es für ein Glück, daß dieselben auf meine Studien mehr Einfluß gehabt haben als auf mein Leben und meine Aufführung. Die Folge, die der Einfluß der Sinne und der Einbildungskraft auf die Studien hat, sind doch so schädlich und so traurig nicht als diejenigen, die es auf das Leben der jungen Leute zu haben pflegt. — Ich ergab mich also gänzlich der Poesie und den

[4]) Prof. Anton Birr, 1693—1762.
[5]) Prof. Joh. Jak. Spreng, 1699—1768.

schönen Wissenschaften; denn diese schmeichelten meinen Sinnen am meisten und versprachen mir nach meinen Idealen am meisten Ehre. In meinen Gedanken hatte Spreng etwas mehr zu bedeuten, als alle diejenigen, welche Spreng in seinen Gedichten lobte, damit er etwas Geldes von denselben kriegen möchte, um sich des Hungers zu erwehren. Ich hätte zu der Zeit, da ich mich mit Silbenzählen und Kritisieren beschäftigte, die römische Rechtsgelahrtheit erlernen sollen (als stud. jur.), aber ich hatte einen natürlichen Abscheu wider dieselbe. So schön, so klug, so weise diese Rechtsgelahrtheit an sich selbst ist, so schädlich und so verderblich ist sie unter Staaten, für welche sie sich nicht schicket und in deren sie eine Quelle von stetem Unheil und von tausend Ungerechtigkeiten ist und den Trölern das schönste Mittel wird, die Parteien zu betrügen und die Richter, die meistenteils nichts davon verstehen, hinter das Licht zu führen. — Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich nur an diese elenden Umstände der Gerechtigkeit denke. Doch es ist zu hoffen, die Tyrannei der römischen Rechtsgelahrtheit und der juridischen Fakultäten werde bald fallen, indem einer der weisesten Monarchen (Friedrich der Große), die jemals geherrscht haben, den andern Regenten hierinnen mit einem glänzenden Exempel vorgeht. Mit der römischen Rechtsgelahrtheit konnte ich mich also gar nicht vertragen und werde mich sobald nicht wieder mit derselben versöhnen.

So sehr mich die schönen Wissenschaften von den gründlichen abgehalten, so bin ich denselben den großen Dank schuldig, und ich wollte nicht einen Augenblick minder Zeit darauf verwandt zu haben. Sie bilden den Geist des Menschen und insonderheit der jungen Leute, und ich muß bekennen, daß Horaz, Cicero, Boileau und die Marquise von Lambert, Haller, Hagedorn, Pope und andere in mir die Begierde, ein ehrlicher Mann zu werden und die Liebe zur Tugend am lebhaftesten rege gemacht haben, und daß dieselben mich zuerst gelehrt haben, meine Wollust darin zu suchen, ein dank-

barer Sohn, ein aufrichtiger Freund und ein guter Bürger zu werden, und so sind doch die schönen Wissenschaften der Grund gewesen, warum ich endlich angefangen, mich um die gründlichste zu bekümmern und deswegen fing ich an mich auf die Sittenlehre und das Natur- und Völkerrecht mit Eifer zu legen (bei Weiß?) und auf diesem Punkt war ich eben vor einem Jahre, da ich von Hause verreiste."

Seine Ausführungen über den Einfluß der schönen Literatur wäre Veranlassung, hier von seiner Gründung der Gesellschaft der schönen Wissenschaften in Basel (auch Freie Gesellschaft genannt) nach dem Vorbild der Vergnügten Gesellschaft in Bern oder eigentlich der Wachsenden Gesellschaft in Zürich, der einzigen, welche lebensfähig blieb und ihrem Namen Ehre machte, zu reden. Ich muß aber leider wegen Raummangel darauf verzichten auf diese erste Gründung Iselins hier näher einzutreten, obschon ich über ein reiches Material verfüge und viel von ihr in Iselins Briefwechsel mit seiner Familie und seinen Freunden die Rede ist; nur so viel sei gesagt, daß, wenn schon die Basler Gesellschaft keinen langen Bestand hatte, weil ihre Mitglieder bald nach der Gründung nach allen Himmelsrichtungen davongingen, so blieb doch die Freundschaft mit denselben aufrecht, wofür ein reger und äußerst interessanter Briefwechsel mit Eglinger, Roches, Battier, Dienast und vor allem mit seinem spätern Herzensfreund Joh. Rud. Frey[6]), der bis zu seinem Lebensende dauerte, ein schönes Zeugnis ablegt von dem idealen Zug, von dem dieser Jünglingsbund beseelt war. Auch gelangte hiedurch Iselin in Verbindung gleichgesinnter Freunde im übrigen Schweizerland, wie Beck und Jenner in Bern, seinen Kameraden in Göttingen, mit Heinrich Schinz, Salomon Hirzel aus Zürich, Ulysses von Salis und andern, wodurch sich sein Freundeskreis im Laufe der Zeit immer mehr vergrößerte und später in der Grün-

---

6) Oberst Joh. Rud. Frey, 1727—1799.

dung der Helvetischen Gesellschaft ihre besondere Bedeutung erhielt. Wir haben leider kein Bild Iselins aus jener glücklichen Jugendzeit; aber er muß nach den Briefen seiner Freunde aus jener Zeit eine herzgewinnende Erscheinung gewesen sein, dem auch die jungen Mädchen gerne in die sanften, träumerischen Augen sahen, und es ist gar nicht zu verwundern, wenn er etwas später, nach seiner Rückkehr aus Göttingen scherzweise berichtete, daß er mit der halben St. Johann verlobt sei. Soweit sind wir aber noch nicht. Jetzt galt es seine Kenntnisse durch den Besuch einer fremden Universität zu erweitern und zu vertiefen; doch damit gelangen wir zu einem neuen Abschnitt seines Lebens.

Ich schließe mit ein paar Versen, die zwar etwas später gemacht, aber doch gut hieher passen:

Genieße froh dein Glück in deinen schönen Tagen
Da noch der Jugend Frühling lacht,
Eh' noch die Zeit der Sorgen und der Klagen
Dir den Genuß des Glücks unmöglich macht.
Der Jugend Pflicht erlaubt mit Mädchen und mit Wein
Und guten Freunden sich zu freun.
Doch fordern auch von uns der Weisheit edle Lehren:
Daß wir die Tugenden verehren
Und nicht der Wollust Sklaven sein.

## II. Kapitel.

## Wahl der Universität. Reise nach Göttingen. Ankunft.

Die Wahl der Universität gab der Familie viel zu denken und zu beraten. Iselin war für Göttingen eingenommen, nicht nur, weil er glaubte, dort die besten Lehrer in seinem Spezialfach zu finden, sondern, weil er hoffte, mit dem berühmten Landsmann Albrecht Haller von Bern, der schon damals der große Haller — allerdings ursprünglich seiner körperlichen Größe wegen — hieß und den er von Jugend auf schwärmerisch verehrte, nähere Bekanntschaft zu

machen und so Anregung für seine eigenen dichterischen Versuche zu erhalten. Die Mutter hätte ihn lieber der Universität Leyden anvertraut, wohin soeben Dr. Weiß als Professor des Natur- und Völkerrechts berufen wurde. Alles war schon beredt und Iselin sollte mit Weiß Ende des Monats August 1747 zu Wasser nach Holland verreisen. Die schlimmen Kriegsnachrichten aus Holland, das die Franzosen überschwemmten, mochten die ängstliche Mutter von dem Plane abbringen, wie sie denn auch dem Sohne später nach Göttingen schrieb: „Ich bin froh, daß du nicht bei ihm bist." „Oncle Oberst", der sich natürlich für diese Angelegenheit lebhaft interessierte, redete darüber mit einem Hausfreund der Familie, mit dem Gerichtsherrn Schweighauser sen., der entschieden von Göttingen abriet. Es sei eine neuangelegte Universität, wo wenig Studenten von einiger Achtbarkeit hinkämen; dagegen empfehle er Halle an der Saale, welches eine berühmte Universität sei, wo allezeit rechte Leute hinkämen, und dabei wohlfeil und mit Anmut zu leben sei." Aber die Hallenser Studenten standen im schlechten Ruf, und der Geist, der an der Universität herrschte, mochte der Mutter und ihren Beratern, bei denen wir Professor Birr nicht vergessen dürfen, nicht recht behagen, und so wurde denn „auf Anraten verschiedener vernünftiger Leute und insonderheit des ehrwürdigen Herrn Osterwald", wie Iselin seinem Freunde Joh. Rud. Frey, der damals als junger Leutnant in französischen Diensten stand, schrieb, Göttingen den Vorzug gegeben. „Jetzt werde ich den 2. des künftigen Monats (2. September 1747) nach Göttingen reisen, wo ich gesonnen bin, mich aufs eifrigste auf das Staats- und Völkerrecht zu legen. Ich denke mich an diesem Orte ein Jahr oder anderthalbes aufzuhalten und von dorten nach Leipzig zu gehen. Wenn Sie etwas zum Lobe des Herrn Haller (Erst 1749 wurde er in den Adelstand erhoben.), den Sie so sehr verehren, gemacht haben, oder etwas von desselben Gedichten übersetzt haben, so kann ich dasselbe dem großen Manne

überliefern" (Iselin an Frey 9. August 1747). Die Erwähnung Osterwalds gibt mir Gelegenheit, hier ein Wort von der Zugehörigkeit der Bewohner des „Klösterli" zu der Französischen Kirche[7]) zu sagen. Viele angesehene Baslerfamilien, nicht nur Refugianten und zugewanderte Franzosen, gehörten damals und auch heute noch zu dieser Gemeinde. In jener Zeit hatte die Gemeinde das Glück, zwei ausgezeichnete Geistliche zu besitzen, beide im gleichen Jahre 1710 gewählt, eben unsern Osterwald und einen ursprünglichen Franzosen, Pierre Roques. Beide ergänzten einander vorzüglich und verstanden es, die zeitweise hervortretenden Gegensätze der Altbasler und der Zugewanderten auszugleichen. Roques war ohne Zweifel der bedeutendere, aber die „Burckhardtin" setzte ihr Vertrauen in Osterwald, der der beste und treueste Berater des Hauses war und gewiß auch unsern Iselin konfirmiert hatte; zudem stand sie mit der „Roquin" auf gespanntem Fuß. Umso befreundeter war Iselin mit dem jüngsten der drei Söhne, Theodor Guillaume Roques, die alle auch Theologen wurden. Er blieb auch mit ihm von Göttingen aus und später im Briefwechsel. Durch die französische Kirche ging damals ein freier Zug, den die starre orthodoxe Staatskirche nicht kannte, und eine Verinnerlichung des Christentums erstrebte, die den Einfluß des Pietismus nicht verleugnete. In dem „Klösterli" herrschte eine schlichte Frömmigkeit, die Iselin bis ans Ende seiner Tage bekundete. — Doch kehren wir zur Reise zurück. Zur Beruhigung der ängstlichen Verwandten diente der glückliche Umstand, daß Iselin zwei liebenswürdige Begleiter fand, die ebenfalls auf die Universität nach Göttingen reisen wollten. Der eine etwas ältere Franz Ludwig von Jenner (geb. 1726) aus Bern, der andere der im gleichen Jahre wie Iselin geborene Joh. Georg Zimmermann von Brugg, dem „Prophetenstädtchen", das so viele bedeutende Männer

---

[7]) Junod, Histoire de l'Eglise Française de Bâle.

hervorgebracht hat. Er genoß später als Arzt, Schriftsteller (Stunden der Einsamkeit) und Sonderling einen europäischen Ruf. Er studierte bei Haller Medizin und kam deshalb mit Iselin nicht in so enge Berührung wie Jenner, der mit ihm die gleichen Kollegien besuchte, den gleichen Mittagstisch hatte, sein Zimmernachbar war und sozusagen alles mit ihm gemein hatte. Er war sein intimster Freund unter den Göttinger Bekannten.

Ueber die beiden Freunde hat sich Iselin in einem Brief an die Mutter vom 26. Februar 1748 folgendermaßen ausgesprochen: „Was Herrn Zimmermann anbetrifft, so sind wir recht gute Freunde zusammen. Er ist gewiß ein rechtschaffener Mensch, und ich halte es für ein großes Glück, daß ich solche zwei Reisegefährten und akademische Freunde gefunden habe, wie Jenner und Zimmermann sind. Zimmermann ist ein sehr artiger Mensch, überaus fleißig, und ich bin gewiß, daß etwas Rechtes aus ihm werden wird. Er ist bei Haller sehr wohl angeschrieben. Jenner und ich sind aber darum stärker miteinander verknüpft, weil wir die gleichen Stunden haben. Wir studieren miteinander um die Wette; wir haben auch alles miteinander gemein: Freunde, Bekanntschaften, Bücher. Wir empfangen beide zugleich Besuche. Ein jeder kauft sich kein anderes Buch, als das der andere nicht hat und auf diese Art braucht ein jeder nur soviel Holz, Liecht, Wein und andere Sachen, als er sonst würde gebraucht haben." Er heiratete 1753 Marianne, die Tochter Hallers, und hat sich als Landvogt von Nidau um den unglücklichen J. J. Rousseau bei dessen Aufenthalt auf der Petersinsel (Mai bis September 1765) verdient gemacht, obschon er dessen Vertreibung nicht verhindern konnte. Die beiden Reisegefährten blieben Iselin auch nachher bis zu seinem Tode in schönster Freundschaft verbunden, wofür die in unserer Sammlung enthaltenen Briefe an ihn ein beredtes Zeugnis ablegen.

Eine sehr feine Charakteristik der beiden Freunde Iselin

und Jenner hat ihr gemeinsamer Freund und beider Korrespondent Joh. Beck in einem Brief vom 20. Februar 1748 geliefert, indem er ihm schreibt: «J'ai deux correspondants de Göttingue. L'un et c'est vous, Monsieur, dans un âge heureux fait pour le plaisir, se nourrit de police, d'ordre, de sagesse et se donne un amusement languissant à considérer les vertus peu animées et les avantages de la République de Platon qui par malheur n'existent que dans vos idées philanthropiques. Vous défendez charitablement la bonne cause et votre zèle vous emporte jusqu'à trouver des dangers cachés où il n'y en a point et de m'importer par un motif d'affection des sentiments pernicieux que je combattrais le premier. L'autre finement voluptueux ne demande que badinage et dans le système qu'il s'est fait de jouir solidement de la vie présente, il égaie son esprit aux dépens de méchants poètes, des fats et des originaux en chatouillant l'imagination et je pense les sens aussi en même temps par tous les agréments que le beau sexe nous peut fournir.

Il faut que je me transforme comme un caméléon pour satisfaire à des goûts aussi éloignés l'un de l'autre, quoique tous les deux excellents dans leur espèce et tendant au même but par des routes opposées.»

Jetzt kennen wir die beiden Reisegefährten. Jenner als Patriziersohn hatte auch einen Bedienten mitgebracht, den die beiden andern dann gegen eine Entschädigung von $^1/_3$ Reichstaler die Woche auch annahmen, nach Iselin ein Muster von Treue und Redlichkeit, ein Vorbild für den braven Just in Mina von Barnhelm; ob auch in der Grobheit? Leider sollte die Anschaffung dieses braven Gesellen, dessen Vorname wir wenigstens der Nachwelt überliefern können, er hieß Heinrich, unserm Iselin noch schweren Verdruß bereiten.

Ein günstiger Zufall für die unerfahrenen Reisegenossen war es, daß sie mit einigen angesehenen Basler

Kaufleuten, welche die Frankfurter Herbstmesse besuchen wollten, in ihren bequemen Reisewagen mitfahren konnten. An dem festgesetzten Tage, den 2. September 1747, wie anzunehmen ist, verließ Iselin die so traute Stätte seiner Jugend, seine lieben Angehörigen und seine zahlreichen Freunde. Es muß ein tränenreicher Abschied gewesen sein, der uns ein wenig an den des „Peter in der Fremde" gemahnt, und Freund Frey, der davon gehört, zu einigen malitiösen Bemerkungen herausforderte. Doch Iselin ließ sich in seinem kindlichen Gefühl nicht beirren, sondern schrieb dem Spötter: „Es scheint, mein wertester Freund, Sie wollen sich noch ein bisgen über mein Betragen bei meiner Abreise lustig machen. Es kann auch sein, daß Sie Recht haben. Ich verließ die wertesten Freunde, in deren Freundschaft ich ein stetes und reines Vergnügen fand; ich verließ die zärtlichsten Verwandten, die nicht nur immer mit der zärtlichsten Güte für meine Auferziehung gesorget, sondern mich nun mit den aufrichtigsten und treuherzigsten Ermahnungen an einen Ort schickten, wo ich diese Auferziehung vervollkommnen sollte. Ich trat eine Reise an, von deren glücklichem Erfolg mein zeitliches und ewiges Wohl abhing. Sagen Sie mir, mein Freund, ob diese Betrachtungen, die mir immer vor Augen schwebten, mir nicht einige Zähren haben auspressen können? Ich weiß, Sie sind so gerecht und sprechen mir dieses nicht ab."

Ueber die Reise selbst bis Frankfurt, von wo aus Iselin den ersten Brief aus der Fremde an seine „geliebteste Frau Mutter" schickte, erfahren wir nur, daß sich die Basler Kaufleute äußerst gefällig und liebenswürdig gegen ihn und seine Freunde benahmen; besonders rühmt er in dieser Hinsicht die Herren Christ und Debary, wie auch die Herren Burckhardt und Wild; über Reiseroute, Nachtquartier, Land und Leute kein Wort. Auch über seinen mehrtägigen Aufenthalt in Frankfurt erfahren wir sehr wenig, obwohl die alte Reichsstadt dem zukünftigen Verfasser der „Geschichte der Mensch-

heit" viel Interessantes bieten mochte und zum Vergleich mit seiner Vaterstadt genug Anhaltspunkte wies. Ob er bei seiner Wanderung durch die engen Straßen auch einen Blick auf das stille Patrizierhaus auf dem Großen Hirschgraben warf, wo zwei Jahre später Goethe das Licht der Welt erblickte?

Ein Vergleich zwischen Iselin und Goethe wäre etwas gewagt. Wer vergleicht das brennende Licht der Sonne mit dem ruhigen Glanz der Venus? Aber ich kann mich nicht enthalten, darauf hinzuweisen, daß beide Männer herrliche Mütter hatten, die ihr einziges Glück in der schönen Entfaltung ihrer Lieblinge erkannten und auch von deren Söhnen zeitlebens mit der größten Verehrung und Liebe dafür belohnt wurden.

Iselin erwähnt auch nicht das Gasthaus, wo sie Quartier nahmen; es ergibt sich aber aus einer späteren Briefstelle, daß die Basler Kaufleute ihr Absteigequartier in der „Weißen Schlange" hatten; dagegen berichtet er etwas, was für die Bewohner des „Klösterli" nicht ohne Interesse sein konnte, daß er nämlich auf einem Gang durch die Stadt einen alten Basler zufällig angetroffen habe. „Ich wette, Sie werden denselben nicht erraten. Es ist der Herr Thurneisen auf dem „Blömli". Ich stund eben an der Straße, wo er seinen Laden hat, und wartete auf jemand, als er mich erblickte. Er schickte alsobald seinen Tochtermann, den Herrn Burckhardt (wohl den oben genannten) hinaus, der mich sehr höflich empfing und mich zu Herrn Thurneisen in den Laden führte, der mir tausend verbindliche Sachen sagte, mir in allem, so weit es möglich sein würde, zu dienen versprach und mich mit rechtschaffener Beteuerung einer landsmännlichen Liebe von sich ließ. Ich werde diesen Morgen (8. September) noch zu ihm gehen und Abschied von ihm und Herrn Burckhardt nehmen."

Die jungen Leute waren nicht in der rosigsten Stimmung. Ihre Abreise hatte eine Verzögerung erfahren, da

sie gehofft hatten, einen Retourwagen nach Göttingen zu bekommen; aber sie fanden keinen, und da sie bei längerem Zuwarten mehr verzehrt hätten, als die Ersparnis an der Retourkutsche abgetragen hätte, und die Frankfurter Wirte sie übernahmen, drängten alle drei, bald aus dieser Stadt zu kommen, „deren Bürgern das Geld der Fremdlinge einen guten Geruch zu haben scheint". Sie waren verdrießlich, namentlich Herr Zimmermann, „der mich mit seiner ungestümen Begierde, auf alle Weise wegzugehen, wie ein Türk geplagt und ungeduldig gemacht, daß ich hätte sterben mögen." Endlich fanden sie mit Hilfe der Herren Christ und Debary, die sich auch alle Mühe gegeben, ihnen einen Retourwagen nach Göttingen zu verschaffen, einen rechtschaffenen Kutscher, der sie für 30 Reichstaler = 45 Gulden dorthin führen wollte. Der Kutscher hatte den Unterhalt für sich und seine Pferde und die Zölle (Weg- und Brückenzoll) zu bestreiten. Mittlerweile war unserm Iselin das Geld ausgegangen, und damit beginnt für ihn der Anfang von all den Verdrießlichkeiten, die ihm den Aufenthalt in Göttingen verleideten und die wir im nächsten Kapitel ausführlich behandeln wollen.

Er begab sich zu einem Geschäftsmann der Familie, einem Basler, namens Winkelblech, entlehnte von ihm 10 Gulden, um seine Zeche und Trinkgelder und alles in Frankfurt zu bezahlen, empfing von ihm im Auftrag der Mutter einen Wechsel von 100 Gulden, der auf einen Kaufmann namens Hindelbach in Göttingen ausgestellt war. Noch nahm Iselin Abschied von seinen Bekannten, übergab Herrn Christ, der die Güte gehabt hatte, ihn auf ein „Schälgen" Thee einzuladen, den Brief an die Mutter und fort gings nach Göttingen. Die Reise sollte 4 Tage beanspruchen; sie dauerte aber etwas länger. Sie verreisten am Nachmittag des 8. September und kamen am 13. vermutlich in der Früh in Göttingen an, von wo er in einem Brief am 16. September an seine Mutter seine weitern Erlebnisse berichtet. Der Weg

führte über Friedberg, Gießen, Marburg, Kassel und Minden. In Kassel machte er dem Basler Dr. Johann Huber (1707—1778), Arzt, Professor der Anatomie und Kustos des Museums einen Besuch. Er empfing ihn (wohl alle drei) sehr freundlich und zeigte ihm im „Kunsthaus" alles, was unter seiner Aufsicht stand. Wir werden noch später diesem berühmten Basler im Ausland begegnen. Sonst weiß Iselin nichts über diese Reise zu berichten, als über die schelmischen Wirte, die sie leichtfertig übernommen, zu klagen und der „erste Schelm war der Bürgermeister der kaiserlichen Reichsstadt Friedberg". Zur Beglaubigung dieser Anschuldigungen macht er seiner „geliebtesten Frau Mutter" eine detaillierte Rechnung seiner Ausgaben, die uns nach heutigen Begriffen von Hotelrechnungen nicht besonders hoch erscheint, obschon man mit der Eisenbahn allerdings schneller und billiger von Frankfurt nach Göttingen gelangen kann.

Ich will sie abdrucken lassen, damit der geneigte Leser sich selbst ein Urteil hierüber machen kann:

| | f. | xr. |
|---|---|---|
| in Friedberg übernachtet . . . . . . . . . . | 1 | 42 |
| für Bier, Trinkgelder und anderes . . . . . . | — | 28 |
| in Gießen zu Mittag gespiesen . . . . . . . . | 1 | — |
| für Bier und Brot zwischen Gießen und Marburg | — | 32 |
| in Marburg übernachtet . . . . . . . . . . | — | 54 |
| sechs Stunden davon zu Mittag gespiesen . . . | — | 32 |
| sechs Stunden vor Kassel übernachtet . . . . . | — | 40 |
| in Cassel zu Mittag verzehrt . . . . . . . | 1 | — |
| Trinkgeld in Cassel . . . . . . . . . . . . | — | 16 |
| in Minden übernachtet . . . . . . . . . . | 1 | 6 |
| für die Fuhre . . . . . . . . . . . . . | 15 | — |
| dem Fuhrknecht Trinkgeld . . . . . . . . . | — | 40 |
| Summa | 23 | 50 |

Da er aus den 10 Gulden des Winkelblech diese Summe nicht bezahlen konnte, ist anzunehmen, daß ihm seine beiden

Freunde im Hinblick auf den 100 Gulden Wechsel auf den Hindelbach einen Vorschuß gemacht haben. Die sparsame und etwas mißtrauische Frau Mutter wollte an die Richtigkeit dieser Rechnung nicht recht glauben. „Ich weiß sehr wohl, es wird Mühe kosten, die Bücher, die man in Frankfurt gekauft hat, in Rechnung zu bringen, darum sind die Wirte unterwegs zu teuer gewesen."

Am 13. September 1747 kam er also in Göttingen an. Zunächst hatte er für seine Unterkunft zu sorgen. Von Haus aus hatte man ihn an einen alten Bekannten der Familie gewiesen, unter dessen Adresse man auch seine Bücher nach Göttingen geschickt hatte. — Es war dies der schon erwähnte Ramspeck. Dieser Name spukt wie ein böser Geist durch die ganze Korrespondenz; ich will aber diesen unangenehmen Gesellen auf einmal erledigen. — Jakob Christoph Ramspeck (1722—1797) war aus Basel gebürtig, der Sohn eines Pfarrers, durchlief die hiesigen Schulen und war schon 1738 Magister. Er wählte die Medizin zu seinem Hauptstudium, erwarb sich die Doktorwürde, was Iselin, wie ich glaube mit Unrecht, bezweifelt, hielt sich einige Zeit in Berlin auf und befand sich seit mindestens einem Jahr seit Iselins Ankunft in Göttingen, wo er bei Haller seine Studien mit rastlosem Eifer fortsetzt und die Gunst desselben in hohem Maße besaß. Ramspeck ist ein Beispiel einer damals bei Gelehrten nicht seltenen erstaunenswerten encyklopädischen Bildung nach dem Vorbilde Hallers; nur brachte er es nicht so weit. Am meisten leistete er wohl auf dem Gebiete der Botanik und trat auch in die Fußstapfen Hallers in der Erforschung der Alpenwelt. Dieser geniale Mensch war aber in Göttingen, wie auch in Berlin, wegen seiner Sittenlosigkeit bei allen rechtschaffenen Menschen, die ihn näher kannten, verrufen, und es ist unbegreiflich, wie der sittenstrenge, fromme Haller einem solchen Menschen sein Haus, wo eine liebliche Tochter aufblühte, öffnen mochte; es sei denn, daß er ihn von dieser schlimmen Seite nicht kannte, so wenig wie Iselin und seine Familie.

Bei Iselins Ankunft war nun dieser Ramspeck eben daran, seine Hütte in Göttingen abzubrechen, um nach Basel zurückzukehren und dann den Winter in Paris zuzubringen. Er hatte seine Bude aufgegeben, führte ein ambulantes Leben und bürgerte sich in der nächsten Zeit auch bei Iselin und Jenner ein in einem kranken Zustande, der aller Beschreibung spottet. Iselin berichtet hierüber in aller Aufrichtigkeit seiner Mutter, die, wie wir nun begreifen, darüber in große Aufregung geriet und ihm befahl, dies „Scheusal" sogleich hinauszuwerfen. Ramspeck verließ anfangs Oktober Göttingen, und das Beste an der Geschichte ist nun, daß er den Brief an die Mutter, um das Porto zu ersparen, mitnehmen mußte. Natürlich machte er den Brief auf, ließ sich aber im „Klösterli" nicht blicken, sondern übersandte ihn der Großmutter Burckhardt mit der Entschuldigung, er sei unterwegs aufgegangen. Nun fürchtete die Mutter auch noch, Ramspeck könnte ihren Sohn bei seiner Heimkehr auf den Degen fordern, was aber nicht geschah. Iselin nahm die Sache nicht so tragisch wie die Mutter, was sich aus einem Brief an seinen Freund Frey ergibt, wo es heißt:

„Sie werden vielleicht den Licentiaten Ramspeck dort (in Paris) angetroffen haben. Hat er dort auch der Venus so eifrig geopfert, als er es in Berlin und hier in Göttingen getan hat oder ist er nicht imstande gewesen, es zu tun? Wenn Sie denselben sehen werden, so wird er Ihnen erzählen können, wie es sich in Göttingen lebt. Er wird Ihnen ganze Stunden lang von der Kochkunst predigen und Stück für Stück erzählen, was die Göttinger für Vergifter seien. Er wird sich in Paris schon was zu Gute tun für die schlimmen Mahlzeiten, die er hier ausgestanden hat. Er wird sich den Burgunder und den Champagner schon schmecken lassen."

Dieser Mensch wurde im Frühjahr 1748 Nachfolger, wenn auch nur für kurze Zeit, des großen Johann Bernoulli, als Professor der Mathematik an der Universität Basel, bald darauf der Beredsamkeit, war auch Rektor der Universität

und im Jahre 1766 Gymnasiarch[8]) bis zu seinem seligen Ende 1797. Sein Bild hängt im Lehrerzimmer des Gymnasiums.

Iselin hatte nach seiner Abreise noch eine sehr unangenehme Auseinandersetzung mit Haller, der aus Freundschaft für Ramspeck Zusendungen an denselben übernahm. Nun kam endlich die Kiste mit Iselins Büchern unter der Adresse Ramspeck, und Haller wollte um keinen Preis diese an ihn abgeben. Damit wollen wir von Ramspeck Abschied nehmen und wieder zu unserem 13. September zurückkehren. Da sich Iselin vorerst nicht bei ihm einlogieren konnte, nahm er vorübergehend sein Quartier in der Londonerschenke und begab sich an diesem Tag zu dem Prorektor der Göttinger Universität, um sich sogleich immatrikulieren zu lassen. Die schöne Matrikel liegt vor mir:

Isaacus Iselicus Helvet. Rauracus Stud. Juris
Gottingae die 13. Mensis Sept. Anni MDCCXXXXVII
Joannes Fridericus Penther
p. t. Prorector.
Sigillum Universitatis
Regiae Georgiae Augustae.

Für die Immatrikulation hatte er 2 Gulden dem Prorektor und als Trinkgeld (dem Pedell?) 20 x zu bezahlen.

An demselben 13. September machte er auch seine Aufwartung bei dem großen Haller und wurde (wohl mit Jenner) zum Nachtessen eingeladen. Der Eindruck, den er von ihm empfing, entsprach ganz seinen Erwartungen. „Der große Mann ist überaus höflich, liebreich und angenehm im Umgang, wie auch die Frau Hofrat Haller."[9]) (An die Mutter.) Auf die Länge konnte Iselin nicht in der Londonerschenke bleiben, da er auch hier sehr übernommen wurde;

8) Rektor des Gymnasiums.

9) Frau Hofrat Sophie Haller, die Tochter des Professors Teichmeyer in Jena, war seit 1741 die dritte Gemahlin Hallers. Sie schenkte ihm sechs Kinder und überlebte ihn.

überhaupt zeigte sich bald, daß in Göttingen gar nicht billig zu leben war, was zum Teil von den Kriegszeiten herrührte. Er bezog deshalb mit seinem Freunde Jenner am 16. September eine Wohnung in einer Brauerei zum Schwarzen Bären in der Wagnerstraße; er bezahlte für sein Zimmer 30 Taler = 45 fl. im Jahre, Jenner für das seinige, das etwas größer und schöner war, 40 Taler.

Auf Anraten Hallers nahm er mit Jenner den Mittagstisch bei Hofrat Professor Ayrer; man zahlte für die Woche 2 Gulden, für den Eintritt 4 Gulden und für den Aufwart 4 Gulden. Eben an diesem 16. September aß er zum erstenmal bei Ayrer. Ueber den Tisch äußerte er sich verschiedentlich; im Anfang gefiel er ihm weniger, „der Tisch bei Herrn Hofrat Ayrer ist öfters mittelmäßig als gut; man ißt hier fast nichts als Fleisch; dieses kömmt mir sehr unangenehm vor, da ich bisher so trefflich an die schweizerischen Gemüse gewöhnt war." Später lautet das Urteil mit einigen Einschränkungen etwas günstiger. „Was das Essen anbetrifft, so finde ich nicht, daß man hier so elend ißt (wie jemand behauptet hatte). Es ist wahr, man speiset nicht so gut als in Basel und der Schweiz, und ich hatte neulich, als wir eine schlimme Pastete zu Tische hatten, fast das Heimweh gekriegt nach den guten herrlichen Pasteten, die Sie allemal Montags auf den Tisch zu setzen pflegten; allein es ist noch zu leben (Brief an die Mutter). Die Tischgesellschaft war nicht so angenehm, wie die des Studenten Goethe bei den Jungfern Lauth in der Knoblochsgasse in Straßburg. „Es sind meistenteils niedersächsische und hannöverische Edelleute. An dem Tisch geht es meistenteils ohne große Lebhaftigkeit zu. Herr Jenner macht indessen, um sich an dem Mangel des Tischvergnügens zu entschädigen, französische Verse, und ich mache philosophische Betrachtungen." (Iselin an Frey.)

Wir kehren zum 16. September zurück, an welchem Tag er neben allerlei Anschaffungen für seine neue Haus-

haltung auch ein Schreibzeug kaufte, das er mit Brief unter diesem Datum an die „geliebteste Frau Mutter" einweihte und mit dessen erstem Satz wir das folgende Kapitel einleiten wollen.

## III. Kapitel.

## In Geldnöten.

„Den 13. (September) bin ich Gott sei Dank sehr wohl und glücklich hier angelangt; aber Sie werden sehr bestürzt sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht einen Heller Geld mehr habe." Und doch hatte er einen Wechsel an den Kaufmann Hindelbach, und gewiß präsentierte er ihn schon am 13. September; allein dieser Hindelbach gab ihm kein Geld. Er ließ ihm durch seine Frau erklären, er habe das Geld, das er Winkelblechen schuldig war, schon weggeschickt. „Sie können denken, meine verehrteste Frau Mutter, in was für einer Gemütsverfassung ich mich befinde, als ich die Nachricht erhalten, daß ich kein Geld bekommen würde. Ich sah mich in einem fremden Lande, ohne Geld, ohne Hilfe, ohne Zuflucht und bildete mir nun den Stand (Zustand) ein, in dem ich sein würde, wenn ich von Ihnen verlassen wäre. Ich habe indessen zwo Dukaten bei Herrn Zimmermann (der von den dreien am besten bei Kasse war) entlehnt und werde diesen Abend an Herrn Winkelblechen schreiben, daß er mir das Geld auf eine andere Weise übermache." Ueber den weitern Verlauf dieser Angelegenheit berichtet Iselin der Mutter in einem Brief vom 29. September wie folgt: „Meine geliebteste Frau Mutter! Sie werden sich sehr verwundern, daß ich schon wieder schreibe, ehe ich noch auf zwei Briefe die geringste Antwort erhalten habe. Es tut mir auch sehr leid, daß ich es tun muß, indem es wegen einer sehr unannehmlichen Sache geschieht. Ich weiß nicht, ob mich Herr Winkelblech für einen Narren hält oder was er sonst denket. Sie wissen, daß der

Kaufmann, an den er mich gewiesen, mir nicht hat bezahlen wollen und daß ich Winkelblechen die Assignation wieder zurückgeschickt habe. Nachdem ich eine gute Zeitlang gewartet, erhielt ich endlich von Herrn Winkelblech eine Assignation von 124 Gulden auf den gleichen Kaufmann, die ich alsbald hintrug. Der Kaufmann sagte, es wäre wahr, er wäre Herrn Winkelblechen noch auf alter Rechnung schuldig; allein er sei krank (In der Tat ist er bald darauf gestorben.) und hätte kein Geld, ich sollte warten. Ich antwortete, es wäre mir damit nicht gedient und ich müßte Geld haben. Er sagte, ich würde ja wohl über tausend Taler Geld mitgebracht haben, daß ich diesen Wechsel von 100 Gulden (es waren jetzt 124) nicht nötig hätte zu beziehen, und endlich könne er das Geld nicht aus dem Aermel schütteln, wo keins sei. Ich antwortete, aber das hülfe mir gar nichts, und ich wollte nicht für einen Narren gehalten sein; ich gäbe ihm noch Zeit bis morgens um 11 Uhr; wann er mir alsdann nicht das Geld oder zum mindesten die Hälfte davon schaffen würde, so sollte er zusehen. Ich drohte, ihn bei dem Stadtrichter zu verklagen oder den Wechsel zu verhandeln. Ueber das letztere lachte er, indem er wohl wüßte, daß in Göttingen niemand so närrisch sein würde, mir diesen Wechsel abzuhandeln; mit dem erstern (der Klage), sagte er, würde ich nicht viel gewinnen. Ich ging also fort. Des (andern) Morgens um die bestimmte Stunde stellte ich mich wieder ein; es hieß, der gute kranke Mann schlafe, ich solle nach Mittag wieder kommen. Ich kam nachmittag wieder. Sobald ich in die Stube trat, vernahm ich nichts als Bitten und herbe Klage, die mir Hindelbach und seine Frau über ihren elenden Zustand machten. Der Schluß dieser langen Rede war, sie hätten sich endlich entschlossen, mir vier Taler an diesen Wechsel zu bezahlen. Ich glaubte da, ich müßte wild werden. Ich sagte, ich sehe wohl, daß sie mich immer mehr für einen Narren halten wollen und sie sollen nicht glauben, daß ein Schweizer Esels

genug wäre, auf einen Wechsel von 124 Gulden sechs auf Abschlag zu nehmen. Nach langem Wortstreite sagten sie mir, sie sollten am Samstag (das wäre morgen) Geld bekommen, und ich sollte noch bis dahin warten und indessen die vier Taler nehmen. Ich sah wohl, daß mit diesen Leuten nicht viel zu machen sei; deswegen sagte ich auch nichts anderes, als ich müßte sehen, wie ich meine Sache einrichtete, und die vier Taler könnten sie nun behalten. Hiemit ging ich fort und ging zu Herrn Bornemann, einem rechtschaffenen Kaufmann, dem ich meine Umstände erzählte. Dieser sagte mir gleich, Hindelbach sei der elendeste Kerl von der Welt; ich hätte wohl getan, daß ich nichts von ihm genommen hätte. Ich sollte mich nur nicht mit diesem einlassen; er würde wohl sein Lebtag die hundert Gulden nicht zusammenbringen. Wenn ich aber indessen Geld nötig hätte, so wollte er mir wohl vorstrecken. Ich sagte ihm also Dank für seinen guten Rat und bat ihn um sechs Dukaten, die er mir auch gleich vorschoß. Ich sende also Ihnen, meine werte Frau Mutter, den Wechselbrief, den mir Herr Winkelblech geschickt hat, zurück und bitte Sie, auf eine andere Art mir das Geld zu übermachen, entweder an Bornemann oder (verschiedene Namen) sonst an einen rechtschaffenen Mann. Ist dieses nicht möglich, so bitte ich, daß man es mir in natura (in Hartgeld) sobald als möglich überschicke, da ich die Einrichtung meiner Haushaltung für Kaffee-, Thee- und Weingeschirr teils Herrn Zimmermann, teils Herrn Bornemann, teils Herrn Jenner, der doch auch in gleichen Umständen mit mir ist, schuldig bin."

Diesen Brief beantwortete die Mutter am 7. Oktober und schreibt darin in Bezug auf diese Geldangelegenheit: Sobald ich diesen Brief empfangen habe, habe ich in der ganzen Stadt nachgefragt, um dir Geld zu übermachen, habe aber keinen Wechselbrief bekommen können, bin also genötigt, dir in natura zu übersenden. Man wird dir von Frankfurt auf dem Postwagen überschicken 30 Dukaten.

Sobald du es empfangen, so avisiere den Freund (Thurneisen) in Frankfurt und mich. Du kannst meinen Brief (den Brief an die Mutter) in des Herrn seinen schließen und brauchst ihn nicht zu frankieren (Ein Brief von Göttingen nach Basel kostete per Post einen halben Gulden Porto). Was Herrn Winkelblech anbelangt, finde ich ihn ganz unschuldig, indem er nicht gewußt, daß er (Hindelbach) ein Lump ist. Den redlichen Kaufmann, der die sechs Dukaten geliehen hat, möchte ich kennen und möchte wünschen im Stand zu sein, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen. Frag ihn ob er nicht auf Basel oder Straßburg oder Frankfurt handle, damit wann du wieder Geld brauchst, daß er dir gebe und ich ihm wieder. Wann bei dem nichts ist, so suche einen andern, der auf die (genannten) Orte handelt, indem es gar unanmütig ist, das Geld in natura zu übermachen." Also schickte sie ihm das Geld in natura und am 20. Oktober konnte er den Empfang desselben unter den höchsten Versicherungen einen würdigen Gebrauch davon zu machen, der Mutter anzeigen. „Ich bekenne es, es ist mir als ob mir ein Zentnerstein von dem Herzen weggewälzt wäre." Auch bei den drei noch folgenden Geldsendungen gab es allerlei Verdrießlichkeiten und Anstände, namentlich trat beidemal eine große Verzögerung ein, wodurch Iselin fortwährend in Geldverlegenheit geriet, Schulden machen mußte und kein richtiges Budget einhalten konnte. Am 23. Januar 1748 erhielt er die zweite Sendung in einem Kistchen mit Lebkuchen (Leckerli), die er nach allen Seiten verschenkte, auch an den gefälligen Bornemann und damit überall große Ehre einlegte. Auf dem Grund des Kistchens lagen zehn neue Louisd'or. „Ich war recht bestürzt, als ich die zehn neuen Louisd'or darin fand, indem ich mir vorstellte, dieses „Kistgen" hätte leicht verloren gehen können." Da die neuen Louisd'or in Göttingen nicht voll angenommen wurden, hatte er an jedem Stück einen Kursverlust von neun Batzen; er hatte die Mutter gebeten, ihm französische Dublonen zu schicken.

Ganz schlimm ging es mit der nächsten Sendung, die auf Ostern hätte eintreffen sollen. Am 7. April schreibt ihm der „Oncle Hauptmann": „Mit diesem tue dir auch melden, daß dir Herr Christ von Frankfurt aus werde 20 alte Dublonen[10]) senden oder bezahlen lassen, samt einem ℔ Thee, wie auch die begehrten Bücher, so du verlangst." Ein gewisser Buchhändler Schmidt von Hannover hätte das Geld und die Bücher besorgen sollen; aber Woche um Woche verging, ohne daß der arme Student einen Heller erhielt. Seine Lage wurde immer verzweifelter. Reklamationen halfen nichts und im „Klösterli" schimpfte man weidlich auf den „Lumpen". „Ich habe mein Lebtag kein solches „Lumpenvolk" gesehen, daß man soviel „Stampenien" brauchen muß, das Geld an dorthin (nach Göttingen) bringen zu können („Oncle Hauptmann" an Iselin). Endlich meldet Iselin am 10. Juni die Ankunft des Geldes und der Bücher. Das Geld reichte nicht einmal aus, um seine Schulden zu bezahlen, und so ging das Elend weiter. Wir begreifen seine Bitte an die Mutter: „Schicken Sie mir doch das Geld (in Zukunft) von Frankfurt auf der schweren Post direkt an mich adressiert, sonst müßte ich vielleicht wieder drei Monate darauf warten." Mit der vierten Sendung dauerte es zum Glück nicht so lang, aber doch lange genug für einen, der keines hat. Die Mutter hatte ihm in einem Brief vom 6. Juli 1748 versprochen, in längstens 14 Tagen 250 Gulden zu übersenden, in der Hoffnung, daß dies genüge, um nach Basel zu kommen (hievon später). Am 26. Juli hatte er noch nichts erhalten. „Es ist mir bange, es gehe wieder wie das letztemal (Iselin an seine Mutter); dagegen schreibt er der Mutter am 2. August: „Das Geld, das Sie die Gutheit gehabt, mir zu schicken, ist eben recht angelangt. Ich danke Ihnen von Herzen dafür und werde meiner Dankbarkeit und Liebe niemals eine Grenze setzen."

---

[10]) Eine alte franz. Doublone = $7^1/_2$ fl.; ein vollwichtiger Dukaten = 4 fl. 7 xr. 2 Pfg.

Aber nicht nur der Sohn, auch die Mutter litt unter der Geldnot. Sie war nicht gerade arm, konnte aber auch nicht aus dem Vollen schöpfen; insbesondere hatte sie Mühe, bares Geld flüssig zu machen. Die Hauptquelle hiefür war eine französische Rente, die auf den Namen des Sohnes lautete, jeweilen im Mai beziehbar war und zum Bezug einen Lebensschein desselben voraussetzte. Zum Unglück hatte sie das Geld im Jahr 1747 nicht bekommen, weil der Sohn in seinem „Strudeln“ in dem Lebensschein 1746 statt 47 geschrieben hatte. Für die richtige Ausstellung des Lebensscheins für den Bezug der Rente im Mai 1748 sollte deshalb schon frühzeitig gesorgt werden. Schon vor Neujahr 1748 wurde er an die Ausstellung gemahnt, ohne daß man ihm aber die richtige Anweisung gab. Am 7. Januar übersandte er der Mutter das verlangte „Certificat de vie“, das ihm der Prorektor Penther für fünf Gulden ausgestellt hatte. „Er muß mich nicht recht begriffen haben, indem er mir dieses Zeugnis eingerichtet wie ein Zeugnis von meiner Aufführung. Vielleicht hat der Herr Prorector auch gedacht, es wäre zu kostbar, wann er um fünf Gulden nichts anderes sagen sollte als dieses, daß ein Student lebe, der Iselin heiße“ (Iselin an die Mutter). Ueber diesen Geniestreich des jungen Philosophen war man im „Klösterli“ fürchterlich aufgebracht, namentlich, als sich herausstellte, daß der Prorektor aus einem Isacus einen Jacobus gemacht und man Mühe hatte, den Schein doch zur Annahme zu bringen.

Die knappen Geldmittel hatten zur Folge, daß in fast allen Briefen der Mutter dem „cher fils“ die größte Sparsamkeit empfohlen wurde, und die beiden „Oncles“ verfehlten nicht, der eine in Sarkasmen, der andere „sub rosa“, sie dabei kräftiglich zu unterstützen. „Habe Sorg zum Geld“; "spare"; „menagiere“. Die Mutter war allerdings bereit, für seine Ausbildung die schwersten finanziellen Opfer zu bringen; aber jede ihr unnütz scheinende Ausgabe für Bücher, Briefporto, Reitkurs, Ausflüge, Anschaffungen in seiner „Haus-

haltung", für Wein oder gar für Chokolade, wie auch das Geldausleihen an Freunde und Bekannte erregten ihre Galle und ihren Spott. So schreibt sie über die Reitübungen, die dem schwachbrüstigen Stubenhocker außerordentlich gut getan hätten: „Möchte, daß du lerntest tanzen und schreiben. Für zu reiten glaube ich, daß es nicht vonnöten ist, indem du in Basel wirst zu Fuß gehen, wie deine Mutter." Aergerte sich die Mutter über das Reiten, so ärgerte sich der „Oncle Oberst" über die Anschaffung des Bedienten; denn er hatte auch keinen, so wenig wie die Mutter eine Kutsche. Er machte eine fürchterliche Szene in dem stillen Klösterli, welche die Mutter dem Sohne im Briefe vom 2. Oktober folgendermaßen schildert: „Mache mir keinen Verdruß, denn ich habe so genug, daß ich (es) fast nicht ertragen kann, und alles wegen dir, denn verwichenen . . . hat der Oberst die größten Händel angefangen, warum du einen Diener habest; er habe keinen gehabt (als Offizier in französischen Diensten), und als die Großmama gesagt, er kann die Schuhe und die Kammer nicht putzen, hat er sie traktiert, daß es eine Schand und Spott ist, und sie hat sich solchermaßen erhärmet, daß sie wieder krank (ist), und ich bin auch krank." Den Spott des Obersten erweckten besonders die Anschaffungen der sogenannten „Haushaltung" seines Neffen. „Mich verwundert, was du deswegen für große Präparatoria hast machen müssen. Dein Zimmer wird imstande gewesen sein, dich zu logieren. Also hat dir etwann einige Tassen zum Chocolat, Thee und Caffée gefehlt, wie auch ein irdener Hafen, das Wasser zu kochen; einige Gläser, daß du den Wein, den du denjenigen offerierst, die dich besuchen, aufstellen tust. Der Wein wird ohnfehlbar in Bouttelien sein; dann wirst haben müssen einige Liechter oder Oel zu einer Ampel kaufen wie auch Schwebelhölzlein, Zundel und Feuerstein, auch Wichse und Bürsten zu den Schuhen, welches wird ohngefähr deine ganze Haushaltung ausmachen, wann man den Friseur dazurechnet."

Ernster wird sein Ton, wo er von dem übermäßigen Weingenuß des Neffen, wovon er sich eine ganz falsche Vorstellung machte, redet; man hat fast den Eindruck, als ob er auf einen andern hinziele. „Wertester Neveu du schreibst mir dermaßen vom Wein, als täte er dir sehr schwer am Herzen liegen. Denke allezeit daran, und tue dich nur mit dem Wein nicht gemein machen; denn es ist das allerschlimmste Laster, das ein Mensch haben kann; mit allen andern deffaut (défauts) kann man einen Mann zu allen Zeiten brauchen, aber einen vollen Menschen nicht; vom Wein verliert man Witz und Verstand. Dabei hast du die beste Excuse, wenn du sagst, du trinkest den Wein nicht gern. Hier hast du einmal dergleichen getan, als ob du nicht darnach fragen tätest, dabei bin ich versichert, daß dir das Bier auf das wenigste wird so gesund sein als der Wein." Zu einer wahrhaft klassischen Höhe erhebt sich die Mahnung des Onkels bezüglich des Geldausleihens; man glaubt den Polonius in seiner Ermahnung an seinen Sohn Laertes, der ja auch ein stud. jur. war, zu hören. „Nimm dich wohl in acht, zeige niemand, auch deinen vertrauten Freunden nicht, daß du Geld hast. Tu das Gegenteil, klage allezeit, du habest gar wenig, auf daß nicht gute Freunde kommen, die nur begehren von einem Posttag zum andern zu entlehnen, alsdann nicht imstande sind, oder nicht wollen, wiederum zu bezahlen. Darüber sei auf guter Hut, um aus Höflichkeit nicht in Schaden zu gereichen (geraten), denn die, wo man zu Zeiten für die Aufrichtigsten glaubt, sind die verschlagendsten Schelmen. Wann du trauen willst, schau wohl wem, ist ein altwahrhaftig Sprichwort." (Brief des Oncle Oberst vom 21. Oktober 47).

Gegenüber diesen und vielen andern Ermahnungen, Klagen und Anschuldigungen zeigte sich der 20jährige Musensohn in seinen Briefen an die Angehörigen außerordentlich klug und verständig; er studierte nicht vergebens die Jurisprudenz. Er entschuldigte sich in der herzlichsten

Weise, namentlich bei seiner „geliebtesten Frau Mutter", wo er im Fehler war, wie z. B. in einer Geldangelegenheit mit dem Professor Weiß in Leyden, auf die ich hier nicht näher eintreten kann und die seiner Mutter vielen Verdruß machte, ebenso wegen seiner Ungeschicklichkeit in der Lebensscheinausstellung, sucht aber, wenn auch stets ruhig und sachlich, da wo er glaubt im Rechte zu sein, seine Handlungsweise zu rechtfertigen. Nie zeigte er der Mutter eine Verstimmung; auch in den schwierigsten Situationen blieb er der dankbare, liebevolle, überaus höfliche Sohn. „Wenn mich mein kurzer Aufenthalt unter Fremden nichts genützt hat, so hat er mich doch gelehrt, meinen Eigensinn, den ich oft mit Schmerzen bereue, zu brechen." Wegen einiger Vorwürfe wehrte er sich, so z. B. bezüglich des Briefportos. „Sie sagen, ich sollte keinen Briefwechsel haben! Urteilen Sie, ob es mir zuzumuten sei, daß, da ich schon unglücklich genug bin, von meinen Freunden und Verwandten getrennt zu sein, ich noch gar des Trostes ihres Briefwechsels mich berauben soll." Die Mutter hatte sich hauptsächlich über einen Brief an Eglinger mit „Versen, welche in der ganzen Stadt herumlaufen", geärgert. Der Sohn suchte das Harmlose dieser Versmacherei darzulegen. „Sie schreiben mir, die Verse an Herrn Eglinger machen mir wenig Ehre. Ich kann nicht begreifen, warum dieselben so ein großes Aufsehen machen sollen. Betrachtet man sie als schlechte Verse, so gibt es ja mehr schlechte Poeten in Göttingen und in Basel als ich; betrachtet man sie auf der moralischen Seite, so finde ich es sehr ärgerlich, daß man solche Tändeleien im Ernst ansieht. Es ist ja in einer verlorenen Viertelstunde, welche andere mit Faulenzen oder noch schlimmer zubringen, erlaubt seinen Geist, den man die ganze Woche durch angestrengt, ein wenig zu erquicken." Das läßt sich hören. Nicht zu entschuldigen dagegen war ein anderes Gedicht, in dem er sich über gewisse Basler Professoren lustig machte, das er seinem Freund Battier in

Berlin zusandte, der nichts Eiligeres zu tun hatte, als es nach Basel zu senden, wo dieses in der ganzen Stadt herumlief und auch der Mutter zu Gesicht kam und sie sehr erzürnte, denn ihr Sohn sollte ja Professor werden, wozu ihm diese Spottverse allerdings nicht verhelfen konnten. Iselin kannte einigermaßen die Vermögensverhältnisse seiner Mutter und gab sich redlich Mühe, durch eine gewisse Sparsamkeit, vielleicht am unrechten Ort, indem er nur einmal eine rechte Mahlzeit einnahm, seine Ausgaben einzuschränken. Er machte gleich bei seiner Ankunft einen Kostenüberschlag für ein Studienjahr, der aber nicht vollständig ist, einen zweiten sandte er der Mutter am 20. Oktober. Er lautet:

| | fl. | xr. |
|---|---|---|
| Tisch bei Hofrat Ayrer, Eintritt und Aufwart . | 112 | — |
| Logis jährlich . . . . . . . . . . . . . | 45 | — |
| Barbier . . . . . . . . . . . . . . . | 1 | 30 |
| Perruquier . . . . . . . . . . . . . | 6 | — |
| Bedienung . . . . . . . . . . . . . | 26 | — |
| Wascherin . . . . . . . . . . . . . | 9 | — |
| Gelehrte und politische Zeitung (Göttinger) . . | 3 | — |
| Collegia . . . . . . . . . . . . . . | 60 | — |
| | 261 | 30 |

Aber auch dieser Ueberschlag war für ihn und die Mutter bald eine schwere Enttäuschung. Die vier Geldsendungen betrugen zirka 600 Gulden also betragen die Nebenausgaben mehr als die ordentlichen. Iselin galt eben als „Nobile", hatte feinen Verkehr und allerlei Ehrenausgaben und Ehrenverpflichtungen, denen er sich nicht wohl entziehen konnte. Dazu gehörte auch das Vorsetzen des Weins für seine Gäste. Iselin versuchte allerlei, um zu sparen. Er war bereit, den Bedienten abzuschaffen und ein billigeres Zimmer zu nehmen, welches er auch in der Nähe ebenfalls in einer Brauerei (Wirtschaft) fand. Bei näherer Ueberlegung fand er aber,

es sei kein finanzieller Vorteil, den Bedienten aufzugeben, wie er der Mutter auseinandersetzte. „Der Bediente, den ich mit Herrn Jenner gemein habe (Zimmermann ist also nicht mehr Teilhaber; für ihn trat später ein anderer Landsmann an die Stelle), kostet mich jährlich 25 fl. und ich kann versichern, daß er mir mehr nützt als dieses, nur darin, daß er mich gewisse Unkösten und gewisse überflüssige Ausgaben ersparen macht, und daß ich wegen seiner Treue sicher bin nicht betrogen zu werden, welches sonst die Aufwärter und Aufwärterinnen, wie auch bisweilen die Hausherren selber gewohnt sind zu tun.

Iselin lebte morgens und abends sehr gering, trank zwar eine bessere Sorte Thee, den er sich von Frankfurt aus kommen ließ, da man in Göttingen keinen guten bekam, aber ohne Zucker und eine schlechte Sorte Kaffee. Diese Kasteiung erweckte nun doch das Mitleid im „Klösterli" und der „Oncle Hauptmann" meldete ihm am 4. Dezember 1747: Wegen, wie du meldest, du habest dich gewohnet, den Thee ohne Zucker zu trinken, um damit zu sparen, solches kann zur Gesundheit dienen und schadet nichts. Aus dem Brief aber, so du deiner Mutter geschrieben, daß du Bourbon-Caffee trinken tust, welches ist eine Narrheit, denn wenn du was trinken willst, so trink etwas Gutes oder nichts, und ich glaube, es wird hoffentlich in einem Jahr auf 10 Rthr. nicht ankommen, welches auch deine Mutter nicht verlangen tut und voraus, daß du durch solches Lumpengetränk deiner Gesundheit schaden kannst, welches dann gewißlich mit liederlichen 10 Rthr. nicht zu zahlen ist; also tue dies nicht, sondern lebe wie ein rechtschaffener Mensch leben soll und spare, was zu sparen ist, welches am Wein ehender könnte abgebrochen werden." Als dann aber die Geldnot im „Klösterli" stieg und die Mutter 300 ℔ entlehnen mußte, auch seinen „Sparhafen" hatte der Sohn angeboten, und er die Seufzer der Mutter, wie sehr sie dieses Jahr „hindere" (zurück) bringe, da war er entschlossen, nicht länger das Opfer der mütterlichen Liebe

anzunehmen, sondern unter andern Vorwänden nach einem Jahr Göttingen wieder zu verlassen. Einstweilen wollen wir aber noch mit ihm in Göttingen bleiben.

## IV. Kapitel.

## Göttinger Eindrücke und Studien.

Göttingen und seine Bewohner waren unserm Iselin von Anfang an zuwider. Kaum recht angekommen, schreibt er am 16. September 1747 seiner geliebtesten Frau Mutter: „Der Ort ist sehr schlecht gebaut, die Einwohner, die sogenannten Philister, sind ein niederträchtiges, sklavisches Volk; die Gegend, in der die Stadt liegt, ist gar nicht angenehm; kurz, es fehlt diesem Ort alles Annehmliche, das ich in Basel verlassen hatte." Und 14 Tage später, resp. am 29. September, meldet er ihr weiter: „Ich habe nun, seitdem ich hier bin, Göttingen etwas kennen gelernt, der Plebs und die Einwohner sind sehr schlecht; auch hat man hier nichts, das einem das Leben angenehm machen könnte." Leider nahm diese Mißstimmung von Woche zu Woche zu und führte schließlich, noch verstärkt durch andere Umstände: Geldnot, Tod des Vaters 2c. zu einer inneren Krisis, die wir im VI. Kapitel besprechen wollen.

Als weitern Beleg seiner sich steigernden Erbitterung will ich noch eine Stelle aus einem Briefe an seinen Freund Frey anführen: „Ich glaube, ich würde mit noch unangenehmeren Empfindungen (von Hause) weggereist sein, wenn ich recht gewußt hätte, in was für einem düstern Land ich eher ein Exilium als einen Aufenthalt haben würde. Göttingen ist der Sitz der Verdrießlichkeit und des schlimmen Geschmackes. Voltaire hätte Recht hier zu sagen, es wäre „un endroit où l'ennui foisonne". Sie können sich, wenn Sie auch alle Ihre Einbildungskraft zusammennehmen, doch unmöglich einen so verdrießlichen Ort vorstellen. Ich wette, Givet (kleine Garnisonstadt) ist der Sitz der Scherze und

der Grazien, wenn Sie es mit Göttingen vergleichen: keine Gesellschaftlichkeit, keine Annehmlichkeit des Lebens, kein Geschmack, nichts als tudeske Gravität und noch lächerlichere Galanterie" (Iselin an Frey, 19. Dezember 1747.). Auf diesen Ton sind nun alle seine Briefe über Göttingen mehr oder weniger gestimmt. Vergeblich suchten der „Oncle Oberst" und der uns schon bekannte Joh. Beck, nunmehr Präzeptor in Zutfen in Holland, wo sich zufällig eine große Zahl von Iselins Freunden (Prof. Weiß, Falkner, Fäsch, Merian, Beck) befanden, beruhigend einzuwirken. Der „Oncle Oberst" meinte, man müsse sich eben nach den Leuten richten in dem Ort, wo man sich befinde, „was auch ein Studium ist und auch seine Meriten hat".

Und Beck schrieb ihm:

„J'étais surpris en effet de vous voir à Göttingue, d'autant plus que je n'avais jamais cru que vous eussiez choisi cette ville pour vous pousser dans la jurisprudence aussi peu renommée qu'elle est pour cette faculté. Je ne veux pas vous confirmer dans l'ennui que vous témoignez de votre séjour. On sait que les villes d'Allemagne ne sont pas des plus belles et que l'esprit des habitants semble peu fait au commerce avec les étrangers; cependant ils paient de solidité le défaut du brillant. Vous n'êtes point réduit à leur compagnie. Vous êtes trois Suisses (Iselin, Jenner, Zimmermann), tous savants, beaux-esprits, du même âge et peut-être aussi de même inclination, qu'est-ce qu'il vous manque? Que l'on me relègue en Sibérie et que l'on me réduise au pain et à l'eau, mais qu'on me donne pour compagnie un ami tel que vous avec une bibliothèque choisie, je me croirais toujours au comble de la félicité et beaucoup plus heureux que le stoïcien dans les fers."

Wir kennen nun Iselins Abneigung gegen Göttingen, allein, es wäre ein Unrecht, wenn wir sein Mißbehagen dem damals allerdings nicht sehr reizvollen Landstädtchen zur

Last legen wollten. Das Uebel lag tiefer; und Iselin hat seinen Ursprung schon ganz klar in seinem ersten Brief an die Mutter ausgesprochen: Göttingen war nicht so annehmlich wie das liebe Basel. Es hätte ihm in Halle oder Leipzig eben so wenig gefallen als in Göttingen, denn er litt an der bekannten Schweizerkrankheit, an der auch andere seiner Landsleute laborierten: der Seelmatter von Zofingen (Kap. VI.), sein Freund Jenner, ja sogar der große Haller: nämlich am Heimweh. Und wie der große Haller nicht ruhte, bis er wieder seine geliebten Berneralpen sah und später alle goldenen Lockungen des ihm wohlgewogenen Königs Georg III. von England und Kurfürsten von Hannover und anderer Fürsten von der Hand wies, so fand auch unser Iselin erst wieder seinen Seelenfrieden, als er in Basel im „Klösterli" bei seiner geliebten Frau Mutter und Großmama und dem „Oncle Hauptmann" am Tisch mit den herrlichen Montagspasteten saß. Iselin war seelenkrank, und von diesem Gesichtspunkte aus sind seine sarkastischen Einfälle über Göttingen und seine Bewohner zu beurteilen, die wir zum Teil schon gehört haben und noch hören werden und die uns stellenweise an Heinrich Heine, der ja auch stud. jur. in Göttingen gewesen, erinnern. Iselin offenbart übrigens hierin eine Seite seines Wesens, die uns bis dahin an ihm fremd war, welche er aber als ein Erbstück, wie so manches Baslerkind, in die Wiege gelegt bekommen hatte: einen Hang zur Satire. Iselin hütete sich übrigens wohl, zuviel davon seiner strengen Frau Mutter merken zu lassen, denn sie war keine Freundin von faulen Witzen, und als er ihr eine etwas pikante Anekdote über Friedrich dem Großen auftischte, ließ sie ihn nicht übel abfahren. Um so freier ließ er sich in den Briefen an seine Freunde, vor allem in denen an seinen Freund Frey, die uns auch allein noch erhalten sind, gehen. Es handelt sich um die zwei großen Briefe von Göttingen vom 19. Dezember 1747 und 8. April 1848, wozu auch noch ein Brief vom 3. November 1748 kurz nach seiner

Rückkehr nach Basel zu rechnen ist. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, diese Briefe seien nun der Ausfluß seiner schlechten Laune. Sie geben uns vielmehr ein außerordentlich anschauliches Bild von dem geistigen und geselligen Leben einer kleinen deutschen Stadt um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Alles was er über das schöngeistige Treiben der deutschen Gesellschaft, deren Mitglied er wohl war, über niederdeutschen Geschmack und niederdeutsche Galanterie, über das „Frauenzimmer“ sagt, hat durchaus den Stempel der Wahrheit und wird auch von anderer Seite bestätigt. Nicht minder wertvoll sind seine anschaulichen Schilderungen seiner Professoren Schmauß, Simonetti und Mosheim und allerlei treffliche Bemerkungen über Universitätsverhältnisse, die wir bei dem Abschnitt über seine Studien verwenden wollen.

Hören wir zunächst, was Iselin über den literarischen Geschmack und die Umgangsformen der Göttinger Gesellschaft seinem Freunde zu sagen weiß.

„Was den Geschmack betrifft, so ist es hier nicht besser bestellt (als mit der Galanterie), und obgleich eine deutsche Gesellschaft in aller Form hier ist, so mag doch vielleicht diese Gesellschaft selbst überhaupt keinen besseren Geschmack haben als der Pöbel der Studierenden. Es ist fast schade, daß die Deutschen so treffliche Verfasser haben, als Haller, Gleim, Hagedorn, Opitz, Drollinger und andere; denn sie wissen dieselben von den Gottscheden, Schwaben (Joh. Joachim Schwabe, 1714—1784, der bedeutendste Anhänger Gottschedens) ebensowenig zu unterscheiden als ein Kind das . . . (ausgelöscht) vom Golde. Diese Leute haben eine ausnehmende Geduld. Sie können die größten Alfanzereien mit einer heroischen Gelassenheit anhören, wenn es nur gereimtes Affenzeug ist. Ein Gedicht ist in ihrem System nichts anderes als Worte, die ordentlich in Zeilen gesetzt sind, die hinten reimen, und wo sie keine (Reime) finden, da finden sie keine Poesie.

Wenn Cotin[11]) gut versiert, so ist er ein guter Poet, und wann Despréaux (Boileau) die schönsten Sachen gedichtet hätte, und wann die Reime nicht recht klappen sollten, so wäre Despréaux ein schlechter Kerl." (Iselin an Frey, 19. Dezember 1747.)

Aehnlich, zum Teil wörtlich, lautet Iselins Urteil über den „niedersächsischen Geschmack, der kein Geschmack ist", in seinem Brief vom 8. April 1748: „Es gibt hier zwar viele Poeten, viele Leser derselben und eine ganz deutsche Gesellschaft, aber außer einigen wenigen ist die Poesie und der Witz ganz unbekannt. Reime sind Verse, und wer solche macht, ist ein Dichter. Gleim, Haller, Hagedorn, Drollinger, Gottsched, Schwabe, Triller, Stoppe sind diesen ehrlichen Deutschen alle gleich. Es sind ja bei allen Reime, und so kann es nicht fehlen: alle haben gute Verse gemacht. Die meisten halten dafür, Bodmer würde die Cotins der Deutschen niemals angegriffen haben, wenn er nicht den trefflichen Geist derselben angegriffen hätte, und ich kenne einige junge Herren, die mich für unglücklich halten, weil ich das Schöne in Gottsched nicht so kräftig empfinde als sie.[12])

So elend ist es hier in Betrachtung des Geschmackes beschaffen. — Der Umgang ist auch nicht viel besser. Es geht alles so zeremonienmäßig her, als ob man auf einem Friedenskongreß wäre (Kongreß in Aachen 1748). Ich habe nämlich nachgerechnet; ich habe mich, um ein einzig Gläschen Wein zu trinken, zehnmal bücken müssen. Mit dieser läppischen Art, Gesundheit zu trinken, kann man den Rücken nicht mehr regen, wenn man aus einer großen Gesellschaft kömmt."

Ueber das Göttinger „Frauenzimmer" zu sprechen, hatte Iselin eine besondere Veranlassung. Die beiden

[11]) Anspielung auf den franz. Dichter Cotin, welchen Molière unter dem Namen Trissotin in den „Femmes savantes" unsterblich lächerlich gemacht hat.

[12]) Schwabe, Triller, Stoppe: Gottschedianer.

jungen Freunde Iselin und Frey hatten sich schon früher mündlich und schriftlich über die Unbeständigkeit des weiblichen Geschlechts, besonders der Basler Mädchen, unterhalten. Er war in der Hoffnung nach Göttingen gereist, ihm günstigeren Bericht über das deutsche Frauenzimmer geben zu können. In diesem Zusammenhang sind die folgenden Auslassungen über die deutschen Mädchen und das „Frauenzimmer" im allgemeinen zu betrachten und zu würdigen. „Ich habe Ihnen in meinem letzten Brief (9. August 1747) gesagt, ich hätte eine gute Hoffnung von den deutschen Mädchens, aber man findet die Sachen nicht immer, wie man hofft. Dabei können Sie sich nichts Lächerlicheres vorstellen als die Galanterie der Deutschen. Ich glaube, die Niedersachsen haben die Liebe nie gekannt, ehe sie dieselbe von den Spaniern und insonderheit von dem unsterblichen Ritter de la Manche (Don Quichotte) gelernt haben. Ihr Scharmieren, wie sie es nennen, ihre Ständgen, ihr Vivat und abermals hoch und andere Lappereien können nicht anders herkommen als aus Spanien, wenn sie nicht noch halbe Ueberbleibsel von den Sitten der Ostgothen sind." (Brief vom 19. Dezember.) In seinem Brief vom 8. April 1748 schreibt Iselin seinem Freund über den gleichen Gegenstand:

„Von dem Frauenzimmer kann ich Ihnen so viel sagen, daß alles so abgeschmackt und gezwungen ist, daß man glauben sollte, man sähe die bäuerlichen Sabinerinnen bei Horaz in französischer Tracht. Ich kenne unter andern eine Dame von Leipzig, die so gedrechselt und gekünstelt ist, daß man sie für eine nicht gar wohl geratene „Dogge" (Puppe) halten sollte, wenn sie nicht zu allem Glück reden könnte. Sollte man dieselbe aber reden hören ohne sie zu sehen, so würde man glauben, es sei ein Papagei, der abgerichtet sei, auf alle Leute zu schimpfen."

In ähnlicher Weise muß sich Iselin auch in seinen Briefen an seinen Freund Eglinger, der nun Hauslehrer in

Lyon geworden war und sich auch nicht sehr glücklich fühlte, geäußert haben. Dieser tröstete ihn, daß in Lyon mit den Mädchen auch nicht viel los sei; er habe nicht ein einziges nettes Mädchen gesehen, weder in den Läden noch in den porte-chaises. Nette „Mädgen“ muß es übrigens auch in dem sonst so „unannehmlichen“ Göttingen gehabt haben, sonst hätte Iselin nicht den Töchtern des Professors Mosheim den Hof gemacht, so daß die weitsehende Frau Mutter ihm durch den „Oncle Hauptmann“ sub rosa sagen ließ, „sie habe ihn nicht nach Göttingen geschickt, Jungfrauen zu besprechen, sondern solches bei den Doctores zu effectuieren.“

Der Name Mosheim führt uns nun ganz natürlich zu Iselins Studien und die Verhältnisse der Universität. So viel Unangenehmes auch Iselin über Göttingen zu berichten hatte, in einem Punkte, der doch für den Zweck seines Aufenthaltes die Hauptsache war: in seinen Erwartungen bezüglich der Universität und ihrer Lehrer hatte er sich nicht getäuscht. In diesem Punkt tönt es nun in seinen Briefen an seine Familie und an seine Freunde ganz anders. Er wird nicht müde, die Gelehrsamkeit und den Geist seiner ausgezeichneten Lehrer, ihre vortreffliche Lehrmethode, ihren anregenden Unterricht zu preisen und seinem Schöpfer zu danken, daß er Göttingen und nicht Halle, Leipzig oder gar Leyden zur Stätte seiner Bildung gewählt hatte. Und wenn auch später seine anfängliche überschwängliche Begeisterung durch den persönlichen Verkehr mit diesen großen Männern etwas gedämpft wurde, als er ihre menschlichen Schwächen kennen lernte, so daß seine Satire auch diese ehrwürdigen Männer nicht verschonte, blieb er ihnen und der Universität doch zeitlebens dankbar.

In der Tat hatte Iselin mit seiner Wahl einen glücklichen Griff getan. Göttingen war allerdings eine noch neue Universität, die erst zehn Jahre, bevor er sie bezog, im Herbst 1737 feierlich inauguriert worden war, obschon sie schon seit 1734 nach und nach in Betrieb gesetzt wurde. Ihr

Schöpfer war der König Georg III. von England und Kurfürst von Hannover, dem auch das britische Museum seine Entstehung verdankt, dem zu Ehren sie den Namen Universitas Georigia trägt und den wir im letzten Kapitel als Rector magnificentissimus mit dem Rektoratsmantel bekleidet und dem Universitätszepter in der Hand begegnen werden. Der eigentliche Begründer aber war der ausgezeichnete hannoveranische Minister Freiherr von Münchhausen, der unter den größten Schwierigkeiten und Widerständen seinem vorgesetzten Ziel, eine deutsche Musteruniversität zu gründen, in bewundernswerter Weise nahe kam. Er suchte nur die hervorragendsten Männer heranzuziehen, unbekümmert um ihre Herkunft oder ihre politischen oder religiösen Ansichten, indem er sie mit einer für jene Zeit ordentlichen Besoldung (Schmauß hatte z. B. 700 Rthr.) und allerlei Vergünstigungen bedachte. Während in Basel nur noch gute alte Baslerbürger an der Universität angestellt wurden, finden wir unter den Göttinger Professoren, wenigstens unter den noch zu nennenden, keinen einzigen Hannoveraner: Haller war von Bern, Mosheim von Lübeck, Simonetti von Berlin, Schmauß von Landau, Böhmer von Halle, Gebauer von Breslau &c. Von Iselins Befriedigung über die Universität Göttingen zeugt schon der mehrfach erwähnte Brief vom 16. September 1747 an seine Frau Mutter: „Der Vorteil , den man hier hat, sind die vielen und rechtschaffenen Gelehrten. In dieser Beziehung finde ich hier meine Rechnung, und ich hoffe bei meiner Zurückkunft beweisen zu können, daß ich nicht umsonst hier war." Und später: „Ich habe mich wegen Halle und Leipzig informiert. Man sagt mir, es wäre da gar keine Gelegenheit etwas in der Rechtsgelahrtheit zu tun, und da hier die besten Professoren, die man in ganz Deutschland finden wird, beisammen sind, so glaube ich nicht übel zu tun, wenn ich meine beiden akademischen Jahre hier zubrächte." In seinem Feuereifer für die Studien entwarf er denn auch sofort einen Studienplan für die beiden Jahre, der folgendermaßen aussah:

I. Halbjahr:

1. Köhler, Ueber die Geschichte der jetzt blühenden Staaten von Europa.
2. Böhmer oder Kahle, Ueber die Institutiones.
3. Simonetti, Ueber die Logik.
4. Gesner, Ueber die Reden des Cicero.

II. Halbjahr:

1. Köhler, Ueber die Geschichte der jetzt blühenden Staaten von Europa (Fortsetzung).
2. Schmauß, Ueber die Reichshistorie.
3. Gebauer, Ueber die Digesta (Pandekten).
4. Simonetti, Ueber die Metaphysik.

III. Halbjahr:

1. Schmauß, Ueber das Jus publicum.
2. Schmauß, Ueber die Staaten von Europa.
3. Englisch ?
4. Sittenlehre ?

IV. Halbjahr:

1. Böhmer, Ueber das Jus criminale.
2. Gebauer, Ueber das Jus feudale.
3. Kahle, Ueber das Kirchenrecht.
4. Kahle, Noch einmal über das Jus publicum.

Da Iselin nur ein Jahr in Göttingen blieb, konnte er trotz seiner ungewöhnlichen Auffassungsgabe und außerordentlichen Fleißes, der keinen Unterschied von Tag und Nacht für die geistige Arbeit kannte, dieses große Programm unmöglich in so kurzer Zeit bewältigen. Was nun Iselin im Einzelnen studiert hat, kann ich nur bruchweise, soweit seine Briefe davon reden, angeben. Vielleicht ließe sich einiges im Universitätsarchiv von Göttingen aufstöbern; ich muß diese Arbeit aber einem Doktoranden überlassen.

Ueber seine eigentlichen juristischen Studien spricht er nicht gerne oder in höchst mürrischer Weise. Wir wissen schon: das römische Recht war ihm verhaßt. In einem

Augenblick der Abspannung und schlechter Laune klagt er seinem lieben Frey: „Ich habe in diesem verdammten Lande Versen, Kritiken, Liedern und allem, was Ihnen und mir die Stunden verkürzten und angenehm machten, die Freundschaft absagen müssen. Die Stunden, die ich noch für mich selbst erobern kann, gebe ich der Philosophie (Simonetti); aller andern hat sich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll die Trölerei oder die Gerechtigkeit angemaßt. Ich höre und sehe fast nichts als Erklärungen und Verdrehungen der Gesetze und Gelehrte, die sich fast alle mit den Musen und den Grazien überworfen haben. Tribonianus, Ulpianus und diese edlen Männer verfolgen mich, wo ich gehe und stehe. Ich kann keine Suppe essen, die nicht von diesen verehrten Herren unschmackhaft gemacht wird." Mit ähnlichen Gefühlen betrachtete Heine sein juristisches Studium, als er schrieb:

„Ich war in letzter Zeit nicht aus dem Pandektenstall hinausgekommen; römische Kasuisten hatten mir den Geist wie mit einem grauen Spinngeweb überzogen; mein Herz war wie eingeklemmt zwischen den eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtsgesetze. Beständig klang es mir noch in den Ohren wie Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn."

Böhmer und Gebauer waren die Säulen der juristischen Fakultät in Göttingen, aber Iselin redet in seinen Briefen nie von diesen großen Gelehrten, die allerdings keine Zeit hatten, sich mit den Musen und Grazien zu befassen. Von Professor Kahle berichtet er seiner Mutter nur, daß ihn dieser besuche und er ihm auch von den übersandten Lebkuchen (Basler Leckerli) geschenkt habe, die er überaus gut gefunden. Jedenfalls war Iselin sein Zuhörer. Fraglich ist es, ob er bei Köhler, einem ausgezeichneten Historiker und vortrefflichen Menschen und bei Gesner, einem der größten Philologen Deutschlands, gehört hat; er berichtet aber von seinem persönlichen Verkehr mit letzterem, dem Schwiegervater des Professors Huber in Kassel.

Sehr oft und mit großem Lob redet Iselin von den Professoren Schmauß, Simonetti, Mosheim und Haller.

Joh. Jak. Schmauß (1690—1757) aus Landau war Iselins Lieblingsprofessor, trotz seines skandalösen Privatlebens, das er auch im höhern Alter noch nicht lassen konnte, so daß Haller im Jahre 1752, zu einer Zeit, da Schmauß über 62 Jahre alt war, an Iselin schrieb: „Schmauss est toujours le même“. Aber er war ein ausgezeichneter Lehrer, der nicht nur ein großes theoretisches Wissen, sondern auch praktische Lebenserfahrung besaß, da er viele Jahre im Verwaltungsdienst des Markgrafen von Baden stand und in Basel sehr wohl bekannt war.

Er las sowohl in der juristischen als in der philosophischen Fakultät, auch über Naturrecht, und benützte seine Vorlesungen zu allerlei freimütigen Aeußerungen über die politischen Zustände im deutschen Reich, wodurch er sich bei den Studenten aller Fakultäten ungemein beliebt machte und nicht wenig zu dem raschen Zuwachs der Universität beitrug.

Im Wintersemester 1749/50 war der Zudrang zu seinen Vorlesungen so groß, daß man eine Mauer durchbrechen mußte, um seinen Hörsal zu vergrößern. Im Jus publicum hatte er 160 Zuhörer, darunter zehn Grafen (Jenner an Iselin, 16. November 1749), d. h. mehr als ein Drittel sämtlicher Studenten. Ich schließe dies aus einer Mitteilung Hallers über die Frequenz der Universität für das Jahr 1751. Die Zahl der Zuhörer betrug damals insgesamt 710, davon 319 Zuwachs; nicht weniger als fünf neue Professoren wurden in diesem Jahre angestellt (Haller an Iselin 5. Januar 1752). Die Zahl der Studenten kann also zu Iselins Zeiten nicht viel größer als 300 gewesen sein.

Iselin hat jedenfalls Schmaußens Vorlesungen über das Jus publicum gehört, vielleicht auch über das Naturrecht, wenn auch nur privatim; denn hierauf bezieht sich eine launige Bemerkung über dieses damalige Modefach seines Freundes Beck, der ihm schreibt: „Votre Schmauss me di-

vertit avec ses paradoxes. Peut-être qu'il n'est pas tant sot que nous le croyons. Il n'est point décidé encore si le droit naturel ne consiste point dans la loi du plus fort: du moins la plupart des grands événements (Krieg in Holland 1747/48) ne semble devoir leur branle qu'à cette règle; et lorsque je vois d'un œil impartial le roi de France venir fondre sur les Hollandais, je me figure de l'entendre parler sur ce ton de cartouche: „Halte là, Messieurs les Hollandais, la bourse ou la vie! je suis le plus fort." (Beck an Iselin).

Den Hauptgewinn hatte aber Iselin von seinen Vorlesungen über die Staaten von Europa, ein Gegenstand, der Iselin später viel beschäftigte und dessen Studium wohl auch den Anstoß zu seiner „Geschichte der Menschheit" gegeben hat. Jedenfalls verdankte ihm Iselin den Freimut, mit dem er später die Uebelstände in seiner Vaterstadt und in seinem weitern Vaterlande bekämpft hat.

Speziell über diese Vorlesungen und über Schmauß schrieb er seinem Freunde Frey: „Meine dritte Bemühung ist die Staatswissenschaft oder die Kenntnis der jetzigen Beschaffenheit der europäischen Staaten, über die ich täglich bei Schmaußen höre. Dieses ist der wunderlichste Mann von der Welt. Sein ganzes Naturrecht besteht darin: Tu, was dich gelüstet; aber in Betrachtung seiner politischen Wissenschaft ist dieser Mann von einer ausnehmenden Stärke und ich glaube, er würde sich viel besser an irgendeinem Hofe als auf die Universität geschickt haben. Wenn er nur nicht ein so unruhiger Kopf wäre! Welche Unruhigkeit ihn auch schon von dem Durlacher Hof, wo er Geheimer Rat gewesen, vertrieben hat. Er predigt uns alle Tage von der Präponderanz der Franzosen; er rühmt uns immer auf das nachdrücklichste die schöne Ordnung und die weisen Einrichtungen von Frankreich. Seine Vorlesungen haben mir recht Lust gemacht, dieses schöne Frankreich zu sehen." (Iselin an Frey, 19. Oktober 1747.)

Je länger Iselin Schmauß hörte, desto besser gefiel er ihm, und desto reiner klangen seine Lobeserhebungen und wurden schließlich zu förmlichen Jubeltönen, als er seiner Mutter am 14. Juni 1748 schrieb: „Ich sehe täglich, daß dieser Aufenthalt mir ausnehmend nützlich werden muß, und dies allein wegen Hofrat Schmaußen, dessen Unterricht im Staatsrecht, in der Staatswissenschaft und in der Historie so ausnehmend schön und gründlich ist, daß ich nicht hoffen darf, auf irgend einer Universität einen Mann anzutreffen, der für meine Absichten so eigen ist."

Ein sehr geistvoller und anregender Lehrer muß auch nach Iselins Schilderung Simonetti gewesen sein. Heute ist er vergessen; nur in Meusels Lexikon habe ich einige Angaben gefunden.

Christian Ernst Simonetti (1700—1780), aus Berlin gebürtig, war seit 1738 ordentlicher Professor der Philosophie und Prediger an der Jakobskirche in Göttingen; 1746 auch noch außerordentlicher Professor der Theologie. Beck rühmt von ihm eine vortreffliche Abhandlung über die Kanzelberedsamkeit.

Iselin hörte bei ihm Logik und gibt von seinem Vortrag nachfolgende lebhafte Schilderung: „Ich bin nun unter anderem auch bei Herrn Simonetti beschäftigt, die Kräfte des Verstandes zu untersuchen und die richtige Anwendung davon zu lernen. Das ist ein liebenswürdiger Weltweiser, der würde Ihren Beifall erhalten, wenn Sie ihn kennen sollten. Er ist nicht von den loups-garous revêtus des habits de la sagesse; er zwingt einem die Wahrheiten nicht in dürren Sätzen in den Kopf hinein, sondern wenn Sie ihn hören, wie er die Wahrheiten sowohl schriftlich als mündlich vorträgt, so ist es Ihnen, als ob Sie dieselben selbst entdecken. Daneben belebt er seine Lehren mit dem zierlichsten Vortrag und der aufgewecktesten Satire. Er macht immer Charaktere, und dieses ist sein Unglück; andere machen die Schlüsse hievon, und da er sich insonderheit über

die falschen Gelehrten aufhält, so gibt es viele Professoren, die in diesen Spiegeln ihre Bilder zu finden glauben. Daher kommt es auch, daß in Göttingen fast alles über diesen Mann empört ist. Die Deutschen verstehen die Scherze nicht allzuwohl."

Haller war ein Schweizer, aber er verstand auch keinen Spaß, als ihm Simonetti seine drei Frauen (zwei hatte er durch den Tod verloren) vorwarf; es entstand zwischen beiden eine schlimme Feindschaft, so daß Iselin gleich anfangs das Kolleg aus Rücksicht auf Haller, dessen Freundschaft er nicht verscherzen wollte, aufgab. Damit war man aber zu Hause gar nicht einverstanden, und die Mutter, wie auch ihre beiden Brüder gaben ihm den Rat, sich nicht in diese Sache zu mischen. Der „Oncle Oberst" schrieb ihm hierüber goldene Worte, die auch heute noch ihre Geltung haben. Sie lauten: „Es freut mich, daß sich alldorten (in Göttingen) so geschickte Männer befinden; profitiere nun wohl bei ihnen; aber darin gebe ich dir gar nicht Recht, daß du dich zu einer Partei schlagen tust. Laß sie miteinander zanken und sei höflich gegen einen jeden. Du hast bei Herrn Simonetti ein Collegium angefangen, warum nicht fortfahren? Die Zankerei zwischen ihm und dem großen Haller geht dich ja nichts an. Haller ist ein Doctor in Medicin und Versmacher. Von ihm hast du weder in der Medicin noch in Versen zu lernen, sondern du mußt einzig darauf bedacht sein zu lernen, welches dich zu der perfection bringt, woraus du glaubst dir in der Welt ein Meriten und Nutzen zu schaffen, aber deine Studien nicht zu hemmen." (Brief vom 21. Oktober 1747.)

Der philosophische „Oncle Hauptmann" meinte: „Was Haller anbelangt, bedauert mich, daß ein gelehrter Mann, wie er ist und auch dafür passiert, solche Kleinigkeiten nicht hätte sollen ansehen; aber was sind die Menschen! Sie mögen so klug sein als sie wollen, so sind doch dann und wann kleine Sporen darunter, welche zu Zeiten Betisen

anzeigen, woraus man gewiß dieses auch schließen kann, denn es werden auch noch mehr Leute sein wie er, die schon 3 Weiber haben."

Iselin nahm sich diese guten Mahnungen zu Herzen und besuchte wieder die Vorlesungen Simonettis. Mit welchem Fleiß dies geschah, ersieht man aus seiner Bearbeitung dieses Kollegs in Bd. 18 unserer Sammlung. Simonetti aber konnte sich in Göttingen nicht mehr halten; er begab sich 1749 nach Berlin und wurde im gleichen Jahr Professor der Theologie in Frankfurt an der Oder, wo er hochbetagt 1780 starb. —

Da die Göttinger Professoren wie Hund und Katz miteinander lebten — auch Schmauß und sein jüngerer Konkurrent Kahle standen miteinander im Streit — und sich gegenseitig öffentlich in Zeitschriften auf das Gröblichste beschimpften, hatte Iselin noch öfters Gelegenheit, sich der klugen Worte seines „Oncles" zu erinnern. In eine sehr schwierige Lage geriet er durch den Streit zwischen einem Basler Landsmann, dem Professor Huber in Kassel und dem großen Haller. Bei diesen Streitigkeiten weiß man nie, wer angefangen, um was es sich handelt und wer Recht hat. So viel ist sicher, daß der Handel in persönliche Beschimpfungen, namentlich von Seite Hubers, ausartete, der damals ein Pamphlet gegen Haller in die Welt, auch nach Basel, ergehen ließ und an Iselin das Ansinnen stellte, aus Freundschaft an der Verbreitung desselben mitzuhelfen (Brief Hubers an Iselin, 11. Dezember 1747). Iselin tat es natürlich nicht und hielt sich neutral, konnte es aber nicht verhindern, daß er nicht nur von Huber und seinem Schwiegervater, Professor Gesner, sondern auch von Haller, wenn auch nur vorübergehend, kalt behandelt wurde.

Diese Professorenhändel machten auf Iselin einen großen Eindruck und erzeugten in ihm eine starke Abneigung gegen eine gelehrte Laufbahn.

„Ja, mein Freund", schreibt er an Frey, „die Ehre

gelehrt zu sein, reizet mich nun weit minder, seitdem ich erfahren habe, daß die meisten Gelehrten und insonderheit die witzigsten Köpfe böse Herzen haben. Sie können nicht glauben, mein Freund, was der gelehrte Pöbel für ein elendes Ding ist; ich habe die Ehre gehabt, einige davon zu kennen. Beatus ille qui procul .... Ich hätte aber Unrecht, wenn ich nicht hinzufügte, daß ein rechtschaffener Gelehrter neben seiner Gelahrtheit nicht auch Witz, Menschenliebe und Lebensart besitze.

So ist Mosheim der liebenswürdigste unter allen Gelehrten und der gelehrteste unter allen Liebenswürdigen."

Johann Lorenz Mosheim (1694—1755) von Lübeck war luth. Theologe, Kirchenhistoriker und Kanzelredner, ein Mann der Moderation, der Mitte und Vermittlung und einer der ersten deutschen Gelehrten und Schriftsteller seiner Zeit. Er besaß vor allem ein hervorragendes Formen- und Sprachentalent, eine glänzende Beredtsamkeit und eine schöne Schreibweise, so daß er seinen Zeitgenossen als der größte Kanzelredner und der erste Prosaist galt. Berühmt waren seine „Predigten", welche auch die „Burckhardtin" kannte und schätzte. Mosheim war erst im Jahr 1747 von Helmstedt nach Göttingen herübergekommen und genoß eine Ehrenstellung, indem für ihn speziell das Amt eines Kanzlers der Universität geschaffen wurde, das man nach seinem Tode Haller vergeblich anbot und dann nicht mehr erneute. — Iselin war Mosheim aufs innigste zugetan, denn sie waren verwandte Seelen, und Mosheim muß auch an unserm Iselin großen Gefallen gefunden haben, sonst hätte er ihm nicht stundenlang Anekdoten über Friedrich den Großen erzählt, „daß sich ein halbes Buch davon schreiben ließe". Iselin war auch ein Schüler Mosheims, wahrscheinlich privatim, wie ja damals die Universitätsprofessoren aus ökonomischen Gründen vielfach gezwungen waren, Privatlektionen zu erteilen. Was er bei ihm hörte, kann ich nicht sagen, aber Iselin verdankt Mosheim mindestens so

viel als Schmauß, denn er war ihm ein Vorbild jener weisen Moderation in seiner Lebensführung, seinen religiösen Anschauungen und in der Betrachtung menschlicher Verhältnisse, die wir so sehr an ihm bewundern. Mosheims pragmatische Geschichtsbetrachtung war auch für Iselin ein notwendiges Gegengewicht zu dem zu stark ausgeprägten Kritizismus Schmaußens. Aber diesen beiden großen Lehrern der Göttinger Universität verdankt Iselin die so reiche Entfaltung seiner geistigen und moralischen Kräfte, und mit dankbarem Gefühl konnte er am Ende seines Göttinger Aufenthaltes seiner Mutter schreiben: „Die Göttinger Bibliothek nebst Mosheims und Schmaußens Unterricht sind Sachen, an die ich oft denken werde."

Aber auch noch andern war er zu Dank verpflichtet, insbesondere dem großen Philologen und Pädagogen Johann Matthias Gesner (1691—1761), dem Förderer einer besseren Methode im Unterricht der alten Sprachen. Jahrelang beschäftigte sich Iselin mit linguistischen Studien, und seine Bemühungen um eine Besserung der trostlosen Unterrichts- und Schulverhältnisse in seiner Vaterstadt lassen sich vielfach auf die Anregungen Gesners zurückführen. —

Von Haller haben wir schon öfters gesprochen. Albrecht von Haller (1708—1777) war von 1736—1753 Professor der Anatomie, Medizin, Chirurgie und Botanik in Göttingen, neben Mosheim die größte Zierde der Universität; 1749 wurde er vom deutschen Kaiser Franz I. in den erblichen Adelstand erhoben. Göttingen verdankt ihm die Errichtung eines anatomischen Theaters, einer damit in Verbindung stehenden Zeichenakademie, einer Entbindungsschule und des botanischen Gartens, den wesentlichsten Anteil an der Stiftung der Akademie oder Gesellschaft der Wissenschaften und an der Begründung und Herausgabe der „Gelehrten Anzeigen." — Iselin interessierte sich nicht besonders für die Naturwissenschaften und besuchte kein Kolleg Hallers. Haller war aber auch „Versmacher", also ein Gelehrter, dem

die Musen und Grazien nicht fremd waren, jedoch ließ ihm seine vielseitige amtliche Tätigkeit wenig Zeit, sich denselben zu widmen. Er begnügte sich vorläufig, seine Gedichte in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage herauszugeben.

Iselin, der seinem Freund Frey hievon berichtet, knüpft daran einige sehr feine Bemerkungen über Hallers dichterisches Genie und Charakter, die wir allen zukünftigen Hallerbiographen zur Beachtung empfehlen möchten. In dem Brief vom 19. Dezember 1747 heißt es von Haller: „Ich habe nun endlich das Glück gehabt, diesen deutschen Pope zu sprechen. Vergessen Sie nicht, was Sie aus den Hallerschen Stücken übersetzt haben, mir zu übermachen. Man muß bekennen, er ist ein großer Mann, und wenn Sie mit demselben reden, so finden Sie ihn in seinem Umgang meistenteils ebenso groß als in seinen Gedichten. Doch ist er von einer sehr veränderlichen Gemütsart und oft von einer überaus schlimmen Laune. Sein allzu zärtliches Gefühl für seinen Ruhm macht ihm überaus viele Verdrießlichkeiten. Gegen seine Feinde ist er meistenteils allzu hitzig, wie er auch denen, von welchen er glaubt, daß sie ihn lieben, allzu sehr ergeben ist. In seinen Unternehmungen ist er außerordentlich unentschlossen. Hier haben Sie den Charakter dieses Mannes, so viel ich aus eigener Erfahrung und aus anderer Erzählung habe schließen können."

Und am 8. April 1748 schreibt er ihm: „Wenn Herr Haller wieder in die Schweiz in ein ruhiges Leben kömmt, so haben wir sicher noch was Schönes in der Dichtkunst von demselben zu erwarten. Vielleicht wagt er sich noch an die Epopöen und gibt uns die Tugend der Befreier unseres Vaterlandes oder eines andern schweizerischen Helden in einem Gedichte zu bewundern. Vielleicht möchte man glauben, der philosophische Dichter schicke sich nicht allemal zu einem epischen; aber von einem so großen Geist kann man alles hoffen" (Iselin an Frey, 8. April 1748). Für seine poetischen Versuche, wozu ihm übrigens wenig Zeit blieb, scheint Iselin bei

Haller eine wohlwollendere Beurteilung, als von Seiten seiner Frau Mutter gefunden zu haben, wie wir bereits wissen.

Durch Haller angeregt und aufgemuntert suchte er, nach Basel zurückgekehrt, das Versäumte einzuholen und plagte sich redlich mit allerlei poetischen Versuchen, von denen er eine Probe „Das Bild des Todes" seinen Freunden Zimmermann und Jenner zur Begutachtung übersandte. Zimmermann lobt das Gedicht über die Maßen, deutet aber auf dessen Aehnlichkeit mit Hallers Ode auf den Tod; er werde bei nächster Gelegenheit mit dem großen Haller darüber reden (Zimmermann an Iselin, 8. Dezember 1748). Im Jahre 1750 erschien von Iselin ein Band Gedichte, der mir aber bis jetzt noch nicht zu Gesichte gekommen ist. Ich enthalte mich also einer Beurteilung seiner dichterischen Leistungen; nur so viel darf gesagt werden, daß er die Unsterblichkeit seines Namens nicht seinen Dichtungen verdankt.

Schließlich will ich nicht vergessen zu bemerken, daß der vielbeschäftigte Jüngling noch Zeit fand, sich in den wenigen Mußestunden mit der englischen und französischen Literatur zu befassen. Er nahm wirklich englische Stunden und las englische Schriftsteller. „Ich fange nun an mir den Weg zur Bekanntschaft mit Pope, Addison, Steele und andern Engländern zu bahnen; dieser Weg ist in der Tat im Anfang sehr rauh und beschwerlich; aber ich lasse es mir nicht sauer werden, indem ich mir ein größeres Vergnügen davon versprechen kann" (Iselin an Frey, 19. Dezember 1747). Seine Liebe zur französischen Literatur wurde durch seinen Freund Frey, der ihn immer über das Neueste auf dem Laufenden erhielt, wach erhalten. Die moralisch-philosophischen Schriften der Marquise de Lambert, zum erstenmal 1747 gesammelt erschienen, und das feine Lustspiel „Le Méchant" von Gresset aus dem gleichen Jahre erfreuten sich eines großen Beifalls. Iselin war ein gelehriger Schüler seines Freundes, wie wir aus nachfolgenden Zeilen ersehen: „Mein werter Freund,

haben Sie nur keine Sorge nicht. Ich mache mich hier recht groß mit meinem Französischen. Obschon ich nicht viel weiß, gibt mir dies doch einiges Ansehen bei den Deutschen. Herr Jenner hat auch eine kleine Sammlung französischer Bücher mit sich gebracht, deren ich mich recht wohl bediene. Nun kenne ich Ihren Apostel (Gresset). Gresset (Le Méchant) ist ein allerliebstes Buch. Die Marquise von Lambert ist meine Hofmeisterin: bei ihr hole ich mir Rats, wenn es um meine Aufführung zu tun ist, und Gresset ist ein Freund, zu dem ich meine Zuflucht nehme, wenn ich einen Augenblick vergnügt zubringen will" (Iselin an Frey, 19. Dezember 1747). Umgekehrt berichtet Iselin seinem Freund von den neuesten Erscheinungen auf dem deutschen und englischen Büchermarkt. Im Jahre 1748 erschien der Roman Clarissa von Richardson, für den sich auch die Burckhardtin lebhaft interessierte und sich bei ihrem Sohn erkundigte, ob schon eine deutsche Uebersetzung zu haben sei. Er meldet auch die neuliche Uebersetzung von Popes Dunciade durch Bodmer und die bevorstehende Herausgabe einer Sammlung altdeutscher Lieder[13]) aus dem Pariser Codex, eine neue prächtige Auflage Hagedornischer Oden und Lieder, auch eine baldige Ausgabe eines Bandes Gedichte seines ehemaligen Lehrers Spreng und anderes. In unserer Darstellung haben wir bis jetzt noch sehr wenig von Iselins Beziehungen und Verkehr mit seinen Kommilitonen gehört. Die rohen Sitten der damaligen Studenten, wie wir sie aus allerlei Schilderungen zur Genüge kennen, waren dem sanften Charakter unseres Iselin in der Seele zuwider. Er ging deshalb dem „Pöbel der Studierenden" so viel er konnte aus dem Weg; nur mit der schweizerischen Landsmannschaft stand er auf einem freundschaftlichen Fuß, wenn ihm auch nicht alle gefielen, denn es waren ja „Schweizer." Am Sonntag Abend kamen sie jeweilen abwechslungsweise auf einer Bude zusammen. Es waren eigentlich recht

[13]) Von Bodmer erschien 1753 Parcival, 1758 und 1759 „Sammlung der Minnesänger".

nette Leute darunter, deren Namen später im Schweizerlande einen guten Klang hatten: seine uns schon bekannten engern Freunde Jenner und Zimmermann; dann Schobinger (Dr. med. von St. Gallen), Daniel Langhans (Dr. med.), Daniel Sprünglin (Pfarrer und Naturforscher), Frisching, alle drei von Bern, Seelmatter (Pfarrer von Zofingen), Schwarz, Stockar, Ziegler; von den vier letzten weiß ich nicht sicher, wen es angeht. Iselin genoß in diesem Kreise die größte Achtung, Verehrung und Liebe und blieb auch später mit einigen in freundschaftlicher Verbindung, und mehr als einer versäumte nicht bei seiner Rückkehr in die Heimat den lieben Iselin im „Klösterli" aufzusuchen, seine Gastfreundschaft zu genießen und ihn um einen Vorschuß zur Weiterreise anzugehn. — So findet sich in unserer Sammlung ein Dankbrief des Dr. Langhans für erwiesene Gastfreundschaft, dem laut Notiz auf der Adresse 13 neue Taler beigefügt waren. Zugleich bittet er den gefälligen Freund, beim Kronenwirt nachzufragen, ob er seine Bücherkiste nach Bern abgeschickt habe. — Iselin hätte also in dieser Landsmannschaft genug Freunde gefunden. Um so auffälliger ist es, daß sein fast einziger näherer Umgang in zwei livländischen Edelleuten, den Baronen von Stackelberg und einem Baron Müller bestand, was den „Oncle Oberst" sehr verwunderte und ihn wieder zu einer seiner früheren Lektionen veranlaßte, in der er ihn nach seinen eigenen Erfahrungen über den Umgang mit fremdländischen Leuten, namentlich Russen, belehrte. Wie sehr er gegenüber diesen Baronen von Stackelberg im Recht war, beweist eine Bemerkung in einem Briefe Jenners an Iselin vom 8. August 1749: „Les Stackelbergs passeront cet automne par Bâle pour aller à Lausanne; ils ont si bien changé à leur avantage que ce sont à présent les étudiants les plus débauchés."

Iselins Verkehr mit den Professoren der Universität war geradezu ein idealer und vorbildlicher, wie dies allerdings nur bei kleinen Universitäten möglich ist. Er war ein

dankbarer Schüler, und die Professoren behandelten den wißbegierigen geistvollen Jüngling eher als einen jüngeren Kollegen als einen Studenten. Und als später Iselins Name anfing genannt und berühmt zu werden, erinnerte man sich seiner in Göttingen und das Historische Institut ernannte ihn unter dem Präsidium seines ehemaligen Pensionsgebers Hofrat Prof. Ayrer am 27. Januar 1770 zum ordentlichen Mitgliede.

V. Kapitel.

## Des Vaters Tod.

Am 17. April 1748 gelangte durch verschiedene Kanäle die Nachricht von Berlin nach Basel, daß Christoph Iselin, der Vater unseres Isaak, im größten Elend am Palmmontag (8. April) gestorben sei. Iselin erhielt hievon aus Berlin keine direkte Mitteilung, obschon sein Freund Battier, mit dem er im Briefwechsel stand, es wissen mußte. Welchen Eindruck diese Nachricht auf die Mutter und den Sohn machte, werden wir gleich hören. In dem Briefwechsel mit dem Sohn war bis jetzt wenig von dem Vater die Rede gewesen. Der „Oncle Oberst", der seinem maßlosen Haß gegen die Iselinschen Verwandten, namentlich gegen den Bruder seines Schwagers, Dr. Joh. Rudolf Iselin, die Zügel schießen ließ, sorgte dafür, daß der Name Iselin in dem „Klösterli" so wenig wie möglich „in den Mund genommen" wurde. Aus dem Brief der Mutter vom 7. Oktober 1747 ersieht man, wie schmerzlich die alte Wunde noch brannte und wie ängstlich sie bemüht war, ihren Sohn von einer persönlichen Bekanntschaft mit seinem Vater abzuhalten. Iselin hatte nämlich den Wunsch geäußert, wie wir schon wissen, nach dem Abschluß seiner Studien in Göttingen, allerdings erst nach zwei Jahren, auf der Rückreise auch Berlin zu besuchen. Darüber geriet die Mutter in eine große Aufregung und höhnisch stellte sie an ihn die Frage: „Möchte auch berichtet sein, warum Berlin der erste Ort ist, wo du hin willst; ob

es ist, um dein Schwesterli heimzusuchen oder seinen Papa." Ueber dieses rätselhafte „Schwesterli" weiß ich nichts zu sagen. Der Sohn beantwortete die Frage der Mutter mit den einfachen Worten, daß dies nicht der Fall sei.

Für die Bewohner des „Klösterli" war der Tod des unglücklichen, bedauernswerten Mannes keine Ueberraschung. Man wußte, daß es mit seiner Gesundheit schon längst nicht gut stand und war überhaupt über seine Verhältnisse durch einen Bekannten in Berlin, den Kaufmann Emanuel Bauhin aus Basel, auf dem Laufenden erhalten. Dieser Bauhin war ein Freund des Hauptmanns Christoph, der, nebenbei bemerkt, bezüglich der Iselinschen Verwandten in einem versöhnlichen Sinne einzuwirken suchte. Von diesem Emanuel Bauhin ist uns ein Brief vom 25. September 1745, eben an unsern „Oncle Hauptmann", erhalten, das einzige Dokument, das ein schwaches Licht auf das so unbekannte, dunkle Leben des unglücklichen Vaters unseres Iselin wirft. Dieser Bauhin meldet seinem „Freund und Mitcollega" (als Kaufmann?), er habe bei einem Ausgang vor zwei Tagen seinen Schwager zufällig getroffen und gesprochen. Er habe ihm und seiner Frau seine Misere mit weinenden Augen geklagt. „Derselbige ist seit einiger Zeit bettlägerig und sehr krank gewesen, mit Bedeuten, daß er mit großer Mühe und Beschwerden den ersten Ausgang wiederum getan, um seinen Prozeß Sachen, der immerdar noch währet, nachzugehen. Derselbige flattieret sich immer eines baldigen glücklichen Ausgang; allein wie ich sonsten von andern Leuten vernehme, dürfte derselbe noch lange dauern, weil dieser (der Associé) solches mit Geld bezwingen kann, dahingegen der gute Herr Iselin sich des Armenrecht bedienen muß. Es wäre von dieser Sache viel pro und contra zu schreiben, welches ich mit Gegenwärtigem unnötig finde zu detaillieren, weil es viel zu weitläufig wäre. Mit allem diesem ist gedachter Herr Iselin sehr miserabel daran,

daß nicht genugsam zu beschreiben, indem ihm die Lebensmittel fehlen. Er siehet von Ansehen sehr erbärmlich aus; ist nur schade seines guten Verstandes (wegen), den derselbige besitzet. Es kommt derselbe so weit, daß er ein Wöchentliches von der Französischen Kirche (Also war seine Familie in Basel auch der Französischen Kirche angehörig.) hier verlangt hat, wurde aber, weil er kein Franzos ist, an die deutsche Kirche gewiesen. Er beklagt sich, daß ihm seine Frau Mutter und übrigen Verwandten nichts zukommen lassen (mit Unrecht). Derselbige flattiert sich immer, daß wenn der Proceß zu seiner Favor, wie es nicht anders sein könnte, ausgesprochen werde, so würde er sich in kurzem erholen, massen (da) ihm das Privilegium zur Fabricierung des Tabacs schon zugesprochen, welches ihm von Herzen wünsche; allein ich fürchte, wenn dieses schon ist, und sein gewesener Associé herauszahlen muß, so werden wohl andere Creditores hervor sich tun. Solcher hoffet auch auf seiner Frau Mutter (Witwe Iselin) Erb. Im übrigen geht derselbe noch ziemlich reputierlich in den Kleidern. Wie er sagt, wird er auf künftigen Michaeli sein Logement verändern und für sich eine Stube bei einem guten Freunde mieten. Das ist alles, was ich auf Ihr Verlangen melden kann." Aus diesem wertvollen Brief ergibt sich für uns, daß der Sohn von seinem Vater doch eine sehr schätzenswerte Gabe geerbt hat, die nicht zu verachten ist: einen guten Verstand.

Die Mutter konnte sich nicht entschließen, dem Sohn den Tod seines Vaters zu melden; sie überließ diese traurige Pflicht dem „Oncle Oberst", der sich dieser Aufgabe auf eine sehr geschäftsmäßige Weise entledigte, was wir nun auch sehr wohl begreifen. Am 19. April 1748 schrieb er seinem liebwerten „Neveu" folgenden Brief:

„Gestern nachmittag um ein Uhr hat Herr Gerichtsherr Falkner auf dem Heuberg zu deiner Mama geschickt und ihr lassen ansagen, er komme einen Brief von Berlin von seinem Stiefsohn Legrand zu empfangen, welcher ihm

melden tut, daß am Palmmontag dein Vater alldorten verstorben und am Mittwochen vergraben worden. Herr Bauhin hat solches auch dem Herrn Courtier Meyer zu gleicher Zeit geschrieben, der es mir mündlich gesagt hat. (Der „Oncle Oberst" hatte auch eine schriftliche Meldung von seinem Vetter Christoph Battier, der es auch der „Meisterin" Iselin angezeigt, erhalten.) Sobald man den Todfall schriftlich hat, wird man deinem Herrn Vogt (Agent Huber) machen auf die Verlassenschaft, welche er etwa hinterlassen hat, einen Verzug (Verzicht) zu tun, für daß man allen Prellereien abbrechen tut. Also tust du dich mit der Zeit auch als ein Haupterb bei deines Vaters Mutter (Witwe Iselin † 1751) Absterben befinden; also kannst du daraus verstehen, wie der liebe Gott für deine zeitliche Wohlfahrt auch sorgen tut. Dieses kann dir ein Merkmal sein, daß dein Wohlverhalten dir auch den Segen zufließen macht. Also dank dem lieben Gott, habe ihn allererst vor Augen und dies dir noch mehr Antrieb sein, dich in deinen Funktionen mehr capable zu machen. Dabei glaube ich, du tätest nicht übel, deiner Frau Großmutter von deinem Vater zu schreiben, dein Leid zu bezeigen und sie ersuchen, daß sie dir dero mütterliche Affection zulege und nichts zu deinem Nachteil präjudiziere. Du werdest alle kindliche Liebe und Affection gegen ihro tragen."

Iselin empfing dieses Schreiben am Morgen des 27. April, und sofort schrieb er unter dem unmittelbaren Eindruck dieser erschütternden Nachricht seiner Mutter einen Brief, dem ich nachfolgendes entnehme. Vorher will ich aber noch eines Briefes gedenken, in dem auch ein Sohn sich über den Verlust seines Vaters ausspricht. Iselin hatte wohl um die gleiche Zeit von seinem Freund Roques ein rührendes Schreiben erhalten, worin er ihm den Tod seines Vaters Pierre Roques, der am 13. April, also fast zu gleicher Zeit mit dem Vater Iselins in Basel gestorben war. Der liebevolle Sohn schreibt unter anderem:

„Mon cher ami, à quel coup n'ai-je pas été destiné en perdant le meilleur des pères, le plus zélé protecteur, l'ami le plus empressé. Je pense à cette séparation les yeux mouillés de larmes. Dieu sait mieux que moi-même combien la perte de ce père tendre est considérable pour moi, dans un âge où j'avais encore un besoin essentiel d'une personne éclairée, rempli de bons conseils, d'une piété solide, d'un exemple digne d'imitation, avec laquelle j'aurais coulé mes jours avec le plus grand agrément, dans un âge où j'aurais pu par mes efforts prouver à ce cher père quelque satisfaction. La mort, qui n'épargne personne, l'enlève et nous déchire le cœur. Rien ne pouvait arriver de plus déplorable. Supposé que j'eusse perdu tout ce qui m'est essentiel pour me vêtir et pour vivre, je l'aurais vu avec plaisir, j'aurais retrouvé en ce digne père un bien infiniment plus considérable que la nourriture du corps: la nourriture de l'esprit."

Und nun betrachten wir den Brief Iselins:

„Sie können sich selbst einbilden, wie sehr mich die Nachricht von dem Tode meines Vaters bestürzt hat. Ich gestehe es, ich war dadurch erstaunlich gerührt.

Die Natur ward in mir erregt; sie erweichte mein Herz, daß ich sogar Tränen vergoß, ohne denjenigen jemals gekannt zu haben, für den ich sie vergoß.

Ich müßte aber der größte Heuchler sein, wenn ich sagte, meine Betrübnis wäre von großer Dauer gewesen. Nein, sobald ich ein wenig zu mir selbst kam, und diesen Zufall (Vorfall) überdachte, so fand ich, daß ich keineswegs Ursache hatte, mich darüber zu betrüben, denn was hat endlich der gütige Himmel meinem unglücklichen Vater für eine größere Guttat erweisen können, als ein Leben zu enden, so aus lauter Elend und Jammer zusammengesetzt war.

Dieser Vorfall hat mir Anlaß gegeben, alle Umstände meines Lebens mit einer gewissen Aufmerksamkeit zu betrachten, mit deren ich es vormals noch nie getan. Ich finde

darinnen lauter Spuren von einer besonderen gütigen Vorsehung des großen Schöpfers gegen mich. Großer Gott! Wie elend sah es mit mir aus, da ich auf die Welt kam und wie verlassen war ich von Seiten meines Vaters.

Wie bewunderungswürdig ist hingegen die gnädige Vorsicht desselben, durch die er mir in Ihnen, meine verehrungswürdige Guttäterin, die beste, die gütigste Mutter von der Welt und an Ihrer wertesten Frau Mutter und Ihren werten Herrn Brüdern solche Verwandte und Freunde geschenket, daß die an mir getane Wohltaten so groß sind, daß ich der unwürdigste aller Menschen sein müßte, wenn meine Dankbarkeit eher aufhören sollte, als mit meinem Sein. Der letzte Zufall ist wieder eine ausnehmende Probe der gütigen Vorsicht des Schöpfers gegen mich; dieser weise Beschützer der Unschuld hat dadurch die niederträchtigsten Absichten aller derjenigen zu Schanden gemacht, die sich vorgesetzt, mich zu unterdrücken und mein Wohlergehen zu hindern. Alles dieses sollen mir neue Beweggründe sein, alle meine Kräfte anzuwenden und solcher ausnehmenden Guttaten so würdig zu machen, als es einem Menschen möglich ist und nichts zu unterlassen, was mich fähig machen kann mit der Zeit die Ehre Gottes und den Nutzen meines Vaterlandes und meiner Nebenmenschen, so wie es meine Pflicht von mir fordert, zu befördern.

Ich habe alsobald, wie es mir der Herr „Oncle Oberst" geraten, an meine Frau Großmutter väterlicher Seite geschrieben; Sie werden ein Exemplar meines Briefes beigefügt finden. Ich habe dasselbe deswegen beigefügt, weil ich nichts ohne Ihr Vorwissen tun will und weil ich denke, eine solche Copie könnte in allen Fällen ihren Nutzen haben."

Ich will diese Copie des Beileidsbriefes an die Großmutter Iselin hier nicht wiedergeben, da sie sich ganz im Gedankengang und wörtlichen Wendungen des Briefes an die Mutter bewegt. Eigenartig mag sie die Stelle angemutet haben, wo er das Loblied seiner „verehrungswür-

digen" Mutter singt und diejenige, wo er von dem „Beschützer der Unschuld" redet.

An dieser Stelle will ich einiges über die Iselinsche Verwandtschaft nach dem Familienbuch mitteilen. Die Großmutter Iselin, Frau „Meisterin" genannt, weil ihr Gatte Zunftmeister zu Weinleuten gewesen, war seit 1734 Witwe. Von ihren zehn Kindern lebten nach dem Tode ihres ältesten, Iselins Vater, nur noch drei Söhne: Johann Jakob, Johann Rudolf und Daniel. Die beiden ersten waren ausgezeichnete Männer, der eine ein großer Kriegsmann, der andere ein berühmter Gelehrter von europäischem Ruf, beide typische Gestalten Basels aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Johann Jakob Iselin (1704—1772) war ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, begab sich aber 1718 in französische Dienste, wo er sich so auszeichnete, daß er bis zum Brigadier emporstieg. Im Jahre 1763 kehrte er mit einer schönen Pension nach seiner Vaterstadt zurück und verbrachte seinen Lebensabend in beschaulicher Ruhe auf seinem bescheidenen Landgut vor dem St. Johanntor, „Brunnen-Byfang" genannt. Auf seinen Kriegszügen begleitete ihn als Offiziersbursche Joh. Jakob Hebel, der Vater des alemannischen Dichters Johann Peter Hebel, der in der gleichen Familie in der Person der Dienstmagd der Frau „Majorin" seine spätere Gattin, des Dichters Mutter, kennen gelernt hatte. — Der zweite Sohn Joh. Rudolf (1705—1779) studierte die Rechtswissenschaft, promovierte 1726 zum J. U. D. und erhielt im Jahre 1757 die Professur für Institutionen und Staatsrecht. Er ist der Verfasser vieler juristischer und historischer Schriften und war Mitglied der berühmtesten Akademie von Europa. Sein größtes Verdienst hat er sich um die Herausgabe der Tschudischen Schweizerchronik erworben. Im Jahre 1748 war er aber noch nicht der berühmte Professor, sondern erst der Doktor Iselin. Der dritte noch lebende Sohn endlich, Daniel (1712 bis zirka 1762) war ein Kaufmann, der nach dem Familienbuch im Jahre 1750 seine

Familie verließ, sich ins Appenzellerland begab und nicht mehr nach Basel zurückkehrte, also ähnlich wie sein Bruder Christoph.

Nach einem Brief vom 31. August 1748 des „Oncle Hauptmann", worin er mit großem Behagen die näheren Umstände seiner Flucht dem Neffen als „Neuestes" aus Basel erzählt, wäre der Vorfall in das Jahr 1748 zu setzen. Das Mißtrauen, um mich gelinde auszudrücken, das man im „Klösterli" gegen die Iselinsche Verwandtschaft hegte, und das man auch dem guten Isaak von Jugend auf eingeflößt hatte, war also in erster Linie gegen den damaligen Doktor Joh. Rud. Iselin gerichtet. Ich will mich nicht tiefer in diese Familienzwistigkeiten verlieren, aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß alle die versteckten obigen Anschuldigungen ganz ungerechtfertigt waren. Besondere Begünstigung hatte zwar unser Iselin von den Verwandten väterlicher Seite nicht zu erwarten, auch nicht von seiner Großmutter Iselin, die ihn nicht einmal einer Antwort auf seinen Kondolenzbrief würdigte; aber der Doktor J. R. Iselin war durchaus ein Ehrenmann und ein gewiegter Jurist, der die Erbfolgegesetze genau kannte.

Leider konnte sich der sonst so edel denkende Iselin von seinem Mißtrauen gegen diese Verwandten auch in seinem späteren Leben nie ganz frei machen. Daran hatte der „Oncle Oberst" die Hauptschuld. Der Tod des Vaters erschien der Familie nicht nur als eine Erlösung, sondern auch als ein Glücksfall, den man anstandshalber als eine Fügung des Himmels betrachtete. Wäre der Vater in den Besitz des mütterlichen Erbteils (das väterliche hatte er offenbar schon aufgezehrt), auf das er bei seinen Unternehmungen stark rechnete und wohl auch Geld geliehen bekommen hatte, gekommen, so wäre dieses voraussichtlich bald aufgebraucht gewesen; denn Christoph Iselin erscheint uns als ein Projektemacher und „guter", d. h. gutmütiger Mann, der nur zu leicht von gewissenlosen Industrierittern zu übertölpeln war. Ohne

diesen „Glücksumstand“ hätte das Leben des armen Studenten wahrscheinlich einen ganz andern Lauf genommen. Er gab zwar nicht viel auf äußere Glücksgüter, aber „als Haupterb bei seines Vaters Mutter Absterben“, wie der berechnende „Oncle Oberst“ zum Trost geschrieben, konnte er später ganz unabhängig seinen Neigungen leben.

Erst am 13. Mai erfolgte die Antwort der Mutter auf den Brief des Sohnes vom 27. April. Sie schreibt darin: „Wertester Sohn, ich zweifle nicht daran, daß du sehr bestürzt gewesen bist, da du den Tod von deinem Vater hast vernommen. Ich kann dich versichern, daß ich ebenfalls in solchen Schrecken geraten bin, daß ich mich lange nicht habe erholen können. Denn ich habe schon lang alles vergessen, den Verdruß, wo ich von ihm gehabt. Aber da ich gehört, daß er aus Mangel und Hunger gestorben ist, hat er mich gedauert und danke Gott, daß er es so gnädig gemacht hat und erlöst aus dieser Trübsal und glaube, er werde seine Sünden erkannt haben und Reu und Leid darüber gehabt haben, indem er ein Jahr krank gewesen ist und Gott wird ihm gnädig gewesen sein. Ich hoffe, du werdest dich nicht freuen über diesen Vorfall. Denn er wäre wieder nach Basel gekommen und wann seine Mutter gestorben wäre, so hätte ich nicht vor mir gesehen, als daß du ihn hättest müssen erhalten oder er wäre ins Spital gekommen. Großer Gott, wie danke ich dir für diese große Guttat (seine Erlösung durch den Tod). Wenn ich daran (an die Vergangenheit) denke, so stehen mir die Haare zu Berg. Das Erben freut mich nicht sowohl als daß du nicht zu befürchten hast, du könntest dich an ihm versündigen. Du hast Recht, daß du sagst, du habest deinen Lebenslauf betrachtet, und es sah schlecht mit dir aus, da du auf die Welt kamst. Darum lieb und verehr den großen Gott, der alles so gnädig gewendet hat und dich gekrönet mit Segen, ja, ich hoffe und glaube, dieser Fall (Todesfall) werde ein Werkzeug sein, dich noch mehr im Guten zu befestigen.

Die Copia für deine Großmutter hat mir sehr wohl gefallen. Es nimmt mich wunder, ob sie dir antworten wird. Wenn sie es tut, so berichte mich. (Sie tat es nicht.) Man hat mir gesagt, sie sei sehr betrübt über diesen Todfall und der Doktor (Iselin) hat zum Agent Huber gesagt, wenn du dich wohl aufführst, so wolle er dich in seinen Schutz nehmen. Das wird dich wohl hochmütig machen können, daß du so hohe Patrone hast." Der eben erwähnte Agent Huber, der umsichtige Vormund Iselins und auch Vertrauensmann der Burckhardtin richtete am 20. Mai ein Schreiben an seinen Vogtsbefohlenen, worin er kondoliert „mit beigefügtem Wunsch, daß der Allerhöchste dem verstorbenen Herrn Vater eine fröhliche Auferstehung und uns zu seiner Zeit eine selige Nachfahrt verleihen wolle." Sodann berichtet er als „gewissenhafter und ehrlicher Vogt", was er in Sachen des Verzichts auf die Verlassenschaft des sel. verstorbenen Herrn Vaters getan, wobei er das Verhalten der Iselinschen Verwandten in sehr günstigem Lichte darstellt, indem sie nur begehrten, „daß der Richter die gemachte Donation (an den Vater?) von der Frau Großmutter, wie auch die Begräbniskosten des sel. Vaters möchte ad Protocollum nehmen."

In dem Brief vom 24. Mai an die Mutter kam Iselin nochmals auf den Tod seines Vaters und was damit zusammenhängt, zu reden. „Jeder Brief, den ich von Ihnen erhalte, ist mir eine neue Probe Ihres gütigen und uneigennützigen Herzens. Die Betrachtungen, welche Sie in demjenigen, den ich gestern erhalten, über den Tod meines Vaters machen, überzeugen mich noch auf das lebhafteste davon. Ich habe von meiner Frau Großmutter väterlicherseits noch keine Antwort erhalten und habe auch keine Hoffnung mehr, solche zu erhalten. Ich habe so viel getan, als ich geglaubt, daß meine Pflicht von mir fordert. Die Protektion, die mir der Herr Doktor Iselin verspricht, scheint Ihnen sehr lächerlich vorgekommen zu sein; ich muß gestehen,

ich habe mich auch bei mir selbst ein bisgen lustig gemacht; allein wenn ich die Sache recht betrachte, so will ich doch lieber einen kleinen Freund als einen kleinen Feind. Wenn mir der kleine Freund nichts nützet, so schadet er mir doch nicht; allein ein Feind, so klein er auch sein mag, kann mir immer schaden, insonderheit, wenn der kleine Feind eine niederträchtige Seele ist." Auch der „Oncle Hauptmann" kam in seinem Brief vom 9. Juni auf den „Verzug" zu sprechen: „Was deine Studien anbelangt, kannst dieselben auch auf die Trölereien applizieren, indem man die (Studien), sobald deine Frau Großmutter mit Tod abgehen wird, höchlichst wird benötigt sein laut des Doktors (Iselin) seinem Vorbehalt."

## VI. Kapitel.

## Innere Krisis.

Unter den ziemlich zahlreichen Schweizerstudenten, die mit Iselin in Göttingen studierten, befand sich auch ein gewisser Seelmatter aus Zofingen, ein Pfarrerssohn, der anfangs 1748 nach Basel kam, um hier seine Studien fortzusetzen, und natürlich auch im „Klösterli" seine Aufwartung machte, um Grüße und wohl auch Briefe (Man denke an das hohe Porto!) von dem fernen Sohn und Neffen zu bringen. Diesen Seelmatter erwähnte die Mutter in ihrem Brief vom 12. Februar 1748 und erzählte von ihm, er habe ihr gesagt, er habe es in Göttingen nicht mehr aushalten können und sei krank geworden „von der schlechten Speis". Ueber diesen Seelmatter von Zofingen machte sich dann Iselin im nächsten Brief an die Mutter vom 26. Februar 1748 nicht übel lustig:

„Herr Seelmatter hat keinen andern Fehler gehabt (keinen andern Grund zu klagen), als daß seine Frau Mutter nicht die Würze an die Speise getan, daß der Herr Papa nicht den Segen darüber gesprochen und daß er nicht

der Bäsi Steinegger Gesundheit dabei hat trinken können. Göttingen würde ihm auch wohl gefallen haben, wenn die Schweizerkühe hier auf den Bergen herumliefen, wenn die Pfarrer in der Kirche recht bernerisch (Zofingen gehörte damals bekanntlich zu Bern) geredet hätten: kurz, wenn es die Schweiz gewesen wäre. Der junge ehrliche Mann hat das Heimweh gehabt und sollte hiemit billig aufhören auf Göttingen zu schimpfen. Insonderheit (ein Lieblingswort Iselins) ist es mir eine große Schande für einen Studierenden, daß er bekennen soll, er habe um des Essens willen einen Ort verlassen müssen. Hat Herr Seelmatter das Heimweh in Basel nicht bekommen?"

Das schreibt derselbe Iselin, der beim Anblick einer schlimmen Pastete auf dem Mittagstisch des Professors Ayrer fast das Heimweh gekriegt hat nach den guten, herrlichen Pasteten im „Klösterli". O diese Ueberhebung eines 20jährigen Philosophen! Wie schwer sollte sie bestraft werden.

Wenige Monate später hatte er eine Krisis durchzumachen, die in ihrer innersten Tiefe doch nichts anderes war, als das vielbesungene Schweizerheimweh, das ihm keine Ruhe ließ, bis er wieder im Oktober im stillen „Klösterli" bei seiner geliebtesten Frau Mutter und den herrlichen Montagspasteten saß, und als er bei seiner Rückkehr nach der lieben Vaterstadt dem „ehrlichen" Seelmatter die Hand drückte, falls dieser noch da war, hat er im stillen gewiß Abbitte getan, daß er in seinem jugendlichen Uebermut ein so herrliches Gefühl lächerlich gemacht hatte.

Ueber diese innere Krisis, die Iselin anfangs Juni 1748 durchmachte, geben uns seine Briefe an die Mutter aus diesen Tagen, namentlich der erste vom 10. Juni (Das Datum fehlt, doch läßt es sich leicht feststellen.) einen vollständig klaren Einblick, so daß sie keines langen Kommentars bedürfen. Dieser Brief ist mit der Antwort der Mutter der bedeutendste der ganzen Sammlung. Ich glaube nicht, daß Iselin jemals einen schönern geschrieben hat. Er ist nicht

nur ein (für jene Zeit) Meisterstück des Stils, ein Denkmal der kindlichsten Liebe, sondern ein kostbares Dokument zum Verständnis dieser schönen Persönlichkeit.

Und nun gehen wir zu diesem Brief über:

Meine geliebteste Frau Mutter!

Ich komme diesen Abend (10. Juni) von einem einsamen Spaziergang zurück, auf dem ich bei mir selber meine Neigungen, meine Gemütsbeschaffenheit, meine Glücksumstände und den Bau meines zukünftigen Glückes betrachtet habe. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen diese Gedanken vorzutragen, ob ich gleich sehe, daß ich Gefahr laufe, Sie hiedurch zu betrüben. Allein ich bitte Sie, meine geliebteste Frau Mutter, dieselben mit derjenigen starken Einsicht, welche Sie besitzen, und durch große Verdrießlichkeiten und Unglücksfälle, die Sie während dem Laufe ihres Lebens ausgestanden, sich erworben haben, ohne Vorurteil zu prüfen. Ich bin versichert, Sie werden alsdann gar nicht über mich böse werden, sondern vielmehr mit meiner sorgfältigen Untersuchung dieser Sache zufrieden sein, insonderheit, da ich mich hierin mit tiefer Ehrfurcht Ihrer Entscheidung unterwerfe.

Ich habe mich selbst noch nie so genau geprüfet, als erst seitdem ich mein Vaterland verlassen; erst jetzt habe ich meine guten und schlimmen Neigungen kennen lernen, seitdem ich meiner eigenen Aufsicht überlassen bin und, von fremder Führung befreit, meinem eigenen Kopf nach Belieben habe folgen können. Was meine Gemütsbeschaffenheit anbetrifft, so finde ich in mir eine große Liebe zur Stille, zur Ruhe, zur Freiheit und einem annehmlichen philosophischen Leben.

Ehrgeiz und Geldgier finde ich bei mir gar nicht, und daher kommt es, daß ich eine gewisse Trägheit besitze, die mich zu großen Untersuchungen unfähig machet; ja, sobald ich eine große Arbeit vor mir sehe, so werde ich ganz niedergeschlagen und bin fast nicht mehr im Stande, mich aufzumuntern (ähnliche Bekenntnisse von J. J. Rousseau). Ich habe daneben

auch einen großen Fehler, daß ich mich über die geringsten Sachen ärgern kann, daß ich mich auch sehr gegen diejenigen Leute vom Zorn übernehmen lasse, die mir, insonderheit, wenn es um etwas zu tun ist, das ich selbst verrichten soll, widersprechen; denn, ob ich gleich meinen ehemaligen Grundsatz, daß meine Meinung immer die beste sei, gänzlich abgelegt habe, so kann ich mich doch noch nicht vollkommen dreinfinden, über diejenigen böse zu werden, welche meine Freiheit in meinen Handlungen einschränken wollen, wenn dieselben gleich das größte Recht dazu haben.

Meine Neigung zu den Wissenschaften wird auch durch diese Neigungen bestimmt; keine Kenntnisse gefallen mir als die, welche unsere Seelenruhe befördern, die unsere Herzen bessern und unsern Geist vergnügen und denselben zur Erkenntnis des großen Schöpfers führen. Ich sehe daneben, daß alles, was man in der Welt hoch und groß schätzet, mehr von der Meinung abhängt, als daß es einen inneren Wert besitzen sollte, und desselben Besitz an sich selbst glücklich machen könnte. Ehre, Reichtümer, ein weitläufiger Ruhm, viele Clienten und Verehrer, das Bewundertwerden haben bei mir ihren ganzen Glanz verloren, seitdem ich das Herz gehabt, dieselben mit steifen Augen anzusehen. Da meine Neigungen hiemit so beschaffen sind, ist es leicht zu erraten, in was für einem Leben ich am meisten Vergnügen finden würde und wodurch meine Glückseligkeit am meisten würde fortgesetzt werden. Weder ein Sitz in der Ratsstube, noch ein Catheder sind im Stande meine Seele zu beruhigen; im Gegenteil dieselben würden mich vielleicht auf ewig unfähig machen, vergnügt zu sein. Ein ruhiges Privatleben hingegen, insonderheit meistens auf dem Lande, wäre für meine Gemütsbeschaffenheit und meine Glücksumstände das angenehmste. Ich könnte da meine ganze Bemühung darauf wenden, mein Herze zu bessern und diejenigen Fehler daraus auszumerzen, die ich noch häufig darinnen finde. Ich könnte mein ganzes Leben auf diejenigen Erkenntnisse wenden, die

mich zu der nähern und lebhaftern Erkenntnis meines Schöpfers und meiner selbst führen und mir erst die wahre Seelenruhe geben würden. — Ich könnte dann mit der Zeit, wann ich mir erst solche Kenntnisse erworben, meinem Nächsten durch allerhand kleine Schriften dienen, die denselben belehren und vergnügen könnten. Ich könnte ein ganz ruhiges und stilles Leben führen, ohne genötigt zu sein, einigen Staat (Aufwand) zu machen, ohne genötigt zu sein, mich den Glücks- und Unglücksfällen zu unterwerfen, welche diejenigen zu erwarten haben, die auf Geld und Ehre sehen; kurz ich könnte in der Welt diejenige Person spielen, wozu ich am meisten aufgelegt bin; ich könnte ein Zuschauer abgeben, daß es größere Belustigung wäre, zu sehen wie kindisch sich die Menschen um das eitle Nichts der Ehren und der Reichtümer bemühen. Dieses ist die Lebensart, welche, wenn ich anders glücklich und vergnügt leben soll, meine Gemütsart von mir fordert.

Was nun meine Glücksumstände betrifft, so finde ich, daß die letzte Veränderung (Tod des Vaters) mich in Stand gesetzet, ganz wohl also zu leben, indem ich, wann ich indessen (bis zum Ableben der Großmutter Iselin) philosophische Collegia halte, immer genug verdiene, für mich selbst zu leben, wann Sie, meine geliebteste Frau Mutter, mir nur ein wenig die Hand bieten wollen. Fällt mir aber einst mein großmütterliches Gut anheim, so kann ich ganz bequem leben, ohne daß ich mich im geringsten um die Welt zu bekümmern habe, insonderheit, da ich gar nicht gesonnen bin, mich jemals zu verheiraten (Iselin verheiratete sich 1756 mit Helene Forcart, aus welcher Ehe 9 Kinder entsprossen.); denn ich fürchte in keinem Stück mehr als hierin das Opfer meiner Torheit zu werden, vornehmlich bei der jetzigen unvernünftigen und höchst verderblichen Lebensart der Herren Basler, bei welchen Pracht und der Staat täglich zunimmt, wodurch die Quellen des Reichtums täglich versiegen und bei der schlimmen Auferziehung der Töchter (Was würde wohl

Iselin zu der heutigen sagen?), die seit zehn bis fünfzehn Jahren bei uns eingerissen ist.

Dieses ist das Leben, meine geliebteste Frau Mutter, welches meine Gemütsart und mein Naturell von mir fordern und welches mir auch, so viel ich sehe, meine Glücksumstände (Vermögensverhältnisse) erlauben.

Soll ich aber diesem nicht folgen, soll ich einen andern Weg einschlagen und die Fortuna meinem Vergnügen und meiner Glückseligkeit (Schlagwort jener Zeit) vorziehen, so muß ich mich ganz umkehren und fast ein ganz anderer Mensch werden. Für die Universität bin ich erstlich gar nicht geboren, ich wollte lieber zehnmal sterben, als ein Professor abgeben (Hoffnung der Familie). Die akademische Lebensart hat etwas so Unannehmliches und so Trauriges an sich, als immer eine Lebensart in der Welt.

Ich müßte mich also dem politischen Stand (staatliche Laufbahn) ergeben; aber hier sehe ich tausend Schwierigkeiten vor mir, die für mich unübersteiglich sind. Die einzige Idee, auf eine ungerechte Art befördert zu werden — und wer wird bei uns leicht aus rechtmäßigen Absichten befördert? — kommt mir so schrecklich vor als etwas in der Welt: eine Frau nehmen, damit man ein Amt kriege und sehen, daß um meines Glückes willen vielleicht ein Meineid (vor dem Traualtar) begangen worden, sind Sachen, welche mir die Haare zu Berge steigen machen, wenn ich dieselben betrachte. Wenn ich hernach betrachte, wie viel Verdruß, wie viel Unmut, wie viele Widerwärtigkeiten man auszustehen hat, wenn man nach Geld und Ehre strebt, so finde ich, daß alles Geld und alle Ehre von der Welt der Mühe nicht wert sind, die man darum gibt. Ob ich gleich alles dieses und noch hundert andere Unbequemlichkeiten bei dem politischen Stande (Staatsverwaltung) finde, so muß ich doch, wenn ich den Privatstand nicht wählen kann, mich auf die Seite des politischen wenden, denn zu dem akademischen finde ich mich ganz unfähig. Es ist hingegen noch möglich, daß ich mich inso-

weit verändere, mit der Zeit im politischen Stande was Gutes schaffen zu können (Iselin wurde 1756 Ratsschreiber).

Dieses sind, meine geliebteste Frau Mutter, die Betrachtungen, die ich diesen Abend gemacht habe. Sie sehen hieraus leicht, wie sehr ich mich auf die Seite des Privatlebens neige und wie wenig Glückseligkeit und Vergnügen in dem Schul- oder Staatsleben für Ihren Sohn ist. Allein ich überlasse es nun Ihrer Entscheidung und so, wie Sie es mir befehlen werden, werde ich mich einzurichten und zu bequemen trachten. Es kömmt darauf an, ob es Ihre Absicht ist, einen Sohn zu haben, der glückselig und vergnügt lebet oder einen solchen, der vornehm ist und in Ehre und Aemtern steht. Ich für meinen Teil glaube, die Seelenruhe und die Stille seien immer dem Ehrgeiz und dem Geräusche vorzuziehen. Ich werde deswegen kein Müßiggänger sein, sondern ich werde immer durch meine Arbeiten meinem Nächsten zu nützen trachten (hat es später im reichsten Maße getan); ich werde collegia (privatim) lesen; ich werde bisweilen etwas schreiben; ich werde auch auf alle Weise trachten, die Pflichten eines rechtschaffenen Menschen zu erfüllen. — Es kömmt nun darauf an, meine geliebteste Frau Mutter, auf welche Seite Sie sich neigen. Tun Sie es auf die erste, so weiß ich nicht mehr viel in Deutschland zu tun und weiß auch nicht, was mir eine Reise durch Frankreich nützen sollte, und hiemit kann ich diesen Herbst noch nach Basel zurückkommen und meine neue Lebensart anfangen; finden Sie aber gut, daß ich nach Ehren und Ansehen trachten soll und mich in die Geschäfte (Staatsdienst) begeben, so ist allerdings nötig, daß ich noch ein Jahr hier bleibe und mir verschiedene Erkenntnisse erwerbe, ohne die ich anders unmöglich fortkommen kann, und von hier aus ist mir alsdann eine Reise nach Frankreich unumgänglich. Es hängt also von der Entscheidung dieser Frage ab, ob mein Aufenthalt außert dem Vaterlande lang oder kurz sein soll. Ich stelle es gänzlich Ihnen anheim. Leben Sie vergnügt,

meine werteste Frau Mutter! Ich verbleibe mit der tiefsten Ehrfurcht und Dankbarkeit für Ihre ausnehmend große Güte, meine geliebteste Frau Mutter,

Ihr gehorsamer und getreuer Sohn
Iselin.

Und nun geschieht etwas ganz Unerwartetes. Nach einigen Tagen der Ueberlegung nimmt er in einem zweiten Brief vom 14. Juni an die Mutter alles zurück, was er im ersten in einem Fieberanfall bis tief in die Nacht hinein geschrieben hatte. „Ich war einige Tage ehe ich den letzten Brief schrieb, in einer ganz wunderlichen Gemütsverfassung; die ganze Welt war mir verleidet und alles, was ich sah, gab mir Anlaß zu traurigen Betrachtungen. Ich wollte mich nun, um mich dieser Verdrießlichkeit zu erwehren, der Lektüre einer geistreichen und schönen Schrift bedienen, und eben dieses Mittel hat mich gänzlich in eine unerträgliche schwermütige Laune (Stimmung) gesetzet. Die Schrift, die ich las, war des Herrn von Muralt[14]) sein Brief über die Reichen.

Es ist bekannt, daß dieser Mann ein wenig schwerblütig ist und daß er eine Moral ausgehecket, die mehr seinem schweren Geblüt als der Natur des Menschen angemessen zu sein scheint. Diese Moral, weil sie ganz genau mit seiner damaligen Laune übereins kam, bemächtigte sich alsobald meiner ganzen Seele. Ehre, Reichtümer, Gelahrtheit und alle Güter, welche sonst die Menschen hochzuachten pflegen, kamen mir nun so klein und so lächerlich vor als die verächtlichsten und lächerlichsten Dinge. Ich hielt die Menschen für töricht, die sich darum bekümmerten, und schämte mich, daß mir selbst jemals ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen. Die Charaktere, welche Krös und Habit anziehn, kommen mir ebenso lächerlich und kindisch vor, als Krös und Habit es an sich selber sind.

---

[14]) Otto von Greyerz: Beat Ludwig von Muralt.

Ich wußte bei solcher Gemütsverfassung nun nichts mehr in der Welt zu tun als auf das Land zu gehen und ein Einsiedler zu werden wie Muralt, und eben als ich in dem stärksten Anstoß dieses philosophischen Fiebers war, schrieb ich Ihnen meinen letzten Brief. Es wird Sie, meine geliebteste Frau Mutter, nun nicht mehr wundern, daß derselbe so paradox aussieht; denn obwohl alle Wahrheiten gefährlich sind, so sind doch die philosophischen am gefährlichsten, weil sie immer einen großen Schein der Vernunft und der Weisheit haben. Gleich den Tag, nachdem mein Brief verreiset war, fing ich an, wieder zu meiner gesunden Vernunft zu kommen und nun, Gott sei Dank bin ich wieder hergestellt, und von meiner Torheit bleibt mir nichts mehr übrig, als daß ich mich derselben schämen muß, wenn ich nur daran denke.

Ich sehe nun wieder ganz klar ein, daß dem Alter und den Umständen, in denen ich bin, mir keine andere Pflicht obliegt, als mich geschickt zu machen, meinem Vaterlande zu dienen, das Uebrige aber der Vorsehung zu überlassen.

Dieses alles soll auch mir nach dem steifen (festen) Vorsatze, den ich gefaßt habe, die Hauptmaxime meines akademischen Lebens sein. Ich denke mit dem weisen Haller:

> ... Das andere liegt verborgen.
> Der Himmel wird für dich mehr als du selber sorgen."

Die Mutter empfing diesen Brief mit gemischten Gefühlen. Sie erkannte, daß es sich um eine schwere innere Krisis bei ihrem Sohne handelte. Wohl hatte er sie zu beruhigen gesucht, aber sie kannte ihren Sohn zu gut, um nicht zu fürchten, die Krisis könnte sich wiederholen und für ein ganzes Leben verhängnisvoll werden. Es galt also klug und behutsam vorzugehen. In ihrer schwierigen Lage wandte sie sich nicht etwa an ihren sarkastischen Bruder, den „Oncle Oberst", sondern an ihren treuen bewährten Hausfreund, den verständigen Pfarrer Osterwald, der ihr nicht nur mit einem

guten Rat, sondern mit einem Entwurf (in französischer Sprache) zu einem Brief an den Sohn diente. Ich werde wenigstens die Begleitworte dazu hier wiedergeben. Sie zeigen, wie ernst beide den Fall nahmen; er schreibt:

Madame,

Ayant réfléchi de mon mieux sur ce que vous m'avez fait l'honneur de me confier, j'ai cru que pour une première fois, il ne fallait pas entrer dans un bien grand détail avec Monsieur votre fils, et que ce serait assez de lui représenter ce que je vais mettre dans la lettre suivante. On verra ce qu'il répondra et alors on pourra toujours en dire davantage.

Cette lettre, Madame, ne renferme que mes petites idées; vous les changerez, y ajouterez et retrancherez selon votre bon plaisir. Si en d'autres choses mes petits services vous sont agréables, disposez de celui qui a l'honneur d'être très sincèrement et avec respect

Madame,

Votre très humble et très obéissant serviteur

Osterwald.

Basle, le 18 juin 1748.

In diesem Sinn schrieb sie ihrem Sohn am 19. Juni:

„Deinen Brief, wertester Sohn, habe ich mit Freuden empfangen und schreibe dir einen mit der ersten Post, um dir zu antworten.

Du irrst dich, wenn du glaubst, daß es mich betrübte wegen dem Abriß deiner zukünftigen Lebensart, nein, im Gegenteil, er vermehret meine mütterliche Liebe mit einer Gattung Hochachtung, und ich verlange nichts als dein Glück und Vergnügung. Nein, ich will keinen in Ehren schwebenden Sohn, sondern einen vergnügten Sohn. Die meisten Gründe, die du mir anführst, zeigen mir, daß du eine Religion, ein Gewissen hast. Ich habe allzeit gewünscht und gebeten zu Gott, daß du nicht allein gedeihest, sondern auch

ein Christ werdest (von ihr); aber du mußt auch gestehen, daß man sich nicht muß übereilen in Sachen, die einen Einfluß auf unser ganzes Leben haben und auch auf das ewige Leben. Alles, was du sagst von Ehre, Reichtum und Aemtern, einem Leben auf dem Lande, hat seine guten und seine schlimmen Seiten. Die Vernunft, die Religion macht uns begreifen, daß wir in solchen Stücken sollen behutsam gehen und nichts übereilen.

Indessen vernimm meine Gedanken über deinen Zustand und sei versichert, daß ich nie meine mütterliche Gewalt dahin brauchen wollte, dich zu zwingen, eine Lebensart zu wählen, welche wider dein Naturel ist; nein, das werde ich nicht tun; aber ich hoffe auch von deiner Seite, du werdest nichts tun, dich durch Vorurteile zu betören und so bedenke, daß es noch nicht Zeit ist, sich zu fixieren auf etwas Zukünftiges, das noch weit ist. Wenn Gott dir das Leben verlängert zu meinem Trost, dafür ich ihn täglich bitte, so ist es noch Zeit genug zu überlegen, ob man in Aemter will oder nicht; ob man heiraten will oder nicht. Die Menschen, insonderheit die Jugend ist ganz veränderlich, also ist meine Meinung, du sollst dich in Ehestand setzen, daß, wenn dich Gott in ein oder ander Amt oder auch in Ehestand berufet, du deine Pflicht als ein Christ erfüllest. — Was deinen Aufenthalt in Göttingen anbetrifft, so stell ich ihn in deinen freien Willen. Wenn du willst auf den Herbst wieder heimkommen, so wird es mich freuen, denn ich glaube, du kannst hier sowohl fortkommen (als auswärts); denk an Weiß (Prof. Weiß in Leyden, der viel zu klagen hatte). Willst du aber bis ins Frühjahr (in Göttingen) bleiben, so bist du Meister; alsdann komme auf Basel. Meinst du alsdann eine Reise sei nötig, so kannst du (es) tun; willst du nicht, so bin ich's auch zufrieden. Reisen ist bisweilen mißlich und auch schädlich; doch mußt du zum ersten auf Basel kommen, ob du reisest, wegen der Großmama. Ich hoffe diese meine Gedanken (resp. des Pfarrers Osterwald) werden dich in Ruhe setzen."

Dieser Brief erfüllte seinen Zweck vollkommen, wie wir aus der Antwort vom 25. Juni ersehen:

Meine geliebteste Frau Mutter!

Welch ein unbeschreibliches Vergnügen hat mir nicht Ihr wertes Schreiben, das ich heute erhalten, gemacht, und wie viel Verdruß mußte Ihnen dasjenige machen, das ich vor 12 Tagen an Sie geschrieben, wo ich den Entschluß (heimzukommen), den Sie so sehr loben, widerrufen habe! Ich will Ihnen aufrichtig erzählen, wie es mir gegangen ist. Nachdem ich meinen ersten Brief wegen meiner zu wählenden Lebensart auf die Post gegeben und derselbe schon fort war, fing ich an Betrachtungen zu machen, was wohl Sie über diesen Brief denken werden. Ich stellte mir dann vor, Sie würden den Brief dem Herrn „Oncle Oberst" weisen (war nicht zu befürchten), und da ward mir angst und bange. Es war mir, als ob ich ihn hörte sagen: „Das „Mutterditti", der nigaud kriegt schon das Heimweh; ich habe es gesagt, es wird nichts aus ihm werden; er ist ein armer Teufel." Ich stellte mir hernach vor, der Herr „Oncle" würde, so wie Sie, meine geliebteste Frau Mutter, als die Großmama und den Herrn „Oncle Christoph", kurz, alle diejenigen Leute, an denen mir am meisten gelegen ist, wider mich aufbringen und mich als einen Schwächling ausscherzen (ausspotten). Sie wissen, meine geliebteste Frau Mutter, wie er es immer zu machen pflegte, wann die Rede von meiner Abreise von Basel war. Ich hatte die törrichte Klugheit, den nächsten Posttag wieder zu schreiben und meinen vorigen Brief als das törrichteste Ding von der Welt herunter zu machen, ihn als unvernünftig und ich weiß nicht wie zu betiteln. Ich erbot mich auch noch zwei Jahre hier in Göttingen, in einem Ort, wo es nicht außerordentlich angenehm zu leben ist, zu bleiben, nur um den Argwohn, als ob es einen Anstoß von dem Heimweh hätte, zu benehmen. Nun aber, da ich sehe, daß im Gegenteil mein (erster) Brief von Ihnen wohl aufgenommen worden

ist, so gestehe ich Ihnen mit Vergnügen, daß meine Gedanken noch die gleichen sind und daß ich bereit bin, diesen Michaelis (29. September) nach Basel zu kommen.

Dieses aber muß ich auch sagen. Ihre weitern Ermahnungen haben mich doch machen meinen Plan ein wenig ändern. Ich will, wie Sie mir raten, noch keinen Entschluß fassen. Der Universität (akad. Laufbahn) habe ich schon längst abgesagt; was aber anderer Bedienungen anbetrifft, so will ich keinen Entschluß fassen. Ich will noch drei Jahre für mich studieren und wenn mich jemand hören will, Collegia (privatim) geben. Alsdann ist es Zeit, daran zu denken, auf was für eine Seite ich mich wenden will, und wann ich mich dann der Republik (dem Staat) widme, so ist es noch Zeit eine Reise nach Paris zu machen (was geschah). Ich werde dann auch mehr Erkenntnis und Urteilskraft haben, mir eine solche Reise recht zu Nutzen machen zu können und ganz auf anderem Fuß als unsere Herren petits-maîtres zu tun pflegen."

So war also die Krisis glücklich vorübergegangen und Iselin konnte mit Befriedigung in seine Zukunft schauen; ein richtiger Jurist wird aber dazu den Kopf schütteln.

## VII. Kapitel.

### Harzreise. Der König in Göttingen. Heimkehr.

Als Eingang dieses Kapitels will ich noch der Harzreise gedenken, die Iselin vermutlich in den Pfingstferien 1748 unternahm. Der Harz mit dem geheimnisvollen Brocken oder Blocksberg war durch Haller gleichsam der gebildeten Welt entdeckt und zu einem beliebten Exkursionsgebiet der Göttinger Studenten wohl unter seiner Leitung geworden; denn in der Biographie Hallers von Meister wird en passant auch des uns sattsam bekannten Ramspeck gedacht, der Haller auf einer Reise von 10 Tagen auf den Blocksberg begleiten durfte. Iselin hatte schon öfters seine Mutter um Erlaubnis gebeten, kleinere Ausflüge in die

Umgebung von Göttingen machen zu dürfen; aber die sparsame „Burckhardtin“ hatte für solche kostbare Vergnügungen kein Geld. Von seinen Kameraden gedrängt, ließ er sich verleiten ohne Erlaubnis der „geliebtesten Frau Mutter“ und ohne einen Heller zu besitzen, die gefährliche Reise, wie es ja noch zu Goethes und Heines Zeiten war, zu unternehmen. Ueber den Verlauf derselben, worüber er dem „Oncle Oberst“ eine Beschreibung machte, die leider nicht mehr vorhanden ist, wissen wir nur so viel, daß sie nicht ohne Gefahr für ihn muß abgelaufen sein, sonst hätte die besorgte Mutter ihm nicht geschrieben: „Was deine Reise in den Harz betrifft und die Relation, hat mich gar nicht gefreut. Wie leicht hättest du können vergraben werden; aber ich hoffe, du werdest es unterwegen lassen, indem es gar gefährlich ist, und ich bitte dich, tue es nicht mehr dein Lebenlang, denn es ist eine Narrheit.“ Ueber seine Unbotmäßigkeit sagte sie glücklicherweise kein Wort. Iselin aber bereute es keineswegs, diesen Ausflug gemacht zu haben, „denn der Harz ist das Merkwürdigste, was in hiesigen Landen zu sehen ist“.

Das bedeutendste Ereignis seines Aufenthaltes in Göttingen war aber der Besuch des Königs Georg III. von England und Kurfürsten von Hannover, des Stifters und Rectors magnificentissimus der Göttinger Universität. Wochenlang vorher beschäftigte man sich mit dem Fragespiel: Kommt er? Kommt er nicht? Und als es schließlich nach langem Hangen und Bangen sicher war, daß er komme, betrieb man mit Feuereifer die Vorbereitungen zu einem würdigen Empfang. Iselin hatte für diese Angelegenheit ein ganz merkwürdiges Interesse. Einen König zu sehen war für ihn etwas ganz Besonderes, und er hätte, falls derselbe nicht nach Göttingen gekommen wäre, seinen letzten Taler angewendet, um damit nach Hannover zu reisen, wo er bestimmt erwartet wurde. Iselins Neugierde war aber auch ein baslerisches Erbstück, car à Bàle les gens sont curieux jusques aux moindres bagatelles.“ (Brief des Prof. Johannes Bernoulli vom 17. März

1725 an Scheuchzer, mitgeteilt von seinem Biographen Rud. Wolf). Er hielt seine Mutter, die sich nicht minder lebhaft für diese Haupt- und Staatsaktion interessierte und dabei eine unvermutete genealogische Kenntnis fürstlicher Familien offenbarte, über alles auf dem Laufenden. Hintendrein schämte er sich dann freilich seiner unrepublikanischen Regungen, indem er schrieb: „Dieses ist das Vergnügen, das wir so lange mit Ungeduld erwarteten, und wie bald ist dasselbe nicht hingewesen. Ich darf noch beifügen, so viel mich betrifft, wie klein ist es gewesen! Einen König sehen, deucht mich keine so große Sache nicht und es soll dieses einem Republikaner, der ein „bisgen" ein vernünftiger Mensch ist, so sehr nicht blenden, daß er das Glück derer, die unter einem König stehen, beneiden sollte."

Schon am 8. Juli ist er in der Lage seiner Frau Mutter eingehenden Bericht über die Vorbereitungen und das Festprogramm zu geben: „Man bereitet sich auf das äußerste vor, den König hier prächtig zu empfangen. Man redet mir von einem Triumphbogen, Ehrenpforten, Thronen, Baldachinen und solcher Sachen. Die Universität und die Stadt werden jede einen besonderen Triumphbogen aufrichten. Der Magistrat wird dem König unter seinem Triumphbogen die Schlüssel der Stadt einliefern, die Universität aber unter dem ihrigen den Rektormantel, das akademische Zepter rc. Darauf wird der König als Rector magnificentissimus in die Akademie-Kirche gehen, wo er auf einem Throne unter einem Baldachin der Promotion von Doktoren aus allen Fakultäten beiwohnen wird. Die Studenten machen auch allerhand Preparationen, dem König ihre Freude und ihre Ehrerbietigkeit zu bezeugen. Man sagt, man werde im Namen der hier Studierenden dem König eine Rede präsentieren, die ein gewisser Baron von Gemming verfertigen wird. Es scheint, dieser Gemming hat mehr Arbeitsamkeit als Urteilskraft; die Rede soll acht Bogen stark werden. Welch eine Torheit, einem König etwas dergleichen vorzulegen! Der

Hofrat Haller hat die lateinischen Inschriften, die auf dem Triumphbogen der Akademie erscheinen werden, verfertigt. Diejenigen, die dieselben gesehen haben, rühmen sie sehr. Herr Haller wird auch eine Ode an den König machen. Es wird an Lobgedichten und Lobreden nicht mangeln. Ich werde auf die ganze Ceremonie und alles Merkwürdige fleißig acht haben, um Ihnen eine getreue Nachricht zu überschicken." — Am 1. August 1748 fand der feierliche Einzug des Königs in Göttingen statt, und schon am andern Tag beschrieb der aufmerksame Sohn der Mutter alles, was er gesehen und gehört hatte, in den lebhaftesten Farben:

„Endlich haben wir hier das Glück, auf das wir schon lange mit großem Verlangen gewartet haben, genossen: der König von Großbritannien ist hier gewesen. Vorgestern (31. Juli) kam der König in Weende an. Er stieg dort bei dem Commissarius Cleke ab und nahm die Mittagsmahlzeit ein. Ich bin nachmittags mit einigen Bekannten hinausgegangen, hatte aber nicht mehr das Glück, den König speisen zu sehen. Am Abend fuhr er aus; er zeigte sich aber den Mittag durch sehr viel an den Fenstern und sprach mit Frauenzimmern. Sie erwarten hier ohne Zweifel, daß ich Ihnen den König, wie auch die Gräfin von Yarmouth, die auch zugleich da war, beschreibe; allein dieses ist mir unmöglich. Ich kann nichts minder als die Gesichtsbildungen und die Gestalt der Leute beschreiben; ja, ich pflege nicht einmal recht darauf acht zu haben. Von der Gräfin von Yarmouth kann ich noch so viel sagen, daß nach meinem Urteil die Ueberbleibsel einer ehemaligen Schönheit noch merklich an derselben zu sehen sind. — Den folgenden Morgen (1. August) fuhr der König mit einem zahlreichen und prächtigen Gefolge nach Göttingen. Der Weg von Weende war mit großen Aesten von Tannen besetzt, so daß er einer obwohl nicht gar schönen Allee von jungen Tannen ähnlich schien. Ungefähr mitten auf diesem Weg stund ein Triumphbogen, der sehr artig gemacht war, von nichts als Laubwerk. Durch diese Straße

und durch diesen Triumphbogen fuhr der König nach Göttingen. Längs dieser Straße waren junge Bauernkerle und Bauernmädgens mit Kränzen auf dem Haupt postiert. Unter dem Stadttore ward der König von dem Magistrat und der Geistlichkeit in corpore empfangen. Darauf fuhr er durch die Triumphbogen des Magistrats und der Universität — diese letztern waren viel schöner als die erstern — nach der Universitätskirche, vor welcher die Professoren, Doktoren und Studenten postiert waren. Der König stieg auf dem Platze, der vor der Kirche ist, ab und ging durch die Professoren, die in zwei Reihen stunden, in die Kirche. Die Gräfin von Yarmouth war auch in der Kirche. In der Kirche wurde der König von dem Prorektor (Penther) complimentiert; darauf wurde die Prorektorwechslung und nach dieser die Promotionen vieler Kandidaten aller Fakultäten vorgenommen. Der König sah dieses alles sehr geduldig und sehr gnädig an. Als es geendet war, trat Herr Mosheim auf und sagte dem König für die Gnade, die er der Universität erwiesen hatte, untertänigsten Dank. Herr von Mosheim hat in der Tat ausnehmend schön, prächtig und nachdrücklich geredet. Er hat allgemeinen Beifall erhalten, und die Gräfin ihm insonderheit mit besonderer Aufmerksamkeit zugehört. Mit dieser Rede hatte nun die ganze akademische Handlung ein Ende. Der König verfügte sich hierauf auf die Bibliothek (der Universität), um dieselbe in Augenschein zu nehmen; darauf wurden in dem juristischen Hörsaale dem König von dem Herrn von Münchhausen alle Professoren präsentiert. Der König soll zu keinem Professor viel gesagt haben als zu Herrn von Mosheim und Herrn Haller. Insonderheit hatte der König die Gnade, zu Herrn Haller zu sagen, er hätte gehört, Haller wäre ein Schweizer; als Herr Haller hierauf antwortete, es wäre wahr, er sei einer, sagte der König, er wünsche nur, Herr Haller möchte das Heimweh bald nicht kriegen. — Von dannen fuhr der König auf das Rathaus, wo er zu

Mittag spies. Es war daselbst ein entsetzliches Gedränge, und es hat mich keine geringe Mühe gekostet, den König zu sehen. Nachdem der König gespiesen hatte, fuhr er wieder von Göttingen nach Weende. Des Nachts wurde die Stadt illuminiert. Die meisten Professoren taten sich rechtschaffen hervor, und insonderheit die illuminierten Triumphbogen machten eine prächtige Wirkung. Die Musik mit Fackeln wurde auch nach Weende gebracht und von dem König sehr gnädig aufgenommen. Die große Allee von Göttingen bis nach Weende, wie auch die Triumphbogen wurden illuminiert. Ich bin auch am Abend in Weende gewesen und habe den König noch speisen gesehen. Heute (2. August) ist der König in Weende verreist."

Am folgenden Tag (3. August) gab die Universität zur Nachfeier ein „kostbares Tractement" und lud viele Freunde dazu ein. Bei diesem festlichen Anlaß kam es nun zu einem Professorenskandal erster Güte, der nicht dazu angetan war, Iselins Abneigung gegen die akademische Laufbahn zu vermindern. Wir kennen den Streit zwischen Haller und Huber. Letzterer war auch zu dem Schmauß eingeladen. Aber der große Haller erklärte rundweg, wenn Huber komme, werde er davon bleiben. Huber kam aber doch in den Speisesaal (im Universitätsgebäude), und Haller blieb einstweilen oben in der Bibliothek. Es gab darauf eine lange „Contestation", die bei einer Stunde dauerte und endlich damit endete, daß Huber und seine Genossen, die ihn mitgebracht hatten, um Haller einen Possen zu spielen, mit Schanden abziehen mußten. Das war des großen Haller nicht sehr würdig. Besser gefällt uns seine Gründung einer reformierten Gemeinde und die Erstellung einer Kapelle in dem lutherischen Göttingen, wo man sich toleranter zeigte als in dem reformierten Basel; denn hier wurde der öffentliche lutherische Gottesdienst nicht geduldet. Als erster Pfarrer dieser Gemeinde ward auf Iselins Empfehlung der Kandidat Jakob Liechtenhan, später Pfarrer zu Kleinhüningen, gewählt.

Fast um dieselbe Zeit, als Iselin des Königs Einzug in Göttingen meldete, machte ihm der „Oncle Hauptmann" von dem Einzug des Markgrafen von Baden-Durlach in Basel folgenden etwas kürzern, aber um so pikantern Bericht: „Der Herr Markgraf von Durlach (Friedrich Karl) ist vergangenen Samstag in unsere Stadt gekommen mit einer Suite von 100 Personen. Man sagt, er werde sich bei 6 Wochen hier aufhalten. Das ist ein ziemlich gutes Gefräß für unsere Herrn des Rats; es ist wiederum was zu schmarotzen."

Nach dem Königsbesuch spielten nun die Vorbereitungen zu der Abreise nach Basel die Hauptrolle in dem Briefwechsel. Eigentlich wurde vom Anfang seines Aufenthaltes in Göttingen an schon viel von der Heimreise gesprochen. Kaum war Iselin recht dort einquartiert, so macht er seiner Frau Mutter den Vorschlag, nach zwei Jahren über Berlin 2c. nach Basel zurückzukehren. Erst war also die Rede von zwei Jahren, dann von anderthalb und schließlich von einem Jahr Aufenthalt in Göttingen; auch von dem Besuch einer andern fremden Universität war die Rede. Nach allerlei Schwankungen ward, wie wir wissen, der Herbst definitiv als Abreisezeit festgesetzt. Nun galt es aber, den Zeitpunkt genau zu bestimmen. Der Mutter wäre es am liebsten gewesen, wenn ihr Sohn von Frankfurt aus mit den uns schon bekannten Basler Kaufherren, welche die Messe besuchten, nach Basel gereist wäre. Sie wußte ihn dann in guter Gesellschaft; auch sei es sicherer mit den Baslern zu reisen als in der Landkutsche. Für diesen Fall hätte er aber bis zum 24. September (dem Tag der Abreise der Basler) längstens in Frankfurt in ihrem Quartier zur „Weißen Schlange" sein müssen. Dieser Zeitpunkt paßte nun wieder Iselin nicht recht, da er dadurch 14 Tage seine Lektionen verloren hätte; er wünschte deshalb bis Michaelis (29. Sept.) zu bleiben, womit die Mutter einverstanden war; nur sollte er den Koffer rechtzeitig zur Weiterspedition nach Frankfurt schicken und die Schlüssel dazu, „auf daß, wenn du heim-

kommst, man gleich könnt auspacken, auf daß, was zu machen ist an deinen Kleidern oder zu bessern, man es machen tut, denn seit Johannes haben wir zwo Mägd und eine neyd perfekt; also wäre besser, du tätest mir die Schlüssel schicken." Um das Schicksal dieses Koffers war die Burckhardtin insbesondere sehr besorgt, denn sie kannte die Zerstreutheit ihres gelehrten Sohnes. Von dieser Eigentümlichkeit der Gelehrten scheint unser Iselin von früher Jugend an merkliche Anzeichen gehabt und dem „Oncle Oberst" öfters Gelegenheit zu spöttischen Bemerkungen gegeben zu haben. So heißt es z. B. schon im ersten Brief der Mutter vom 26. September 1747: „Oncle Oberst" hat fleißig nach dir gefragt und ob du nicht alles in Frankfurt hast lassen liegen oder verloren."

Das Weitere überließ die Mutter dem reisekundigen „ostindischen Soldaten", dem „Oncle Hauptmann". Ihr letzter undatierter Brief an den Sohn stammt vom Ende Juli oder Anfang August. Wir können hier Abschied von der trefflichen „Burckhardtin" nehmen; doch will ich noch eine Stelle aus diesem letzten Brief anführen: „Ich bitte dich, menagiere so viel du kannst; denn das ist ein hartes Jahr für mich. Du weißt was es kostet und wie weit es mich hindere bringt; doch bin ich vergnügt, wenn ich dich nur frisch und gesund wieder sehen wird." Der „Oncle Hauptmann" entledigte sich mit einer Umständlichkeit, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit seines Auftrages, als handelte es sich um eine neue Reise nach Ostindien. Vor allem war auch ihm nicht nur an der glücklichen Heimkehr des geliebten Neffen, sondern nicht minder an der des besagten Koffers mit dem wertvollen Inhalt alles gelegen. Er zeigt sich in der Verpackung und Spedition eines so wichtigen Reisebegleiters als ein Virtuos, von dem man auch heute noch etwas lernen kann. „Du kannst", schreibt er dem zerstreuten Neffen, „deinen Coffre einpacken und denselben emballieren lassen und mit einem Wachstuch und darum Stroh mit einer Serpilliere[15]) darüber; darauf ein

[15]) Packleinwand.

Zeichen und eine Nummer machen, wie du willst und selbigen gleich nach Frankfurt senden und machen, daß solches auf spätestens den 24. oder 25. September eintreffen tut an die Adresse Herrn Fäsch und Gebrüder Christ mit Ordre, daß sie solches mit der ersten Gelegenheit und Fuhr an mich nach Basel adressieren sollen; die Fracht, so sie dafür bis Frankfurt bezahlen, mir abfordern lassen, welches mit Dank werde erstatten. Das ist meine Meinung. Findest du was Besseres, so laß ich es mir gefallen." Natürlich fehlt es auch nicht an Ermahnungen im Auftrag der Mutter auf der Reise zu sparen: „Du sollst nicht als ein Nobile, sondern als ein gelehrter Student reisen oder wie ein Kaufmann, der die Kreuzer zählen tut, ob er sie hinausgibt." Da Iselin der Mutter geschrieben, daß er wahrscheinlich nicht genug Geld bis Basel habe, und da es sehr schwer war, noch rechtzeitig Geld nach Göttingen, in dieses „verdrießliche Nest", zu schicken, kam der „Oncle Hauptmann" auf die geniale Idee der Neffe solle dem Herrn Christ schreiben, wie viel er noch benötige — „es brauchen nicht alte Louisd'or zu sein" — damit dieser bei seiner Abreise das Geld für ihn bei seinem Hausherrn hinterlasse. — Da Iselin auf seiner Rückreise vermutlich Karlsruhe passieren mußte, empfahl er ihm, das Schloß und die Gärten zu besichtigen und ihm ein untertänigstes Compliment, falls es sich fügen sollte, an den ihm persönlich bekannten Administrator Ihrer Durchlaucht Karl August auszurichten. „Die Gebäulichkeiten, wie auch die Menagerie und Orangerie sind würdig zu betrachten, wenn selbiges noch alles in dem Stand ist, wie es sich vor 10 Jahren befunden hat." (Also war der „Oncle Hauptmann" im Jahre 1738 schon aus Ostindien zurück.)

Der Zeitpunkt der Abreise erlitt nun doch noch eine Veränderung. Der gehorsame Sohn wollte offenbar doch lieber dem Wunsche seiner Frau Mutter gemäß, die in letzter Zeit ganz schweigsam geworden war, mit den Basler Kaufleuten reisen. In seinem letzten Brief von Göttingen vom

14. September an seine Mutter meldet er, daß er am 19. September abreisen wolle, um am 24. in Frankfurt und anfangs Oktober, 1. oder 2., in Basel zu sein.

Am 2. Oktober 1748 schrieb er bereits einen Brief von Basel aus an Eglinger. Von seiner Rückreise weiß ich wenig zu berichten. Bis Frankfurt hatte er als Reisebegleiter einen liebenswürdigen Universitätsfreund und Landsmann, den später hochangesehenen Arzt, Professor und Ratsherrn David Christian Schobinger von St. Gallen. In Frankfurt trennten sich ihre Wege, da Schobinger Verwandte in der Pfalz aufsuchen wollte, um dann seine medizinischen Studien in Straßburg zu beenden. Aus der großen Dankbezeugung für erwiesene Dienste (Brief Schobingers an Iselin aus Straßburg, 4. Novenber 1748) schließe ich, daß der gute Iselin wohl aus dem bewilligten Vorschusse, den ihm Herr Christ nun persönlich übergeben konnte, dem bedürftigen Freunde ausgeholfen habe. In diesem Brief meldet ihm auch Schobinger, daß er seine glückliche Ankunft in Basel durch Socin erfahren und daß es in Straßburg teuer zu leben sei, indem er für ein kleines Zimmer mit wenig Möbeln monatlich 12 Livres bezahlen müsse; hingegen sei der Tisch sehr gut und nicht zu teuer. Im Frühjahr 1749 kehrte er über Basel nach St. Gallen zurück und war natürlich im „Klösterli" als Gast willkommen. Unvergeßlich blieb ihm das Gespräch, das er mit Iselin über die Unsterblichkeit der Seele führte (Brief Schobingers vom 18. April 1749). Ich erwähne auch noch, daß Iselin auf seiner Reise nach Frankfurt seinem Freunde Roques in Homburg, dem neuen Aufenthalte der Familie nach des Vaters Tode, einen Besuch machte. —

Iselin kehrte mit einem Gefühl der Erleichterung, daß nun die Zeit des „ewigen Geldausgebens" ein Ende genommen, in seine Heimat zurück.

Trotzdem war er mit seinem einjährigen Aufenthalte in Göttingen, so viel „Unannehmliches" er auch erlebt hatte, nicht ganz unzufrieden, wie aus seinen letzten Briefen zu

entnehmen ist. Schon am 12. August hatte er das Fazit seines Aufenthaltes der Mutter klargelegt: „Er ist kurz gewesen, aber ich habe keine Ursache, denselben zu bereuen. Es ist eines der schönsten Jahre in meinem Leben, und ich halte es für dasjenige, in dem ich am meisten profitiert habe, ob ich gleich sehr unannehmlich dabei gelebt habe. Ich hoffe nun im Stande zu sein, diejenigen Studien, die ich mir ausgewählt habe, für mich selbst mit dem besten Fortgang zu treiben, wenn mir ein Herr Birr mit Rat und Büchern an die Hand geht und ich die Basler Bibliothek dabei gebrauchen kann. Doch gestehe ich es, die Göttingische Bibliothek nebst Mosheims und Schmaußens Unterricht sind Sachen, an die ich oft denken werde." In ähnlicher Weise spricht er sich in seinem Brief vom 14. September aus.

Auch über seine Zukunftspläne hat er sich öfters in seinen Briefen und ganz besonders eingehend in einem Studienplan, der in unserer Sammlung den Eingang zu seinem Tagebuch (Band 1) bildet, ausgesprochen. Ich kann mich hier nicht näher darauf einlassen; das Wichtigste haben wir schon gehört. Es genügt, wenn wir nur noch sein nächstes Ziel: seine Bewerbung um die auf das Frühjahr 1749 zu besetzende Professur für das Natur- und Völkerrecht an der philosophischen Fakultät der Basler Universität kurz berühren. Es geschah dies durch eine sogenannte Disputation unter den Bewerbern. Es war kein geringes Unterfangen von einem 20½ jährigen Jüngling; groß war die Zahl der Konkurrenten, unter denen sich auch Ramspeck befand. „Es werden wohl deren 40 sein", schreibt der „Oncle Hauptmann", „denn alles was nur Ita (so) sagen kann, wird sich dafür angeben." Und Freund Roques, der den Mut des jungen Philosophen bewunderte, schrieb ihm von Homburg, den 20. Dezember 1748 nach Basel: „Je suis ravi d'apprendre que vous avez finalement résolu de descendre dans l'arène avec ce redoutable Goliath (Ramspeck) en apparence et que vous, en habile David, saurez terrasser du premier coup. Si

les juges sont impartiaux, je ne vous souhaite que du bonheur dans le sort."

In der Tat kam Iselin unter die fünf Auserwählten, darunter Ramspeck, aber das Los entschied zugunsten seines Freundes Falkner.

Ich schließe meine Arbeit mit den schönen Worten, welche der dankbare Sohn seiner Mutter in seinem letzten Brief (14. September) von Göttingen aus schrieb:

„Diesen Winter durch hoffe ich meine Zeit recht gut anzuwenden. Ich habe meine Theses, über die ich disputieren soll, schon fertig und, wann es möglich ist, will ich der Erste disputieren, damit daß ich den ganzen Winter über frei sei und allein ohne viele Abhaltungen studieren könne. Wenn ich auch Zuhörer kriegen kann, so will ich ein Collegium (privatim) über das Recht der Natur halten. Ich gedenke auf den ganzen Winter fast nicht auszugehen, sondern alle meine Zeit bei Hause entweder bei den Büchern oder bei Ihnen, geliebteste Frau Mutter, zuzubringen. Ich kann keine Ausdrücke finden, zu beschreiben, was für starke und lebhafte Regungen der Dankbarkeit und Liebe ich gegen Sie empfinde. Ihre Guttaten gegen mich sind so groß, daß mein Leben ein geringer Preis dafür sein würde. Seien Sie versichert, meine geliebteste Frau Mutter, daß ich mit dem heißesten Eifer allezeit trachten werde, mein ganzes Leben zu einer fortdauernden Probe meiner Liebe, Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen Sie und Ihre teuerste Familie, insonderheit Ihrer Frau Mutter, denen ich alles schuldig bin, zu machen. Leben Sie indessen glücklich und vergnügt, bis ich wieder die Freude habe, Sie zu umarmen und Ihnen zu bezeugen, wie aufrichtig ich bin

Meine geliebteste Frau Mutter

Ihr getreuer und gehorsamer Sohn

Iselin.

---

# Zwischenspiel.

Wieder einmal — nach langer Zeit — ein Böglein Lyrik. Nicht daß in unserem Basel die Dichtung nicht gepflegt würde. Aber in den jüngstvergangenen Jahren war unser Jahrbuch stets von Prosaisten in Anspruch genommen.

Nun erscheint ein Dichter, und er ist nicht einmal aus unserer Stadt; aber ganz in der Nähe wohnt er, und der Basler Himmel hat seine Lieder reif werden lassen.

Der Verfasser der Gedichte ist Sekundarlehrer Albert Fischli in Muttenz, in der schweizerischen Literatur kein ganz unbekannter. Er hat uns schon in verschiedenen Zeitschriften Prosa und Poesie geboten, immer von jener schlichten, echten Art, der man anmerkt, daß sie aus dem Herzen kommt. Fischlis neueste Prosa-Erzählung, die ergreifende Jugendgeschichte „Ein Knabenturnfest" steht in Heft 5/6 des 7. Jahrganges von „Jugendborn", 1915, Aarau, H. R. Sauerländer & Co.

Auch in den hier mitgeteilten formvollen Gedichten wird man die Menschenseele erfühlen, aus der sie geflossen sind.

G.

## In der Frühe.

Fremdling, aus Morgenröten
Herrlich schreitender, sag:
Wirst du als Freund mich beschenken?
Willst du, ein Arger, mich kränken?
Ein Feind, mich töten?
Du schweigst?
Ich grüße dich, Tag!

---

## Nachtgedanke.

Ich bin ein Tropfen Zeit. —
Gott Vater sitzt am Rand
Des Meeres Ewigkeit;
Er taucht die Hand
Ins Wasser ein
Und hebt sie wieder,
Da rinnen die Tropfen nieder,
Erblinken,
Versinken.

---

# Wärst du doch . . . !

Ewig nie gestillte Seele,
Wärst du doch wie solch ein sorglos
Frohes Vöglein!
                    Ins Gefieder
Duckt es vor der schaurig finstern
Nacht sein Köpflein; doch wie freudig
Von sich schüttelt es den Schlummer,
Wenn der erste Pfeil des Lichtes
Purpurn durch das Dunkel blitzt.

Nieder fliegt's von seinem Aste
Auf das Feld und pickt ein Körnlein,
Fliegt zum lautern Bach hinüber,
Zierlich wippt's auf einem Kiesel,
Schlürft ein Schlückchen hin und wieder
Und mit glitzerklarem Liedchen
Schwingt es sich zum Himmel auf. —

Wärst du doch wie solch ein Vöglein,
Ewig nie gestillte Seele!

---

## Menschheit.

Hier auf enger Erdenkammer
Dunkler Nacht entlockt ins Leben,
Ueberlassen jedem Jammer,
Wonnestürmen preisgegeben.

Noch als irdische Bedrängnis
Mächtiger im Geist ein Ahnen,
Das aus dieser Welt Gefängnis
Schwebt entlang die Sternenbahnen —

Bleibt doch nur uns Staubgebannten:
Treu den Erdenpfad zu wallen,
Näher stets der unbekannten
Stunde, da die Fesseln fallen.

---

## Manchmal ...

Manchmal ergreift es dich mit Allgewalt,
Als hättest du Jahrtausende gelebt,
Der Menschheit großen Zielen nachgestrebt,
Und würdest ewig niemals müd und alt.

Von Traumgebilden seltsam mannigfalt
Ein wirres Spiel in deiner Seele webt,
Daß sie's wie urempfundnes Weh durchbebt,
Wie schöpfungsfrischer Jubel sie durchhallt.

Ewigen Menschentums ein Glied bist du,
Dein Dasein eignet dir allein nicht' zu,
Dein Schmerz und deine Lust, dein Tun und Denken.

Die vor dir waren, haben dir's gegeben
Als erblich Lehn, und auch dein tiefstes Leben
Wird man mit dir nicht in die Gruft versenken.

---

## Der Rätselhafte.

Wer hat dich mir gesellt, Seltsamer du,
Zum steten Ueberwacher und Genossen?
Wenn immer deine Nähe mich verdrossen,
Du Quälgeist gönntest mir zum Trotz nicht Ruh.

Du weißt es, was ich unterlaß' und tu,
Du kennst den Grund, dem jede Tat entsprossen,
Mein Innerstes ist deinem Blick erschlossen,
Du lässest weder Trug noch Blendwerk zu.

So mahnst du, zürnst und straffst mit Spott und Hohn,
Erlässest nicht die Qualen bittrer Reue,
Dann reichst du zur Versöhnung erst die Hand.

Und spendest selten kargen Beifalls Lohn. —
Was wär' ich ohne dich und deine Treue,
Mein Führer in der Wahrheit fernes Land!

---

## Traumbild.

Ich stand im Traum als kleiner Knab'
Auf höchster Bergesstelle,
Am Himmelsgrunde glitt hinab
Der Mond, der goldenhelle.

Und als er berghernieder sank,
Ich konnt' es nimmer lassen,
Ich tät die Mondenscheibe blank
Mit beiden Händchen fassen.

Ich dachte mit dem Funkelstück
Hinab ins Tal zu steigen:
Sieh, Mutter, wie viel Glanz und Glück,
Und alles ist dein eigen!

Doch fühlt' ich bald wie stramm ich stand,
Die Last mich niederdrücken
Und mußt' nach links und rechts am Rand
Gemach die Händchen rücken.

Dann reichten nicht die Aermchen mehr,
Ich stand wie am Ertrinken
Und sah den Mond von Golde schwer
Sacht unter mir versinken.

---

## Die selige Insel.

Sobald der Sonne Glut im West verglimmt,
Im nächt'gen Dunkel eine selige Insel schwimmt,

Schimmernd in silbernem Licht, einsam und fern —
Von all dem Glanz erbleicht am Himmel Mond und Stern.

Je dunkler ruht rundum die Flut der Nacht,
Je heller siehst du flimmern der Insel Lichterpracht,

Je mächtiger wird in dir die Sehnsucht reg:
Nach jenem strahlenden Strand, o wüßt' ich Weg und Steg!

Du suchst und spähst im klaren Morgenlicht —
Spurlos verschwunden ist das selige Nachtgesicht.

Aus Dunst und Qualm nur steht am Himmelsrand
Grau, reglos, undurchdringlich eine Wolkenwand.

## Im Vorübergehn.

Ging ich dir am Haus vorbei,
Durch die Scheiben ein Blumenmai
Prangte mitten im Winter,
Aus dem buntesten Asternflor
Blitzten Sönnchen zwei hervor,
Barg sich ein Schelm dahinter.

Kam geglänzt ein Gruß herab,
Den ich innig wiedergab
Im Vorübergehen. —
Mitten im Winter Sönnchen zwei
Blitzen aus einem Blumenmai,
Kann sie noch immer sehen!

---

## Die Enterbten.

Sieh diese leere Kutsche, Schatz;
Wir steigen ein und nehmen Platz.
Dem Glück entgegen rollt das Rad,
Wir tragen unsern Sonntagsstaat,
  Wir wollen Hochzeit halten!

Freund Kutscher, hör' auf meinen Wink,
Zur nächsten Kirche führ' uns flink,
Führ' uns zum Standesamt alsdann,
Wir wären gerne Frau und Mann,
  Wir wollen Hochzeit halten!

Herr Pfarrer, Segen tut uns not,
Wir sind gewöhnt ein hartes Brot,
Wir haben uns nun lang gefreut,
So sei's in Gottes Namen heut,
  Wir wollen Hochzeit halten!

Herr Standesamtmann, ihr verzeiht,
Wir kommen ohne Brautgeleit,
Ruft euren Schreiber doch herein,
So soll er unser Zeuge sein,
  Wir wollen Hochzeit halten!

Nun komm, du Herzensfrau, nach Haus,
Da rüstest du den Freudenschmaus,
Und wenn die Stern' am Himmel stehn,
Du mußt nun nie mehr von mir gehn,
  Wir wollen Hochzeit halten!

Da stehn wir noch, wir Armen zwei . .
Die Kutsche rollte längst vorbei.
Nun hoffen wir ins achte Jahr,
Wann endlich wird der Jubel wahr:
  Wir wollen Hochzeit halten!

---

## Der Streber.

Ich sah ihn öfter in Studententagen,
Bleich, hager, das verkörperte Gewissen,
Folianten, ernster Wissenschaft beflissen,
Fünf Treppen hoch in seine Bude tragen.

Da brannt' in seinem Blick ein stolzes Wagen,
Von heiliger Begeistrung hingerissen,
Schien er der Erde Güter froh zu missen
Und nach den ewigen Dingen nur zu fragen.

Nun hat der Teufel ihm ein Amt beschieden.
Wie glänzt er, elegant, gepflegt, zufrieden!
Wie heiter geht sein Leben nun von statten!

Er tafelt fröhlich mit im lauten Schwarme,
Vergessen ist sein Sternenflug — der Arme,
So jung noch, und schon einer von den Satten!

---

## Heilsarmee.

Im Vorstadtviertel beim Laternenschein
Versammelt sich ein frommer Sängerchor;
Sie tragen Lieder zur Guitarre vor,
Und um sie schart sich eilig Groß und Klein.

Nun tritt ein Alter vor die Sängerreih'n,
Den Sünder rufend, der den Pfad verlor:
Kehr um, noch ist es Zeit, kehr um, du Tor!
Du findest Heil in Christi Kreuz allein.

Und ob im ungewissen Schein der Lichter
Sie rings umgrinsen höhnische Gesichter
Und freches Lachen gellt zu rohem Spott —

Sie stimmen ein in eine neue Weise
Zu ihres süßen Heilands Lob und Preise
Und werben mutig Seelen ihrem Gott.

---

# Bach.

Vielzählig Volk strömt in des Münsters Tor,
Du, Meister, bannst es her, du allverehrter;
Bekenner, Zweifler, Spötter und Bekehrter,
Ein jeder leiht dir ein bewundernd Ohr.

Und durch die Halle braust der mächtige Chor:
Erlöserschmerzen graben sich wie Schwerter
In jede Brust. Triumph! Als ein Verklärter
Zum Vater schwebt der Gottessohn empor.

Erschüttert lauscht die Menge. Unsichtbar
Bringst du, Gewaltiger, gleich dem Propheten
Im alten Bunde Gott ein Opfer dar.

Und ob sie sonst Ihn leugneten und schmähten,
Der ist und ewig sein wird, ewig war —
Du zwingst sie alle heut, Ihn anzubeten.

# Im Kreuzgang.

Wieder erging ich mich jüngst in des Kreuzgangs dämmriger Halle,
Wo in die Mauer gefügt Grüfte der Toten sich reihn.
Rührende Abschiedsworte von Trauer und reichlichen Tränen
Las ich auf jeglichem Stein, kühl bis ins innerste Herz.
Aber vor e i n e m Mal durchbebte mich schmerzliches Mitleid,
Heiligem Kummer gab hier dauernd ein Künstler Gestalt:
Irdischer Heimat entschwebt die blühende Gattin und Mutter
Ins paradiesische Land, folgend dem göttlichen Ruf;
Hält an dem zärtlichen Busen das Zwillingspaar in des Mantels
Bergende Falten gehüllt, das nur zum Sterben gelebt.
Tröstend weist ihre Rechte hinauf zur bereiteten Wohnstatt;
Aber ihr Antlitz beseelt grenzenlos bittere Qual:
„Weinender Vater, leb' wohl! In den Himmel geleit' ich die Englein;
Ach, du Lieber, so gern blieb ich, so gern noch bei dir!" —
Lange nun modert auch er, doch sein Leid überlebt ihn im Steine,
Und durch die Allmacht der Kunst rührt es die Edlen noch oft.

---

## Valerie.

Schneewittchen spieltest du, im gold'nen Haar
Wie hold, im weißen Kleid, im Jugendschimmer!
Stiefmutterneid litt dich bei Hofe nimmer,
Irrend im Wald fand dich der Zwerge Schar.

Allein der Bösen ward es offenbar,
Du seist im Land das Tausendschön noch immer.
Sie kam mit Gift. Der Zwerge Schmerzgewimmer
Vernahm der Prinz, der dein Erretter war.

Kaum Monde sind seitdem ins Land gegangen,
Ach, und du liegst mit kühlen, blassen Wangen,
Schneewittchen wirklich nun, dahingestreckt.

An deinem Sarge die Gespielen weinen.
Erwarten sie des Königssohns Erscheinen,
Daß er zu neuem Leben dich erweckt?

---

## Der Pflug.

Unfrohen Sinnes ging ich heut im Frühlingsland,
Des jähen Todes dacht' ich eines Feuergeist's,
Der gestern noch mit Lust am Leben sich berauscht
Und herrisch als ein Sieger seine Straße schritt.
Kein Werk war ihm zu schwer, kein Ziel zu fern, kein Kranz
Hing ihm zu hoch, er griff mit keder Hand danach.
Und nun, aus Träumen und Entwürfen riesengroß
Riß ihn der unerbittliche Tod und streckt' ihn hin.

Seiner gedenkend ging ich heut im Frühlingsland
Und blieb betroffen stehn an einem Ackerfeld,
Lang hin sich dehnend, lag es halb gepflügt vor mir.
In einer angebrochnen Furche aber stand
Der Pflug verlassen . . . . .

---

## Herbst.

O sieh die Welt voll Sonnenglanz,
Als wär' es Frühling wieder,
Da doch das Laub im Wirbeltanz
Fällt von den Bäumen nieder.

In Nächten jüngst durch das Geäst
Entfesselte Stürme brausten;
Da hielt's am Zweig sich klammernd fest,
Wie wild sie's zerrten und zausten.

Nun kaum ein Sonnenstrahl berührt
Leise das Todeswunde,
Als es des Sterbens Wonne spürt
Und müde bebt zu Grunde.

---

# Bundesrat Dr. Ernst Brenner.

## Einiges aus seinem Leben.

### Von Carl Brenner-Senn.

„Salus populi suprema lex esto“ prangte als Devise über des studiosi juris Ernst Brenner Studierzimmertüre. Des Volkes Wohl soll das oberste Gesetz sein! — Wenn jeder Schweizerjüngling seinen idealen Grundsätzen so treu bliebe bis ans Lebensende, wie Ernst Brenner, wahrlich uns brauchte für unser Vaterland und seine Söhne mit ihren vielfach entgegengesetzten Meinungen in schwerster Zeit nicht bange zu sein. Für das Wohl seines Volkes schwärmte der Jüngling, setzte der Mann seine ganze Kraft ein, bis sie verbraucht war. In dankbarer Anerkennung dafür schmückt denn auch heute dieser Wahlspruch sein von unserem Mitbürger, dem Bildhauer Prof. Richard A. Zutt, errichtetes Grabdenkmal.

Von hervorragenden Leuten fragt man zunächst, woher sie stammen, wer ihre Vorfahren gewesen und welche Verhältnisse sie auf den Weg gewiesen, auf dem sie zu ihrer Höhe emporgewachsen sind. Nun, einer Familie, deren Männer in schlichtem, meist kaufmännischem Berufe sich dennoch viel um das öffentliche Wohl Basels verdient gemacht haben, entstammte Bundesrat Dr. Ernst Brenner. Eingewandert war das Geschlecht am Anfange des 17. Jahrhunderts aus Württemberg, wo damals, wie übrigens in ganz Deutschland, unruhige Verhältnisse herrschten. Viele wanderten aus, zumal nach der Schweiz, wo sie eine ruhigere Heimat fanden. In diese Zeit fällt auch die Ansiedelung Hans Brenners, des Weißgerbers, in Basel, gebürtig aus Plochingen am Neckar.

Hans Brenner erwarb das Basler Bürgerrecht im Jahre 1609, verheiratete sich 1610 mit Elisabeth Baur, die ihm im Pestjahre 1611 ein Töchterlein schenkte: ein süßer Trost in all dem Elend ringsum. Er erwarb dann die Liegenschaften Gerbergäßlein Nr. 34 und Leonhardstapfelberg Nr. 2, wo er sein Gewerbe als Weißgerber betrieb: ein Zeichen, welch einfache Verhältnisse wohlhabenden Bürgern jener Zeit genügten. — Sein Sohn und Fortpflanzer des Geschlechts bis auf die Gegenwart, Johannes, kam erst 1617 zur Welt. Des letztern Nachkommen wußten die Achtung ihrer Mitbürger durch ihre private wie durch ihre öffentliche Tätigkeit zu gewinnen. So war Johann Heinrich Brenner-Merian (1673—1731), wie sein Vater Strumpffabrikant, Direktor der Basler Kaufmannschaft, Obervogt zu Münchenstein, Obristmeister zum Greiffen, Sechser in der Schlüsselzunft und Bannerherr zu St. Theodor. Dessen dritter Sohn, Johann Heinrich (1706—1788), ebenfalls Obristmeister zum Greiffen, dessen lebensgroßes Porträt noch von genannter Gesellschaft aufbewahrt wird, hat sich durch sein originelles Testament mit einer ganzen Reihe von wohltätigen Vergabungen ein ehrendes Denkmal gesetzt. Auch für seine Familie hat er gesorgt durch eine ansehnliche Fideikommiß-Stiftung, die heute noch ihre beglückende Wirkung ausübt. Die testamentarische Bestimmung, daß zeitweise unter den Familiengliedern eine sog. „Collation", ein Familienmähli, abgehalten werden soll, brachte im Jubeljahre der Vaterstadt 1901 die Brennerschen zu Ehren ihres Vorstandsmitgliedes, Bundespräsident Ernst Brenner, zusammen. Aber nicht nur seiner Familie, sondern auch seiner Ehren Gesellschaft zum Greiffen hat Johann Heinrich Brenner u. a. eine Summe gestiftet, deren Zinsen einem alljährlich stattfindenden Mahle am Tage Kaiser Heinrichs dienen soll. Zu diesem ist stets ein Mitglied der Brennerschen Familie einzuladen. Ernst Brenner hat einige Male die Familie dabei als Ehrengast vertreten und vorschriftsgemäß des ver-

gangenen Jahres Ereignisse in der Minderen Stadt in fein-humoristischer Rede vorgebracht zum Ergötzen der Anwesenden. Der wohlwollende Zug des Urgroßonkels trat auch beim Großneffen zutage.

Die Sorge um das Gemeinwesen ist den Brennern nie fremd gewesen. So kam es auch, daß die drei Söhne des Joh. Jakob Brenner-Scheuchzer (1778—1826) sich jeder in besonderer Weise hervortaten. Der jüngste, Heinrich August Brenner (1816—1888), war der Vater unseres Bundesrats Brenner. Vermählt in erster Ehe mit Sophie Faesch (1818—1857), gründete er am Blumenrain das noch heute von seinen Großsöhnen geführte und zu Bedeutung gebrachte Geschäft in Tapezierer- und Schreinerei-Fournitüren. Von den fünf Kindern erster Ehe war das jüngste Ernst, dessen Mutter bald nach seiner am 9. November 1856 erfolgten Geburt starb. Der Vater konnte seine fünf unerzogenen Kinder nicht ohne mütterliche Sorge, seinen Hausstand nicht ohne Vorsteherin lassen. Seiner zweiten Gattin, der guten Barbara Baer (geb. 1821), wartete wahrlich keine leichte Aufgabe; aber die trotz zartem Körperbau überaus tatkräftige, energische Frau wurde dem Gatten eine in inniger Liebe zugetane, treue Gefährtin in frohen und nicht minder in schweren Tagen, den Stiefkindern aber, wie den beiden eigenen, ohne Unterschied eine ausgezeichnete Mutter. Zumal Ernst, als dem jüngsten der übernommenen Kinder, widmete sie die zärtlichste Sorgfalt. Ihr gehört ein besonderer Denkstein neben dem des Sohnes, der ihr zeitlebens mit ganzem Herzen anhing. Als vierundneunzigjährige Greisin ist sie am 2. November 1915 dahingeschieden.

Dem mütterlichen Einfluß und Beispiel dankte Ernst Brenner großenteils seine Gewissenhaftigkeit, Ordnungsliebe und Gründlichkeit in allem, was er anfaßte, aber auch seine milde Art im Auftreten Andersdenkenden gegenüber. Ein stiller Knabe war er ja von Natur, mehr zu Hause als auf der Gasse, wo damals die meisten Jungen ihre Lustbarkeit

suchten. Von zarter Konstitution, blieb er mehr auf sich und seine Geschwister angewiesen; sein Charakter bekam dadurch einen ernsten Zug, obgleich er kein Kopfhänger wurde. Im Gegenteil konnte in späteren Jahren sein Humor, angeregt durch den Umgang mit fröhlichen jungen Menschen, oft sogar sprudelnd und überquillend hervortreten, wozu der Gymnasialverein „Pädagogia", dessen Mitglied er war, sicherlich viel beigetragen hat. Das Studenteln solcher Pennälervereine wird oft und gewiß mit Recht gerügt, sobald es ausartet. Es hat aber entschieden seine guten Seiten: es bringt die jungen Leute aus sich heraus, lehrt sie, sich in geordneter Rede aussprechen, sich unterordnen, bringt ihnen Anstand bei, indem schlechte Gewohnheiten nicht rascher als durch Tadel von Kameraden abgelegt werden. So ging Ernst Brenner von dieser Periode an entschieden aus sich heraus, indem er sich an Umgang mit Altersgenossen gewöhnte. Sein sichtliches Bestreben, sich durch Tüchtigkeit vor den Kommilitonen hervorzutun, sein Drang nach Hohem und Edlem trug ihm denn auch den Cerevisnamen „Streb" ein, der ihm noch später in der „Helvetia" verblieb. Unter seinen Freunden war es besonders Louis Reidhaar, jetzt Arzt in Japan, dem der Schreiber einen freundlichen Beitrag zum Lebensbilde Ernst Brenners verdankt:

„Meine Bekanntschaft mit Brenner", schreibt Reidhaar, „datiert aus dem Jahre 1865, da wir zusammen ins Gymnasium in Basel eintraten. Freundschaft schlossen wir in der dritten Klasse, wo wir einen von der Lehrerschaft wegen zweifelhaften Wetters verschobenen Schulspaziergang nach Schauenburg auf Brenners Vorschlag hin mit einem andern Mitschüler, dem noch lebenden Dr. phil. Schlachter, allein ausführten und dabei eine unangenehme Enttäuschung erlitten. Wir wanderten fröhlich durch die Hardt und kamen gegen Mittag ohne einen Tropfen Regen ans Ziel. Da wir unsern Proviant schon unterwegs verzehrt hatten, bestellten

wir beim Wirte, der sich in liebenswürdigster Weise nach unsern leiblichen Bedürfnissen erkundigte, nach Herzenslust, was uns offeriert wurde, ohne an die Folgen zu denken. Dem Wirte war ich als früherer Kurgast bekannt, und so hatten wir im Stillen auf recht milde Behandlung, wenn nicht gerade auf Gratisbewirtung gehofft. Leider hatten wir uns in ihm schwer getäuscht, und als wir die Rechnung bekamen, machten wir drei sehr lange Gesichter. Mit Mühe brachten wir die Hälfte des Betrages zusammen und versprachen, den Rest von Basel aus zu schicken. Das ist allerdings nie geschehen; aber daß sich der schlaue Gastwirt bei späteren Besuchen auf andere Weise reichlich dafür zu entschädigen gewußt hat, brauche ich denen, die ihn kennen lernten, wohl kaum zu versichern.

Die ersten Gymnasialjahre waren für Brenner keine erfreulichen. Schreiben und Zeichnen waren für ihn ein Greuel, da er Jahre lang mit einem Augenleiden zu tun hatte und für diese beiden Fächer rein keine Befähigung zeigte. Ich erinnere mich noch gut, wie ihm eines Tages in der Zeichnungsstunde von dem etwas gestrengen Lehrer Kelterborn, der seine Unfähigkeit für Faulheit hielt, eine tüchtige Ohrfeige appliziert wurde. Von da an wurde er dann auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses vom Zeichnungsunterrichte für immer dispensiert. Mathematik war auch nicht sein Lieblingsfach, und Latein gab ihm, wie den meisten von unsern Mitschülern, viel zu schaffen, was bei der damaligen pedantischen Lehrweise, bei der die Form als Hauptsache, der Inhalt als Nebensache galt und die Grammatik in Versen eingedrillt wurde, nicht zu verwundern ist. Er war daher bis zu den obern Klassen, wo er sich durch seine originellen, in Form trefflichen deutschen Aufsätze, sowie durch seine dichterische Begabung auszeichnete, ein mittelmäßiger Schüler.

Zu den schönsten Zeiten seiner Jugend zählte Brenner, wie er mir noch kurz vor seinem Tode versicherte, seine Mit-

gliedschaft in der „Pädagogia", wo er durch witzige, bisweilen sarkastische Verse viel zur Erheiterung beitrug. Damals war es auch, als wir ab und zu nach Grenzach pilgerten, wo in der Krone zwei hübsche Wirtstöchter den Wein kredenzten und wo wir etwa auch unsern hochverehrten Geschichtslehrer, Prof. Jakob Burckhardt, im Garten sitzen sahen. Köstlich war es dann, wenn die beiden Mädchen sich in die Gäste teilen mußten, sodaß dann unten die eine den Lehrer auf der Guitarre zum Singen begleitete, während die andere oben im Saale zu den Tönen eines alten Tafelklaviers abwechslungsweise mit den Schülern tanzte.

Dem Sport huldigte er nur, so weit er es zur Kräftigung seiner etwas zarten Konstitution geeignet hielt. Als großer Naturfreund liebte er dagegen den Aufenthalt im Freien; Spaziergänge waren bei ihm, sowie es Zeit und Umstände erlaubten, an der Tagesordnung. Insbesondere ist mir ein in spätern Jahren unternommener Ausflug über die Wengernalp in Erinnerung geblieben. Wir mieteten uns in Lauterbrunnen Reitpferde. Brenner, obwohl zum erstenmal im Sattel, fühlte sich auf dem alten Gaule ganz sicher und trabte fröhlich drauf los. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich ihn auf einmal in einer am Wege stehenden Schirmhütte verschwinden sah. Der Mann, der damals seine Vaterstadt regierte, wurde von einem alten Klepper gezwungen, an der Stelle zu verharren, bis ich letztern am Zügel ins Freie führte."

Auch das trauliche Familienleben im Elternhause Brenners erwähnt Reidhaar: „An seinem Vater hing er sehr, solange er im elterlichen Hause wohnte und verschmähte es nicht, als Schüler und als Student, wenn er vom Abendschoppen oder von einem Spaziergange nach Hause kam, eine Partie Schach mit ihm zu spielen."

Der Vater Brenner war eine durchaus ernste Natur. In seinem Geschäftsleben hatte er manche schwere Erfahrungen gemacht, die ihn veranlaßten, über die Tiefen des



Bundesrat Dr. Ernst Brenner
1856—1911.

Daseins, den Urgrund allen Seins nachzudenken, und war so mit seiner Gattin zu einem gesunden Gottvertrauen gekommen, frei von aller Formfrömmigkeit, aber von um so festerem Halt in allen mißlichen Lagen, was ihm über die Trauer des Gemüts hinweghalf und den Nacken steifte. Dies übertrug sich auch auf die Kinder, und Reidhaar schreibt darüber von seinem Freund Ernst:

„Ueber seine religiösen Ansichten läßt sich nur soviel sagen, daß er, jeder Muckerei abhold, mit Goethes Weltanschauung einig ging und zeitlebens daran festhielt. Aeußerst tolerant, ließ er sich selbst nicht im geringsten beeinflußen und konnte sehr heftig werden, wenn ihn jemand zum Atheismus umzustimmen versuchte."

Der Vater gehörte, wie sein Bruder Carl, zu den Gründern des protestantischen Reformvereins. Man hat dieser freireligiösen Richtung damals von ernster gegnerischer Seite vielfach Oberflächlichkeit, Unglauben, Verleugnung Christi und Gottes vorgeworfen, meist aus Unkenntnis und aus Widerwillen gegen jegliche Bibelkritik. Erst viel später hat anerkannt werden müssen, welcher Ernst, welche tiefe Religiosität, fern jeder Gottesleugnung, in der neuen Richtung lag. Damals aber gehörte viel Mut dazu, sich offen zu dieser zu bekennen; desto mehr wahre Begeisterung bemächtigte sich ihrer Anhänger. Dies griff denn auch auf die Angehörigen, auf Weib und Kind über. Kein Wunder, daß Brenners religiöse Grundlage eine tief ernste war: eine feste, das Leben tragende Ueberzeugung, die alle Anfechtungen und Stürme bestehen hilft und vor Materialismus und Atheismus bewahrt. Aus Brenners religiöser Gesinnung ging auch sein wohltuendes Wesen hervor, seine Heiterkeit, seine Freundlichkeit, sein unverwüstlicher Optimismus, sein „Glaube an der Völker Heil, so hoch sich Unheil türmet."

Bestimmend für das juristische Studium war für Ernst Brenner nicht etwa die Vorliebe für dieses Fach, sondern eine gründliche Besprechung mit seinem Onkel Dr. jur. Carl

Brenner, Advokat, der ihn nach Erreichung der Maturität im Jahre 1875 zu sich rief und für die trocken scheinende Rechtswissenschaft einzunehmen wußte. Von da an datierte der schöne Verkehr zwischen dem Mentor und seinem Jünger. Selbstverständlich trat dieser nun in die Reihen der Verbindung „Helvetia" ein, der sein Onkel bei der Gründung zu Gevatter gestanden hatte und nun noch als „Silberfuchs" ihren Zusammenkünften beiwohnte, Begeisterung erweckend für vaterländische Ideale und sich selbst verjüngend am lebhaften Geiste der Jugend. Seine vorbildlichen, mit Patriotismus, Ernst und Humor gewürzten, originellen „Pauken" regten zur Nacheiferung an und haben manche schwerfällige Zunge gelöst. So geschah es auch mit Ernst Brenner, der, aufgefordert von seinem Onkel, seine von Haus aus schüchterne, bescheidene Art nun erst recht ablegte. Er wußte seine Kollegen einzunehmen durch seine zuerst rein sachlichen, logischen, nüchternen Gedanken, weniger durch oratorischen Schwung, als durch mehr und mehr der Vollendung sich nahende Form seiner Rede. Der „Helvetia" und ihren politischen Besprechungen hatte es Ernst Brenner zu danken, daß er beim Eintritt ins politische Leben kein Neuling war, daß er geradezu verblüffte durch dialektische Gewandtheit und Schlagfertigkeit in der Diskussion. Für frühere Kameraden hatte seine Zurückhaltung, sein bescheidenes Wesen einem mutigen Selbstbewußtsein, wenn auch in gemäßigter Form, in erstaunlich kurzer Zeit Platz gemacht. Dieses neben dem eisernen Fleiß, den Brenner von jeher für Dinge besaß, die ihn interessierten, verhieß die schönsten Erfolge für seine Laufbahn. Daß er neben oder trotz seinem eifrigen Arbeiten dem Gaudium des Studentenlebens bei Ceveris und Schlägerklang nicht abhold war, sondern kommentmäßig, obwohl wirklich mäßig, mit den Fröhlichen trank, kantierte und paukte, geht aus der Schilderung seines Couleurbruders Reidhaar hervor:

„Begeistert für alles Schöne und Edle liebte er die Kunst,

ohne in diesem Gebiete besonders kritisch veranlagt zu sein. Am Gesang hatte er große Freude; sein Organ war indessen wegen in der frühen Jugend überstandenen Halsleidens dazu nicht besonders geeignet, und über Studentenlieder hinaus hat er es nie gebracht. Wenn er aber an fröhlicher Tafel in vorgerückter Stunde zum Singen aufgefordert wurde, ließ er sich's nicht nehmen, sein Leiblied, „Der Kirmesschmaus", vorzutragen, und da war des Jubels kein Ende. Bewunderungswürdig war seine Leichtigkeit im Improvisieren, wie er auch auf dem Fechtboden seinen Mann stellte." Also ein echter, flotter Bursche war aus dem zagen Jungen geworden.

Eigentliche Freude am juristischen Fache wurde in dem Studenten aber erst in München und Leipzig erweckt, und als er, im Jahre 1878 nach Basel zurückgekehrt, bald darauf sein Doktorexamen absolvierte, nahm ihn sein Onkel als Gehülfen, kurz nachher schon als Teilhaber in seine Advokatur auf. Er trat gleich selbständig auf, reorganisierte das Bureau nach modernen Grundsätzen und übernahm es nach zwei Jahren auf eigene Rechnung, fernerhin treu beraten von Dr. Carl Brenner. Bald machte sich der junge Anwalt bekannt durch einen für die Stadt Laufenburg geführten und gewonnenen, ziemlich verwickelten Prozeß. Einen Namen aber errang er sich 1883 durch den großes Aufsehen erregenden Ehrbeleidigungsprozeß des Dr. Emil Frey, Vater, gegen Adolf Vischer-Sarasin. Dieser hatte dem 80jährigen Manne vorgeworfen, anno 1833 im Landschäftler Kriege im Gefecht an der „Hülftenschanze" einen verwundeten Basler Garnisonsoldaten meuchlings getötet zu haben.

Der Prozeß fand vor dem Bezirksgericht in Arlesheim in Gegenwart einer großen Zuhörerschaft statt. In zweistündigem glänzendem Plaidoyer verteidigte Dr. Ernst Brenner die hart angegriffene Ehre seines Klienten, indem er es glücklich vermied, die alt vernarbten Wunden des Bürgerzwistes zwischen Stadt und Land aufzureißen oder

den Beklagten in schonungsloser Weise bloßzustellen. Vielmehr hob er hervor, wie bemühend es sei, Klage führen zu müssen gegen einen vornehmen, gebildeten Mitbürger, den verblendeter Fanatismus verleitet habe, einen achtzigjährigen Greis auf unbelegte Aussagen Dritter hin, ohne ihn anzuhören, des gemeinen Todschlages, begangen an einem Wehrlosen, zu bezichtigen. Solch einem Christen stehe das Kleid des Bußpredigers wahrlich schlecht an. Nur blinder Eifer und Grimm gegen den freidenkenden alten Gegner seines Halbkantons und eingebildete Pflicht der Seelenrettung lasse den Angriff auf die Ehre, des Mannes heiligstes Gut, einigermaßen erklärlich und darum auch verzeihlich erscheinen. Er stellte den Antrag auf Verurteilung wegen Beschimpfung und übler Nachrede. Das Urteil lautete zu ungunsten des Beklagten.

Für den greisen Dr. Frey war der Urteilsspruch eine Erlösung, nicht minder für den aus Amerika zur Hauptverhandlung hergereisten Sohn, Minister Emil Frey, dessen Vater nach so harter Anklage mit blankem Ehrenschilde dastand.

Natürlich wurde dieser Prozeß im ganzen Schweizerlande besprochen. Ernst Brenner, der junge, gewandte Anwalt, der mit so viel Schlagfertigkeit und Takt die Schwäche des religiös politischen Gegners hervorzukehren verstand, wurde von den Gegnern des gemäßigten, ruhigen Tones seiner Rede wegen in keiner Weise angegriffen, von seinen Parteifreunden aber in erste Reihe gestellt und für die Zukunft vorgemerkt.

Aus dem Vorhergesagten geht zur Genüge hervor, daß Brenner weder des politischen Stimulans, noch der Leitung des Onkels fernerhin bedurfte, um mit jugendlicher Kraft die vorgehauenen Stufen zum Kulm seiner Laufbahn zu erklimmen. Aus sich heraus setzte er alles daran, Carl Brenners hochstrebende Ziele für des Volkes Wohl weiter zu verfolgen und so viel wie möglich zu erreichen, Ziele, für die jener in

früheren Jahren hart, selbst in Kerkerhaft gelitten und schwere finanzielle Opfer gebracht hat. Nur erwähnt sei, daß er seinem Jünger stets vor Augen hielt, daß jedes außergesetzliche Vorgehen, wie seinerzeit seine eigene Befreiung aus dem Lohnhofe beim Käppisturm, zur Erreichung politischer Ziele, nicht zu billigen, sondern auf alle Fälle zu vermeiden sei. Das Gute ringe sich auf legalem Wege von selbst durch und mache sich auch beim Gegner viel nachhaltiger geltend, als wenn ihm der Makel der Illegalität anhafte. Dieser Grundsatz hat sich denn auch bei Ernst Brenner in allen seinen Aemtern, wie in der ganzen Entwicklung seiner politischen Partei, bewährt.

Das politische Leben teilte sich damals bekanntlich noch lediglich in zwei Parteien: die bereits starke freisinnige und die immerhin noch kräftige konservative. Jeder waren junge, talentvolle Männer, zumal Juristen, willkommen, die im öffentlichen Leben ein gewichtiges Wort mitsprechen und besonders in der Behörde maßgebend werden konnten. Ernst Brenner lag es natürlich nahe, in der freisinnigen Partei mitzureden und mitzutaten.

Herr Redaktor Fritz Amstein, der mit Brenner gleichzeitig in den Großen Rat gewählt wurde, hat in liebenswürdiger Weise folgende Mitteilungen aus jener gemeinsam verlebten Zeit beigesteuert.

„In die Oeffentlichkeit trat Dr. Ernst Brenner erstmals anfangs des Jahres 1881. Nachdem die neue kantonale Verfassung von 1875 eine Ausdehnung des Wahl- und Stimmrechts gebracht, bewirkten die damaligen Wahlen eine kleine freisinnige Mehrheit sowohl im Großen Rat, als in der Regierung, die aber nur drei Jahre anhielt. Denn bei den Wahlen von 1878 trat auf freisinniger Seite eine Spaltung ein, die zu Sonderlisten führte; infolge davon kam im Großen Rat eine, wenn auch kleine, konservative Mehrheit zustande. Diese Mehrheit machte sich namentlich bei der Bestellung des Regierungsrates bemerklich, der damals noch

vom Großen Rat gewählt wurde. Wilhelm Klein, der Vorsteher des Erziehungsdepartementes, wurde durch Dr. Paul Speiser ersetzt, und die Regierung setzte sich nunmehr aus vier Konservativen und drei Freisinnigen zusammen. Es kam das Jahr 1881, und die damaligen Neuwahlen fanden wieder eine geeinigte fortschrittliche Wählerschaft, der es ernstlich darum zu tun war, die Schlappe von 1878 auszuwetzen. Das gelang ihr auch; aber dazu bedurfte es vieler Vorarbeiten; in allen Quartieren fanden Vorbesprechungen statt, ebenso eine Wahlversammlung in der Burgvogteihalle. Hier war es, wo Dr. Ernst Brenner erstmals vor einer großen Zahl Wähler sprach, und zwar mit einer Beredsamkeit, die Aller Herzen im Sturm eroberte. Er wurde mit einem Schlag in weiten Kreisen bekannt, und der Erfolg der damaligen Wahlen war nicht zum mindesten seiner großen Rede zu verdanken. Der neue Große Rat von 1881 wies eine entschiedene freisinnige Mehrheit auf; an Stelle der zurücktretenden Herren Karl Sarasin und Gottlieb Bischoff wurden Wilhelm Klein und Dr. Jak. Burckhardt in die Regierung gewählt, so daß auch diese eine Mehrheit von fünf Freisinnigen gegenüber zwei Konservativen aufwies. Unter den neugewählten Großräten befand sich auch Dr. Ernst Brenner, der als jüngster vom St. Johannquartier in die gesetzgebende Behörde entsandt wurde.

Freilich verblieb der erst 25 jährige Politiker nur während einer einzigen Amtsperiode im Großen Rat; aber er entwickelte in dieser kurzen Zeit eine eifrige Tätigkeit. Bezeichnend ist es, daß er schon in der ersten Sitzung zum Stimmenzähler erkoren wurde und daß ihn das Bureau des Großen Rates gleich nach seinem Eintritt in den Großen Rat in verschiedene Kommissionen wählte; von besonderer Wichtigkeit war seine Wahl in die Petitionskommission. An den Debatten nahm er regen Anteil, namentlich dann, wenn Fragen der Rechtsgesetzgebung zur Diskussion standen; seiner Initiative war damals unter anderm auch der Erlaß

eines Gesetzes gegen den Wucher zu verdanken. Von ganz besonderer Bedeutung war jedoch sein Einfluß bei der Frage der Regelung der katholischen Schule. Diese Schule hatte mit der Zeit einen so großen Umfang angenommen, daß der Regierungsrat sich veranlaßt sah, ihren Betrieb näher zu prüfen; er kam zum Schlusse, daß weder ihre Lehrkräfte, noch ihre Einrichtungen den Anforderungen genügten, die vom Staat an eine Lehranstalt gestellt werden müssen; namentlich müsse gefordert werden, daß keine Mitglieder geistlicher Genossenschaften (Kongregationen) als Lehrer dürfen verwendet werden. Die Leiter der katholischen Gemeinde rekurrierten gegen den Beschluß des Regierungsrates an den Großen Rat und dieser überwies den Rekurs an seine Petitionskommission. Die Kommission spaltete sich in eine Mehrheit, bestehend aus fünf, und in eine Minderheit, bestehend aus zwei Mitgliedern. Präsident der Mehrheit war Herr August Stähelin-Brunner, Präsident der Minderheit Herr Dr. Ernst Brenner. Während die erstere sich zugunsten der Rekurrenten aussprach und motivierte Rückweisung des Beschlusses an den Regierungsrat beantragte, stand die Minderheit mit einer kleinen Abänderung zum Regierungsrat; sie wollte nicht, wie die Regierung, ohne weiteres Aufhebung der katholischen Schule, sondern beantragte nur Aufnahme einer gesetzlichen Bestimmung, wonach Angehörigen von Kongregationen die Lehrtätigkeit in Basel-Stadt untersagt sein soll. Vier Tage lang wurde vom Großen Rat bei überfüllter Tribüne über den Rekurs der katholischen Schule debattiert; Mehrheit und Minderheit sandten ihre tüchtigsten Redner ins Treffen, und ganz besonders führte Dr. E. Brenner eine scharfe Klinge. Schließlich wurde unter Namensaufruf mit 64 gegen 54 Stimmen der Rekurs abgewiesen und mit 66 gegen 50 Stimmen ein Nachtrag zum kantonalen Schulgesetz beschlossen, wonach Lehrbrüder und Lehrschwestern fortan vom Schuldienst in Basel ausgeschlossen seien. Der Beschluß wurde am 4. Februar 1884 gefaßt, und

in der Volksabstimmung vom 24. Februar gleichen Jahres bestätigte die von Amtes wegen befragte Aktivbürgerschaft den Beschluß mit 4479 Ja gegen 2910 Nein.

Bald darauf fand die Integralerneuerung des Großen Rates und der Regierung statt; hiebei wurde Dr. E. Brenner erstmals in den Regierungsrat gewählt und seine Tätigkeit als Mitglied des Großen Rates fand damit ihren Abschluß."

Im Jahre 1884 verheiratete sich Ernst Brenner mit Lina Sturzenegger aus Trogen (Kt. Appenzell). Die Ehe war eine überaus glückliche; ihr entsproßen drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn. Die Drei durften bei den Eltern ihren Durst nach Erkenntnis und Wissen stillen und haben Vater und Mutter verdienten Lohn für Mühe und Sorgen eingetragen. Denn trotz übergroßer Inanspruchnahme durch die mancherlei Aemter neben der Hauptbeschäftigung, als Regierungs- und später als Bundesrat, hat der Vater sein Familienleben nie vernachlässigt. Wie lieb war ihm sein Haus, wie gerne ging er durch den Garten und beobachtete das Blühen und Gedeihen der Pflanzen. Hier, wie auf den Wegen durch Wald und Flur bei den öftern Sonntagsausflügen, machte er seine Kinder aufmerksam auf die Geheimnisse der Natur, auf das Wirken des Weltgeistes, das aus ihr spricht, wie viel Ansporn zum eigenen Schaffen darin liegt. Wenn er dann erzählte von seinen Fußwanderungen im Appenzellerland, der Heimat der Mutter, oder von seinen Reisen in Italien, wie er ihnen das Reich der Poesie öffnete, da ging ein helles Licht in ihrem Innern auf, das ihnen nachleuchtet ihr ganzes Leben lang.

Es ist dies besonders bezeichnend für einen Staatsmann, den die Oeffentlichkeit anscheinend völlig in Anspruch nahm; denn schon als Basler Regierungsrat, dessen Wahl übrigens von der freisinnigen Partei erst im zweiten Skrutinium am 9. Juni 1884 nur mit größter Mühe zustande gebracht wurde, mußte er seine freie Zeit meistens Nebenämtern und politischen Versammlungen widmen. Wie er gleich mit voller

Kraft in die Speichen des Regierungsrades eingriff und sein Departement der Justiz in Schwung zu bringen wußte, bezeugt der Ausspruch eines bedeutenden Basler Gelehrten jener Zeit: „Er ist unsere spes.“ Leider war es dem kurz zuvor, im August 1883, verstorbenen Onkel Carl nicht mehr vergönnt, die Frucht des von ihm gepflanzten Baumes zu schauen. Wie hätte der sich gefreut, den kaum achtundzwanzigjährigen Neffen den Regierungssessel besteigen und damit seine Hoffnung in Erfüllung gehen zu sehen!

Als Präsident der Justizkommission hat Brenner das Gerichtswesen 1885 in einer, wie allgemein anerkannt wurde, sehr zweckmäßigen Weise reorganisiert, was sein Kommissionskollege, Herr Prof. Eugen Huber, damals schon sein Mitarbeiter, am besten zu beurteilen und zu würdigen wußte. Daneben wurde er vom Regierungsrat gleich nach seiner Wahl in den Kirchenrat delegiert und war damit auch Mitglied der Synode. In den Jahren 1887/88 und 1894/95 war er Präsident des Regierungsrates. Längere Zeit hat er dem Weiteren Bürgerrate angehört. Neben diesen staatlichen und kirchlichen Aemtern lieh er seine Kraft auch dem Zunftwesen, das er, als echter Basler Bürger, durchaus nicht als etwas Vorsintflutliches beiseite geschoben wissen wollte, um die Zunftvermögen im Staatssäckel zu begraben, sondern er hielt, wie nach ihm Regierungsrat Alb. Burckhardt-Finsler, als Zunftbruder und Vorgesetzter der Safranzunft große Stücke auf das Bürgerbewußtsein, die Zusammengehörigkeit; dadurch werde das Pflichtgefühl dem Staate gegenüber im einzelnen geweckt und erhalten. Als Vizepräsident des Eidgen. Turnvereins hat er 1886 gezeigt, welche Liebe er dem Turnen entgegenbrachte und wie er, der körperlich wenig Kräftige, anerkannte, daß im gesunden Leib eine gesunde Seele wohne. Er ist auch Präsident des Eidgen. Sängervereins gewesen, trotzdem ihm selbst Gesang versagt war; aber er kannte die Macht des Liedes und dessen vaterländische Kraft. Brenner gehörte nicht zu jenen Leuten, die gerne

Titel und Aemter auf sich vereinigen, jedoch die Arbeit andern überlassen; hatte er bei irgend etwas zugesagt, so durfte man auf ihn und auf seine Mitwirkung zählen. Deshalb ist ihm auch die Präsidentschaft des Komitees für das erste große, von der Regierung angeordnete St. Jakobsfest von 1894 übertragen worden.

Es würde zu weit führen, alle Aemter aufzuzählen, die er bekleidet hat. Er war eben der Mann in Basel, an den man sich für die Leitung großer Veranstaltungen zu wenden pflegte.

Im Jahre 1887 wurde Brenner in den Nationalrat gewählt. Er nahm da bald eine geachtete Stellung ein und gehörte fast allen wichtigeren Kommissionen als Präsident oder als Mitglied an. Daß er bei aller Festigkeit in seiner als richtig anerkannten Meinung stets von Klugheit und Rücksicht auf seine Parteigegner getragen war, beweist das allgemeine Zutrauen, das er als Politiker und als Rechtsverständiger genoß und das ihn in der Nationalratssitzung vom 4. Juni 1894 zum Präsidenten erhob, wie es ihn schon im Jahre 1891 zum Ersatzmann des Bundesgerichts erkoren hatte. Als Parlamentsleiter wußte Brenner das Ansehen, das er im Rate erworben hatte, durch seine sichere und unparteiische Geschäftsführung zu mehren, auch über den Kreis seiner politischen Gesinnungsgenossen hinaus. Nachdem Ständerat Dr. Göttisheim infolge Krankheit von der Leitung der schweiz. freisinnig-demokratischen Partei zurückgetreten war, übernahm Brenner mit kräftiger Hand das Steuer und lenkte das Schiff durch die Brandungen, die der Beutezug, die Bankfrage und das Eisenbahnrechnungsgesetz verursachten. Nach den Tessinerwirren stellte und motivierte Brenner die Motion für Amnestierung der wegen des Putsches Angeklagten, nach dem Münchensteiner Eisenbahnunglück diejenige betreffs Revision und Erweiterung des Eisenbahn-Haftpflichtgesetzes.

Vom Mai 1896 an verwaltete Regierungsrat Brenner

in seinem Heimatkanton das Erziehungsdepartement, war dabei Präsident des Erziehungsrates, und blieb Stellvertreter des Justizressorts, ebenfalls noch Mitglied der Justizkommission. Gleichzeitig wählte ihn der Bundesrat in den Verwaltungsrat der Schweiz. Zentralbahn. Ueberhaupt, trotz seiner nicht minder gewissenhaft gebliebenen Besorgung der kantonalen Aufgaben, interessierte er sich zunehmend für eidgenössische Angelegenheiten, in denen er sich seinem Gesamtvaterlande mehr nützen zu können versprach, als auf dem begrenzten Boden seiner kantonalen Heimat.

Als nun im März 1897 für den zum Direktor des Internationalen Telegraphenamtes ernannten Herrn Bundesrat Emil Frey eine Ersatzwahl getroffen werden mußte, erkor die radikal-demokratische Fraktion der Bundesversammlung Brenner zu ihrem Kandidaten. Vom liberal-konservativen Zentrum wurde Brenners Kollege im Basler Regierungsrate, Dr. Paul Speiser, portiert; von der äußersten demokratischen Linken Nationalrat Theod. Curti, der jüngst verstorbene Direktor der Frankfurter Zeitung, beide Mitkandidaten Männer von hervorragender geistiger Begabung und langjähriger parlamentarischer Erfahrung. Der Wahlkampf am 25. März war ein heißer. Brenner wurde gewählt, aber erst im 4. Skrutinium mit 96 Stimmen bei einem absoluten Mehr von 90 Stimmen. Seine nicht unbestrittene Wahl wurde, unter Hervorhebung der unterlegenen Gegenkandidaten, noch während einiger Zeit scharf kritisiert. Als Brenner unmittelbar nach der Wahl deren Annahme erklärte, fügte er bei, daß er seinen politischen Ueberzeugungen treu bleiben werde. „Aber ich werde niemals vergessen, daß über den Parteien das Vaterland steht, dessen Wohlfahrt zu fördern unser allgemeines Bestreben sein muß.“ Bald erkannte man, daß der neue Bundesrat diese Worte zur Richtschnur seines Handelns nahm. Die anfängliche Kritik verstummte nicht nur, sie verwandelte sich in allgemeine Anerkennung.

Am 27. März wurde der Gewählte in der Vaterstadt, beim Donner der Geschütze, unter der Begeisterung des ganzen Volkes feierlich empfangen. Im Festzug geleitete ihn eine nach Tausenden zählende Menge bei den Klängen eines Musikkorps nach dem festlich geschmückten Kardinalsaal, wo begeisterte Reden von gemeinsamen Chören der drei Männergesangvereine Liedertafel, Männerchor und Liederkranz, sowie von gymnastischen Leistungen der ersten Turnvereine abgelöst wurden.

Brenners Abschied von Basel mußte ein kurzer sein, weil sein Vorgänger mit dem eigenen Amtsantritt nicht lange säumen konnte. Dennoch wollte das Basler freisinnige Volk seinen langjährigen Führer nicht sang- und klanglos ziehen lassen. Am 22. April gab ihm der Regierungsrat ein Abschiedsbankett, und am 24. lud die freisinnige Partei ihre Mitglieder zu einem solchen in das Hotel Metropole ein. Im gedrängt gefüllten Saal fiel manches vom Scheiden wehmütig durchzitterte Wort; doch auch Reden voller Freude und Zuversicht wurden gesprochen. So ließ Pfarrer Brändli auf das künftige einheitliche Schweizerrecht anstoßen. Ein Liedertäfler Doppelquartett sang das von Franz Liszt dem Freiheitskämpfer Dr. Carl Brenner komponierte Lied „Trost", Dichtung von Th. Meyer. Ueberhaupt wird jenes Abends feierlich gehobene Stimmung noch manchem als Erlebnis in Erinnerung sein. Doch auch der intimere Freundeskreis ließ es sich nicht nehmen, mit dem Jugendkameraden einen letzten Abend in fröhlicher Becherstimmung zu verbringen. Die alte Burschenherrlichkeit mußte noch einmal aufleben und gefeiert werden. Dr. Paul Ritter, der nachmalige Minister und einstige Helveterfreund, war gerade in den Ferien von Japan in die Heimat gekommen und lud eine intime Corona ins Bottmingerschloß zu einem solennen Abschiedsschmause. Mit Ernst und Humor gewürzte Reden haben da die Jugendgenossen noch einmal verbunden. Da zeigte Ernst Brenner

sich so recht von all seinen erfreulichen Seiten, froh und ungebunden. Mit Humor richtete er Wünsche an die Tischgenossen, aber er legte auch zum bevorstehenden Antritt der verantwortungsvollen Stellung das ernste Gelöbnis ab, seine bescheidene Kraft einzusetzen für des Vaterlandes Wohlergehen, verbunden mit wehmütigen Abschiedswünschen für die liebe Vaterstadt. Der ergreifende Ernst jener Augenblicke, der so schöne Abwechslung in die gesunde Fröhlichkeit gebracht hat, wird bei allen Teilnehmern an jenem Abend ihr ganzes Leben unvergeßlich haften.

Was sein liebes Basel an ihm verloren hat, speziell jedoch seine politischen Freunde, das wissen am besten die, welche sich seitdem vergeblich nach einem Führer gesehnt haben, der in solch musterhafter Weise das Steuer lenkte, der es so, wie Brenner, verstünde, in echt baslerischer Art den Seinen, wie den Gegnern, die Meinung gründlich zu sagen, gegen dessen Logik einfach nicht aufzukommen wäre, von dem man auch nicht nur das Gefühl, sondern die vollste Ueberzeugung bekäme: der Mann redet wahr, aus dem Innersten heraus, nicht pro domo, niemals zu seinem eigenen Nutzen. Brenner brauchte das nicht in stets sich wiederholenden Phrasen zu betonen: man wußte es ohne weiteres; ein Gedanke an Eigennutz kam einem bei ihm gar nicht auf. Solch einen Mann brauchte aber gerade die Eidgenossenschaft, und wir Basler durften stolz sein, ihn dem Vaterlande zur Verfügung stellen zu können. Der verstorbene Nationalrat Carl Christoph Burckhardt hat einmal dem Schreiber geäußert, als dieser mit Verwunderung Brenners Bild über dem Arbeitspulte des politischen Gegners hängen sah: er habe Brenner als Jurist und als Staatsmann hoch geschätzt. Brenner sei der würdigste Nachfolger Ruchonnets gewesen. Dieses Lob ehrt in schönster Weise den Rechtsgelehrten und den Politiker, so wie es den ehrt, der es ausgesprochen hat. „Das Porträt Louis Ruchonnets", sagte Brenner selbst bei der 1906 in Lausanne

erfolgten Einweihung des Denkmals dieses allverehrten Mannes, „hängt über meinem Pult. Sein wohlwollender Blick scheint den Nachfolger zu ermutigen, das Werk (die Rechtseinheit) zu vollenden, das er so gut begonnen."

Aus dem Nachrufe eines, wie Burckhardt, der liberal-konservativen Partei zugehörigen, hochgeschätzten Mannes, des Herrn Prof. Dr. J. Steiger in Bern, sei hier eine Stelle beigefügt:

„Wie Deucher, hat es auch Brenner verstanden, sich mit tüchtigen Mitarbeitern zu umgeben und ihnen die für ein freudiges Arbeiten nötige Freiheit einzuräumen. Für den Vorstand der Abteilung für Rechtswesen waren ihm gerade die Tüchtigsten gut genug. Herr Brenner habe schon in Basel verstanden, seine Leute für sich arbeiten zu lassen, wurde uns letzthin bemerkt. Neidlos konnte er bedeutende Männer neben sich ertragen und freute sich ihres Erfolges. Beides beweist seine Klugheit und Bescheidenheit. Dazu gesellte sich noch die baslerische Gründlichkeit seiner persönlichen Arbeit. In diesen drei Eigenschaften liegt der Erfolg der Verwaltungstätigkeit des Herrn Brenner. Die Ausgestaltung der Rechtseinheit unseres Landes war ein Meisterwerk parlamentarischer Klugheit und Gewandtheit, und seine präsidialen Leistungen bei den Expertenkommissionen sollen zum Besten und Schwierigsten gehören, was überhaupt geleistet werden kann.

Klugheit und Bescheidenheit, gepaart mit aufrichtigem Wohlwollen, machten sich überall in seinen Beziehungen zu den Parlamentariern und auch zur Presse geltend, sogar zur sogenannten Opposition. Wir empfinden nicht nur Bedauern und größte Anerkennung bei dem großen Verlust, der den Bund getroffen hat, sondern auch eine aufrichtige Dankbarkeit für die rückhaltlose Offenheit bei der Besprechung der verschiedensten Dinge und für das in der Bundesverwaltung nicht überall zu treffende Wohlwollen, das Herr Brenner bekundete, wenn man einmal nicht seiner

Ansicht war: wiederum ein Zeichen seiner Klugheit und Bescheidenheit. Für sein Wohlwollen spricht, daß er der Vertraute unzähliger Leute aus allen Kreisen und Parteien war, die ihn schwer vermissen werden."

Für die Wertschätzung seiner Person in allen Parteilagern spricht auch seine fast einstimmige Wiederwahl in den Bundesrat bei den dreijährigen Wahlperioden, ebenso bei seiner Wahl zum Bundespräsidenten für das Jahr 1901 und derjenigen für das Jahr 1908. Die Wiederwahl vom Dezember 1905 begleitete ein politisch gegnerisches Blatt, ein Hauptorgan des Zentrums, die Gazette de Lausanne, unter Bezugnahme auf die besonders große Stimmenzahl Brenners, mit folgenden Worten: „Le plus jeune des Conseillers fédéraux, M. Brenner, est Chef du Département de Justice et Police, dont la tenue excellente, le jugement droit et la fermeté sont très remarqués, un laborieux aussi, qui ne laisse rien au hasard et possède dans le détail toutes les affaires, petites et grandes, qui relèvent de sa direction."

Ihm lagen u. a. die Behandlung der zahlreichen Rekurse, zumeist staatsrechtlicher Natur, und die Gesetzesarbeiten ob. Unter seiner Leitung kamen das Eisenbahn-Haftpflichtgesetz, die Gesetzesrevisionen betreffend das Patentwesen, die Erwerbung des Schweizerbürgerrechts, der Versicherungsvertrag, die Muster und Modelle zustande. Mit der Revision des Gesetzes über die Organisation der Bundesrechtspflege, den Vorarbeiten für die Einführung eines Verwaltungsgerichts, der jeweiligen Vorbereitung der Mitwirkung der Schweiz bei den Haager Konventionen, hat er sich eingehend befaßt. Wohl konnte er unmöglich die Redaktion all dieser Berichte und Entwürfe selbst ausarbeiten; aber Tatsache ist, daß nichts in seinem Bureau einging und nichts daraus ausging, das er nicht gründlich geprüft und mit seinen Mitarbeitern eingehend erörtert hatte.

Mit dem Zivilgesetzbuch ist sein Name für immer ver-

knüpft, ist ihm doch neben Herrn Prof. Eugen Huber, dem wir weiter unten selbst das Wort geben, ein Hauptverdienst am Zustandekommen beizumessen.

Im November 1898 wurde die Verfassungsrevision, welche dem Bunde die nun uneingeschränkte Gesetzgebungskompetenz für das Zivilrecht und die für das Strafrecht übertrug, vom Volke und den Kantonen mit großer Zustimmung angenommen, was Brenner zu unentwegtem Weiterschreiten auf dem eingeschlagenen, wenn auch noch so steinigen Pfade ermunterte. Für das Zivilrecht lagen die Entwürfe schon vor, zum Teil wurden sie vor Ende des Jahres 1900 fertiggestellt. Für das Strafrecht bestand zwar ein Entwurf; aber Brenner konnte leider an den Beratungen, für die er sich vorbereitet hatte, nicht mehr teilnehmen, wie ja gar vieles durch die Krankheit, von der er sich nicht mehr ganz erholen sollte, abgebrochen worden ist. Hiezu eine Erinnerung an des Schreibers letztes Zusammensein mit dem lieben Freunde.

Als ich im Herbst 1910 nach Bern fuhr, traf ich im Bahnzuge einen mit Bundesrat Brenner und mir von Jugend auf befreundeten Arzt, der mir vertraulich mitteilte, es stehe mit Freund Ernsts Gesundheit nicht gut. Er sei im Begriffe, zur Untersuchung zu ihm zu reisen, und werde mich vom Befunde benachrichtigen. Aber er habe schon im Sommer, als Ernst Brenner einige Zeit bei ihm zu Besuch und in Behandlung war, konstatiert, daß ihm nur eine völlige Ausspannung das Leben für einige Jahre verlängern könnte. Ich traf Ernst Brenner verhältnismäßig wohl und heiterer Laune, zum Plaudern aufgelegt auf der Altane seines Hauses, der strahlenden Herbstsonne genießend. Er mache, sagte er, wieder kleinere Spaziergänge im nahen Walde, vermeide es jedoch möglichst, mit Leuten zusammenzutreffen. Die zeigten ihm gewöhnlich wohl warmes Interesse und Teilnahme, sähen es aber hauptsächlich darauf ab, ihre Neugierde zu befriedigen, um dann ihre Wahrnehmungen,



Dr. Carl Brenner, 1816–1883

nach einem Oelgemälde von Arnold Schick (1869)

Lichdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel

wichtig aufgebauscht, andern, wenn nicht gar der Presse, wiederzugeben. So habe selbst der gute J. V. Widmann sein Bundessprachrohr nicht verhalten können, obwohl er ihn noch ausdrücklich darum gebeten habe. Ich freute mich über sein unerwartet gesundes Aussehen, gestattete mir jedoch, in Erinnerung der beunruhigenden ärztlichen Mitteilung ihm zuzusprechen, wenn er sich von seiner beabsichtigten Kur im Süden kräftigen werde, doch ja nicht mehr zu seiner aufreibenden Arbeit zurückzukehren. Er benötige und verdiene doch sicherlich eine ständige Ruhe, die er dazu benützen könnte, seine Erinnerungen niederzuschreiben, wie es nach seiner früheren Aeußerung längst sein Wunsch sei. Er erwiderte darauf, daß er vor allem noch im Amte nötig sei: es lägen wichtige Geschäfte vor. Seine Kollegen im Bundesrate bemühten sich zum Abhalten der Sitzungen sogar zu ihm nach Hause. Jedenfalls müssen die Einführungsarbeiten zum schweizerischen Zivilgesetz noch erledigt sein, bevor er an einen Rücktritt aus seinem Amte denken könne. Auch das eidgenössische Strafgesetzbuch harre der Vollendung. Dann aber allerdings wäre es sein lange gehegter Wunsch, vor allem eine biographische Arbeit über seinen Onkel Carl zu Papier zu bringen, wozu ihm Erfahrungen und Erinnerungen, sowie Erzählungen des Onkels und Dokumente aus der Sturm- und Drangzeit der vierziger Jahre genügend Material liefern würden. Sei ihm, dem Onkel, doch eigentlich in erster Linie die Gründung und der erste Aufschwung der freisinnigen Partei Basels zu danken. Hiebei habe Wilhelm Klein, Carl Brenners nachmaliger Kollege an der von ihm gegründeten Nationalzeitung kräftig mitgewirkt.

Die beiden Kämpfer für dieselbe ideale Sache haben sich seinerzeit zwar entzweit, weil beide, zu selbständige Naturen, gesonderte Wege zum selben Ziele eingeschlagen hatten. Die von Klein später dargebotene Bruderhand hat Brenner in seiner ihm als Konsequenz erscheinenden Starrköpfigkeit schroff zurückgewiesen. Klein hat es ihm in großzügiger Weise nicht

verübelt. Er hat den früheren Freund zu gut gekannt, um zu wissen, daß er mit ihm den alten Prinzipien dennoch treu geblieben sei und es eben unter seiner Manneswürde gehalten habe, nun dem in Amt und Würden Stehenden in die Arme zu fallen. Klein selbst hat dem Schreiber persönlich einst erklärt, wie er den alten Brenner viel höher geachtet, als daß er dies nicht verstanden oder gar ihm nachgetragen hätte. Seinen hohen Sinn hat Klein auch bewiesen, indem er, als Vorsteher des baslerischen Sanitätsdepartementes, zur Beerdigung Dr. Carl Brenners (1883) statt der bestellten Gerätschaften der zweiten solche erster Klasse ins Trauerhaus bringen ließ. „Carl Brenner wird nicht zweiter Klasse bestattet", ließ er berichten. Dieser Zug zeigt Klein im besten Lichte, wie er bedauern läßt, daß Ernst Brenner seinen Vorsatz nicht mehr hat ausführen können, ein Bild seines Onkels zu zeichnen.

Insbesondere aber vermissen wir die Aufzeichnungen eigener Erinnerungen des tief denkenden Menschenkenners und weitblickenden Staatsmannes selbst. Diese hätten uns eine Fülle intimer Erlebnisse aus bewegter Zeit unserer neueren Kantons- und Landesgeschichte erhalten, die nun im Strome der großen, weltumwälzenden Ereignisse unwiederbringlich verloren gegangen sind.

Dieses Bedauern spricht auch Prof. Eugen Huber, der hervorragende Schöpfer des Schweiz. Zivilgesetzbuches, aus in seinem mir freundlichst zur Verfügung gestellten Beitrage zu einem Lebensbilde seines Freundes, Bundesrat Brenner:

„Als Dr. Ernst Brenner sich als Anwalt in Basel niederließ, erwarb er sich in sehr kurzer Zeit eine ausgedehnte Klientschaft und fand in weiten Kreisen, namentlich unter der Handelswelt, großes Vertrauen. Er verdankte das namentlich der Gründlichkeit und Pflichttreue, womit er den Tatbestand aufzuklären und die Interessen seines Klienten zu wahren suchte. Es gab Fälle, bei denen er, um seinen Auftraggebern zu dienen, umfassende wissenschaftliche For-

schungen anstellte, wobei ihm der verstorbene Prof. Teichmann mit seiner Bibliothek freundschaftlich zur Seite gestanden hat.

Als Dr. Brenner in den Regierungsrat gewählt worden war, übernahm er das Justizdepartement und zeichnete sich sehr bald durch große Umsicht und allseitige Abwägung der gegebenen Verhältnisse aus. Er führte als Justizdirektor auch den Vorsitz in der Justizkommission, und schon damals zeigte sich die überaus konziliante Art, mit welcher er aus den streitenden Meinungen heraus den praktischen Weg zu finden wußte. Auch in der Prüfungskommission für Notare führte er den Vorsitz, und es ist für ihn überaus charakteristisch, daß er für die Kandidaten ein großes persönliches Interesse betätigte. Als er einmal nach Schluß des Examens dem Kandidaten mitzuteilen hatte, daß er durchgefallen sei, und der Betroffene ohnmächtig zusammenbrach, beschäftigte ihn das mehrere Tage und führte ihn zu dem Entschluß, künftig den Kandidaten niemals mehr unmittelbar nach der ermüdenden Prüfung ein solches Resultat mitzuteilen.

Bei Beginn der Vorarbeiten zum Entwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches war Regierungsrat Brenner immer noch Vorsteher des Justizdepartements seines Heimatkantons und wurde als solcher um die Beantwortung des vom Eidgen. Justizdepartement 1893 erlassenen Memorials ersucht. Es zeigte sich die ganze Vorsicht des Justizdirektors, daß er sich auf eine allseitige Beantwortung des umfassenden Memorials nicht einließ, sondern den Wunsch äußerte, daß ihm spezielle Fragen genannt werden, in bezug auf welche das Verhältnis des Bundesrechts zum Baslerrecht von besonderer Bedeutung wäre. Als die Fragen dann in diesem Sinne spezialisiert waren, erfolgte deren Beantwortung mit einem umfassenden Memorial, das für die späteren Beratungen des Entwurfes einen großen Wert besessen hat.

Noch zur Zeit, als die Botschaft zur Revision der Bundesverfassung (1896) erschien, stand Regierungsrat

Brenner den Bestrebungen sehr skeptisch gegenüber und erwog mit aller seiner Umsicht die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Erfolges. Wie er dann im Februar 1897 in den Bundesrat gewählt wurde und das Eidg. Justiz- und Polizeidepartement übernahm, setzte er seine ganze Kraft darein, die begonnenen Arbeiten fortzusetzen. Das unerwartet günstige Ergebnis der Abstimmung über die Verfassungsrevision vom 18. November 1898 bestärkte ihn in diesem Entschlusse, und es gelang planmäßig, die Vorarbeiten bis zum Entwurf vom Jahre 1900 ohne Störung zum Abschluß zu bringen. Als die große Expertenkommission für das Zivilgesetzbuch gebildet wurde, war Bundesrat Brenner nicht Vorsteher des Departements, weil er das Bundespräsidium bekleidete. Den Vorsitz in der Kommission führte denn auch in jener Tagung in Luzern im Herbst 1901 zunächst der Departementsvorsteher, Bundesrat Comtesse. Aber nach der ersten Woche der Kommissionsberatungen übertrug Comtesse den Vorsitz Brenner, der ebenfalls den Verhandlungen beiwohnte, und seiner Sachkenntnis gelang es denn auch, in dreieinhalbwöchiger Sitzung die Beratung des ersten Viertels des ganzen Entwurfes mit großem Geschick durchzuführen. Der Erfolg befriedigte ihn höchlichst, und er äußerte sich nach Schluß der Beratung offen darüber, daß ihm von pessimistischer Seite bei der Fahrt nach Luzern gesagt worden sei, die Kommissionsberatungen würden schon in der ersten Woche an den sich bekämpfenden kantonalen Interessen scheitern. Nun aber sei der schwere Anfang bewältigt, und man könne mit Vertrauen in die Zukunft blicken.

In der Führung seines Departements war Bundesrat Brenner vor allem darauf bedacht, ein jedes Geschäft mit allen seinen Akten selbst zu studieren und sich nie auf die Mitteilungen seiner auch noch so tüchtigen Beamten zu verlassen. Das erheischte eine außerordentlich große Arbeit, die der Vorsteher des Departements nur dadurch zu bewältigen vermochte, daß er die Abende zum Aktenstudium verwendete.

Manchmal saß er bis über Mitternacht an diesen Materialien, um sich alsdann bei den folgenden Beratungen mit voller Sachkenntnis der Angelegenheit annehmen zu können. Aus dieser Sorgfalt heraus erwuchs ihm dann auch ein vortreffliches Gedächtnis, das manchmal seinen Kollegen überraschend zu statten kam.

Bei aller dieser Arbeit bewahrte sich Bundesrat Brenner eine große Bescheidenheit, die es ihm möglich machte, den Ansichten anderer gerecht zu werden. Während der Kommissionsberatungen liebte er es, mit den Kommissionsmitgliedern den Abend in geselliger Vereinigung zuzubringen. Das verhinderte ihn dann aber nicht, jeweils nach der Rückkehr in seine Wohnung oft bis weit über Mitternacht noch mit dem einen oder andern Kommissionsmitgliede über die zur Beratung kommenden Gegenstände sich zu besprechen, und gleichwohl war er am folgenden Morgen, wenn auch nicht der Erste, so doch pünktlich auf seinem Präsidentenstuhle.

In den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit zeigten sich hie und da Spuren von Ermüdung, zwar durchaus nicht während der Beratungen, sondern nachher im geselligen Verkehr, und als ihm von befreundeter Seite einmal bemerkt wurde, er sollte seine Kräfte mehr schonen, entgegnete er: „Was wollt ihr, wenn man, wie ich, ein Vierteljahrhundert in der Politik gearbeitet hat, so ist es nicht zu verwundern, wenn man hie und da müde wird. Aber es geht nicht anders: man muß aushalten bis zum Schluß."

Als er sich krank in Montreux und nachher in Mentone befand und von einer neuen Kur die allmähliche Wiedergenesung erwartete, äußerte er zu seiner Umgebung hie und da den Gedanken, aus dem Bundesrat auszutreten, und sich künftig seinen Privatarbeiten zu widmen, ein Entschluß, den er freilich im Falle seiner Genesung schwerlich übers Herz gebracht hätte. Dabei erwog er verschiedene Arbeiten, an die er sich alsdann in seiner Mußezeit heranmachen möchte. Er sprach im Vertrauen bereits von drei Plänen, unter denen

ihm die Auswahl schwer fallen würde. Das eine war, eine Biographie seines Onkels Carl Brenner zu schreiben, das zweite, eine Geschichte der freisinnigen Partei Basels zu verfassen, und das dritte, seine politischen Erinnerungen aufzuschreiben. Der Kern des Gegenstandes wäre in den drei Fragen derselbe gewesen: ein Bekenntnis seiner politischen Anschauungen. Wie sehr müssen wir bedauern, daß es Bundesrat Brenner versagt war, das eine oder andere der genannten Projekte zur Durchführung zu bringen.

Dr. Ernst Brenner war zweimal Bundespräsident, und die beiden Präsidentschaftsjahre verliefen ruhig und ohne wichtigere Vorkommnisse. Es ist aber bezeichnend für die Geistesart des Mannes und seiner ganzen bescheidenen Gewissenhaftigkeit, daß er das erste Präsidentschaftsjahr (1901) mit großer innerer Besorgnis angetreten hat und seinen Freunden namentlich darüber Besorgnisse ausdrückte, er möchte, wenn etwa schwere Ereignisse einträten, krank werden, wußte er ja nur zu wohl, daß seit Jahren ein wachsendes Leiden an seinen Kräften nagte. Beim zweiten Präsidentschaftsjahre (1908) waren diese Bedenken überwunden. Er fühlte nach der reichen Erfahrung, die er in dem eidgenössischen Amte gesammelt hatte, sich für alle Fälle gerüstet. Während seiner beiden Präsidialperioden widmete er seine Aufmerksamkeit zugleich ununterbrochen auch den Aufgaben auf dem Gebiete der Zivilgesetzgebung, was selbstverständlich für die Durchführung derselben von großer Bedeutung war.

Bezeichnend war auch die Art, mit welcher Brenner die vielen Tischreden und andere bewältigte, zu denen er während den zahlreichen Kommissionsitzungen verpflichtet war. Tagelang ließ er sich die Sache durch den Kopf gehen, überlegte stille, wie er den speziellen Verhältnissen und Umständen am ehesten gerecht werden könnte, und suchte nach der speziellen Note, die bei der Gelegenheit am besten zutreffen würde. Er ermangelte nicht, in der Geschichte des betreffenden

Kantons nachzuforschen, um am Bankett eine Erinnerung oder Anspielung aus dem politischen Leben oder der Gesetzgebung des Ortes wachrufen zu können. Dabei vermied er es geflissentlich, sich diese kurzen Reden zum voraus aufzuzeichnen, sondern legte sich seine Gedanken im Kopfe zurecht, um sie sodann in seinem wohltönenden, langsamen Vortrage auf seine Zuhörer um so kräftiger wirken zu lassen."

Bei dieser Gelegenheit soll nicht vergessen bleiben, in welch geradezu klassischer Weise Brenner bei der Drei-Präsidentenfeier in Basel im Musiksaal zum Basler Volke gesprochen hat. Bekanntlich sind im Dezember 1907 drei Basler, die Herren Bundesrat Brenner zum Bundespräsidenten, Nationalrat Paul Speiser zum Vorsitzenden des Nationalrats und Ständerat Paul Scherrer zum Ständeratspräsidenten gewählt worden. Darüber selbstverständlich großer Jubel in unserer Stadt. Eben so selbstverständlich mußte das außergewöhnliche Ereignis außergewöhnlich gefeiert werden. Die drei Honoratioren wurden am Bahnhofe von Regierung und Volk empfangen und im Festzug gemeinsam nach dem Rathaus und von dort nach dem Musiksaal des Stadtkasinos geleitet, wo eine allgemeine Feier abgehalten wurde. Bei dieser hielt Bunderat Brenner folgende Ansprache:

„Werte Mitbürger! Ich bin kein Freund persönlicher Ovationen. Ich lehne daher die erwiesenen Ehrenbezeugungen als eine unverdiente Huldigung ab, und ich weiß mich darin einig mit den Vorsitzenden der Eidgenössischen Räte, mit welchen ich mich in die Ehren des heutigen Abends teile.

Ich erblicke indessen in dem warmen Empfang, der uns bei unserer Ankunft in Basel von Behörden und Volk bereitet worden ist und der unsere Herzen mit Dank erfüllt, eine spontane Kundgebung berechtigter Freude und begreiflichen Stolzes.

Die alte Rheinstadt ist stolz und freudig bewegt, weil mit der gleichzeitigen Uebertragung der leitenden Stellen der

gesetzgebenden und vollziehenden Behörden des Bundes an das Triumvirat der Basler der Grundsatz bekräftigt wird, daß gleiche Rechte und gleiche Pflichten alle Bundesmitglieder miteinander verbinden.

Ich erblicke aber in den getroffenen Wahlen zugleich einen neuen Beweis der Kraft und Eigenart unseres demokratischen Freistaates.

Nur ein Land, in welchem der Nation selbst der letzte Entscheid über ihr Geschick zusteht und dessen staatliche Einrichtungen jedes persönliche Regiment und jeden ungebührlichen Einfluß eines einzelnen Landesteiles ausschließen, kann seine Ehrenstellen ohne Gefahr oder Mißtrauen in der Weise besetzen, wie es sich durch die getroffenen Wahlen der Bundesversammlung gefügt hat.

Und haben wir nicht berechtigte Ursache, uns dessen zu freuen? Dürfen wir nicht mit Stolz und Freude darauf hinweisen, daß in unserem Lande die Unterschiede der Sprache, der Konfession und Religion an sich keine öffentlichen Gefahren für unser Land bilden, daß sie vielmehr ein Element gesunder Mannigfaltigkeit und eine Quelle fruchtbarer, schöpferischer Gedanken sind?

Dürfen wir nicht mit Freude und Genugtuung feststellen, daß das kulturelle und politische Leben in allen Landesteilen mit gleicher Kraft pulsiert, ähnlich wie das Blut in einem gesunden Körper durch alle Adern rollt, und daß alle Bundesglieder an der Pflege und Stärkung des nationalen Sinnes Anteil haben?

Wenn wir aber davon überzeugt sind, daß Glück und Wohlfahrt des Schweizervolkes durch unsere demokratischen Einrichtungen bedingt sind, dann müssen wir uns alle bewußt bleiben, daß kein Einzelner und keine Partei ungestraft an ihren Grundpfeilern rütteln darf und daß den Rechten auch Pflichten entsprechen.

Wenn die Schweiz das letzte Wort in der Geschichte haben soll, so muß sie, ihrer historischen Mission getreu, in

der Entwicklung ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen Freiheit und Ordnung miteinander verbinden.

Die schweizerische Nation soll nicht von eitlen Versprechungen und nutzlosem Lärm, sondern von fruchtbringender Arbeit leben; denn nur die Arbeit gibt Mut und Glauben, gibt Freiheit und spendet Frieden.

Von dieser Ueberzeugung getragen, wird der Sprechende im künftigen Jahre mit seinen Kollegen im Bundesrat in gemeinsamer Arbeit trachten, die Einheit, Kraft und Ehre der schweizerischen Nation zu erhalten und zu fördern.

Alle Bürger des Landes aber, die guten Willens sind, werden bestrebt sein, daß die Schweiz im friedlichen Wettbewerb der Nationen vorwärts schreite, geachtet von ihren Nachbarn und geliebt von allen ihren Kindern.

Und wenn Gefahren dem Lande drohen, dann werden die Basler mit ihren Bundesbrüdern sich um das weiße Kreuz im roten Felde scharen und ihr Herzblut daran setzen, das Land der Väter den Erben frei und unabhängig zu hinterlassen.

Dem freien, starken Schweizerland gilt mein Hoch!"

In dieses Hoch stimmte die ganze Versammlung begeistert ein. Mancher aber blieb still in sich gekehrt, dachte über die so einfach und schön verkündete Wahrheit nach und gelobte sich im Innern, an diesem ersten Manne unseres Volkes sich ein Beispiel zu nehmen zur Erfüllung seiner eigenen Pflichten gegen das liebe, heilige Vaterland. Wer hätte damals gedacht, daß so bald an des Schweizers Vaterlandsliebe der Ruf zu ernster Pflichterfüllung ergehen werde? — Noch sind wir der ernsten Sorgen um unsere Zukunft nicht ledig. Wahrlich, noch haben wir der Aufmunterung und des Trostes nötig, die uns der Aufblick zu solchen Männern der Kraft und der Pflicht, wie Brenner einer war, in schwerer Zeit bieten kann.

„Fortiter in re, suaviter in modo" hat man Bundesrat Brenner zum Lobe oft nachgesagt. „Von seiner Geistes-

gegenwart in politischen Dingen", schreibt Prof. Huber, „geben manche wichtigere und unwichtigere Vorfälle Zeugnis." Er erwähnt dabei einen solchen, den mir Brenner nebst einem weitern, für seine Memoiren bestimmten, mitgeteilt hat und die dem Urteile Hubers recht geben: kleine Vorkommnisse, die aber trotz ihrer Bedeutungslosigkeit dartun, welches Maß von Ueberlegung und Beherrschung Brenner im diplomatischen Verkehr zur Verfügung stand, und wie zuvorkommend und gegebenenfalls entschieden sein Auftreten hiebei sein konnte.

Es war am 10. September 1898, als der österreichische Gesandte in großer Aufregung den Vorsteher des Justiz- und Polizeidepartements dringend zu sprechen wünschte. Seine Exzellenz, sofort vorgelassen, teilte beinahe vorwurfsvoll mit, es sei in Genf ein Attentat auf Ihre Majestät, die Kaiserin von Oesterreich, begangen worden. Er müsse unverzüglich an den Tatort eilen. Wenn die Sache schlimm ausgehe, sei seine Stellung vernichtet, die Schweiz aber für alle Folgen verantwortlich.

Daraus schloß Brenner, daß der Gesandte vom Tode der Kaiserin noch nicht unterrichtet war, und da er bei der furchtbaren Aufregung des Gesandten das Aeußerste befürchten mußte, wenn er die ganze Wahrheit gerade heraus bekannte, gab er tröstend Bericht, daß alles getan worden, was zum Schutze wie auch zur sofortigen ärztlichen Pflege der hohen Patientin in der Macht der Behörden gestanden habe. Aber daß sehr schwere Folgen vorlägen, könne er leider nicht verschweigen. Auf diese Nachricht brach der Gesandte ohnmächtig zusammen. In solch mißlicher Situation aber bewahrte Brenner kaltes Blut. Mit Hilfe eines Weibels hatte der Bundesrat den Geistesabwesenden auf das Sopha gebettet, bis er mittelst kalter Kompressen wieder zu sich und in bessere Verfassung gebracht werden konnte. Indessen telephonierte Brenner der Bahndirektion, ob für die Person des österreichischen Gesandten sofort ein Expreßzug

nach Genf bereit gestellt werden könne, was ihm, weil die Strecke zufällig frei war, zugesagt wurde, und schon eine halbe Stunde nach dem aufregenden Vorfall führte ein Salonwagen den Gesandten nach Genf. Neben dem offiziellen Dank an die Eidgenossenschaft bezeugte ein Schreiben in warmen Worten die Anerkennung des österreichischen Kaiserhauses.

Kaltblütigkeit in höherem Grade erforderte ein Vorkommnis mit einem andern Gesandten einer sehr autoritären Großmacht. Dieses gibt so recht das Bild des gewiegten Diplomaten.

Brenner hat mir Folgendes erzählt:

„Es war zur Zeit meiner Bundespräsidentschaft 1908. Von einer Kommissionssitzung auf der Heimreise las ich im „Bund", daß in Bern ein Umzug mit roter Fahne stattgefunden habe, wobei wiederholt der Ruf „à bas!" auf ein gekröntes Haupt ertönt sei. Eine Menge Leute, von Polizei gefolgt, habe den Zug begleitet. Vor dem Nachhausegehen wollte ich noch meinem Bureau einen kurzen Besuch abstatten, um mich rasch über die wichtigsten Eingänge zu informieren, als mir das Gesuch um eine sofortige Audienz des Gesandten von ..... gemeldet wurde. Vorgelassen, beschwerte sich dieser in höchst aufgebrachter Weise über das „revolutionäre" Vorkommnis und über das auffallend passive Verhalten der städtischen Polizei. Er verlangte sofortige Untersuchung der Ausschreitungen und Bestrafung der Elemente, die sein Staatsoberhaupt beleidigt hätten. Ich war perplex ob der anmaßenden Dreistigkeit des fremden Diplomaten. Zunächst wußte ich nicht, wie ich ihm antworten wolle. Um zu ruhiger Ueberlegung Zeit zu finden, sagte ich, daß ich soeben von der Reise zurückkomme, und bat um einige Geduld, bis ich mich über den Vorfall näher informiert habe. Dann ließ ich mir durch den Weibel die letzte Nummer des „Bund" reichen und las den mir bereits bekannten Artikel scheinbar aufmerksam durch. Dabei nahm ich mir vor, strikte

Ruhe zu bewahren, zugleich aber auch der Autorität des Bundespräsidenten in keiner Weise etwas zu vergeben. Zunächst versuchte ich, eine schriftliche Antwort zu versprechen, worauf Excellenz nicht warten zu können erklärte. Nun setzte ich ihm auseinander, daß unsere Gesetze zu polizeilichem oder gar gerichtlichem Einschreiten bei derartigen Volksaufläufen nur dann berechtigt seien, wenn Exzesse tätlicher Natur dabei vorkämen, was, wie es scheine, hier nicht der Fall gewesen sei. Darauf der Gesandte ziemlich bestimmt: die schweizerischen Gesetze fielen für ihn nicht in Betracht. Es handle sich hier um eine staatsrechtliche Beschwerde, die er beim schweizerischen Bundesrate namens seiner Regierung vorbringen müsse. Er könne die Beleidigung seines Herrschers nicht auf sich beruhen lassen. In erster Linie, erwiderte ich, seien Beschwerden im diplomatischen Verkehre formell schriftlich einzureichen. Ich könne aber nur wiederholen, daß nach schweizerischen Gesetzen, an die sich der Bundesrat in allen seinen Entscheiden strikte zu halten habe, im Vorgefallenen keine strafbare Handlung zu liegen scheine. Ich könne jedoch Exzellenz nicht davon abhalten, sich an das Plenum des schweizerischen Bundesrates zu wenden, der in Sachen jedenfalls kompetent sei. Damit glaubte ich, den zudringlichen Herrn verabschiedet zu haben. Allein seine Würde schien ihm zu gestatten, weiter ansetzen zu dürfen, und so sagte er in herrischem Tone, seine Regierung verlange absolut Genugtuung und eine sofortige Antwort. Wir konferierten in der Diplomatensprache, und so erwiderte ich denn: „Votre Excellence oublie à qui vous parlez. C'est le Président de la Confédération Suisse, auquel vous vous adressez et qui n'admet pas un ton pareil. Vous aurez ma réponse par écrit un de ces jours."

Damit kehrte ich dem hochmütigen Herrn den Rücken. Irgend eine Entschuldigung stammelnd, verließ er das Zimmer des Bundespräsidenten. Meine schriftliche Antwort erfolgte dann gleich andern Tages eben so höflich, wie

bestimmt, in bestätigendem Sinne. Der betreffende Gesandte hat bald darauf die Schweiz verlassen, ohne daß je eine beschwerende Note oder gar Staatsaktion erfolgt oder der Sache überhaupt wieder Erwähnung getan worden wäre."

Man ersieht daraus, wie unsern Bundesräten manchmal kaltes Blut und altschweizerischer Mut und Stolz vonnöten ist, wenn unser Ländchen von Großmächten als quantité négligeable behandelt werden will. — Ein Memento für jetzige Zeiten. —

Wie manche kleine Episoden hätten uns Brenners Bild noch ergänzen und Einblick in interessante Momente im diplomatischen Treiben geben können, wenn uns Brenner Aufzeichnungen hinterlassen hätte. Ich erinnere mich leider nur noch einiger unbedeutender Schilderungen, wie seiner Einladung zum Abendthee beim alten Großherzog von Baden anläßlich dessen Aufenthaltes in St. Moritz, als der Fürst zufällig aus der Fremdenliste Brenners Anwesenheit ersehen hatte. Brenner entnahm daraus, welches Interesse der leutselige Herr für unsere Schweizer Angelegenheiten und deren Leiter hatte.

Doch wenn wir auch manches Verlorene bedauern, so besitzen wir doch des Wertvollen so viel, daß weder der kleine Rahmen, der uns zur Verfügung steht, noch überhaupt des Schreibers Kenntnisse hinreichen, ein vollständiges Bild des hervorragenden Staatsmannes zu zeichnen, und es bleibt nur das wehmütige Gefühl über des Freundes allzufrühen Hingang.

Als Bundesrat Brenner Ende September 1910 dem ärztlichen Rate nachgebend, in Montreux und nachher in Mentone an der Riviera Erholung suchte und sich auch wirklich bedeutend gekräftigt fühlte, erfreuten die günstigen Nachrichten über sein Befinden seine Freunde und die Bevölkerung, die für ihn in Sorge gewesen waren. Am 3. November hatte eine Gruppe politischer Freunde den verehrten früheren Führer in Montreux besucht und ihm die herzlichsten

Genesungswünsche seiner Gesinnungsgenossen überbracht, worüber er sehr erfreut war. Bei Brenners Leichenfeier erzählte mir Herr Bundesrat Deucher, daß er ihn bei seinem Weihnachtsurlaub an der Riviera besucht, sich auf einem längeren Spaziergang mit ihm unterhalten und mit Freuden von der sichtlichen Besserung überzeugt habe. Daß der achtzigjährige Kollege die weite Reise nicht verschmäht hat, wird der Genesende nicht weniger wohltuend empfunden haben. Ebenso hatte er das Vergnügen des Besuches des Herrn Ministers Pioda aus Rom, der mir bei der Liedertafelfahrt nach Rom im April 1911 sein Bedauern über den Verlust seines verehrten Chefs ausdrückte, dessen wiedergewonnene Rüstigkeit er noch kürzlich auf einem gemeinsamen zweistündigen Gang nach den Höhen bei Mentone bewundert habe. Ganz besonders freute ihn aber, daß sein Freund und langjähriger Mitarbeiter, Prof. Eugen Huber, es sich nicht nehmen ließ, ihn persönlich zu begrüßen. Wichtige Akten seines Bureaus verlangte er, ihm in den Erholungsurlaub nachzusenden, und beschäftigte sich eingehend mit den Bundesangelegenheiten. Es lag somit keine Befürchtung mehr vor, ihn nicht bald wieder im Bundesratshause erwarten zu dürfen, und er glaubte selbst, bis Mitte April wieder heimkehren zu können. Allein sein Leiden hatte an seiner Lebenskraft mehr gezehrt, als er und die Seinigen es ahnten. Er starb in Mentone am 11. März 1911 in den Armen seiner treuen Gattin.

Die Todesnachricht traf Angehörige, Bundesbehörden, Freunde, wie Fernstehende, als ein gleich unerwarteter Schlag.

Nachdem der erste Schrecken gewichen und einer stillen Trauer Raum gegeben hatte, kam man nach Ordnung der nötigen Formalitäten durch die Freunde überein, die irdische Hülle des lieben Dahingeschiedenen zur Kremation in Bern zu verbringen. Zur Besorgung dieser Landespflicht eilte, vom Bundesrate abgeordnet, Herr Vizekanzler Heinrich David herbei. So war den Seinen, zumal der tiefgebeugten

Wittwe, das Peinlichste der Aeußerlichkeiten erspart. Auch wir wollen über das Materielle dieser Heimkehr ins Vaterland hinweggehen, wie auch über die Ehrenbezeugungen, die dem sonst so beredten, jetzt verstummten, geliebten Manne unterwegs in das Grab mitgegeben, die stillen Tränen, die dem Sarge nachgeweint wurden. Die Republik ist sonst sparsam mit äußern Ehren- und Dankesbezeugungen für die Männer, welche das Volk an die ersten Stellen beruft. Aber es gibt kein erstrebenswerteres Ziel für einen Staatsmann, als den Dank des ganzen Volkes, und der ist Bundesrat Brenner auch über das Grab hinaus zuteil geworden.

* * *

Eine düstere Abendstimmung lag am Freitag, den 17. März, über der Bundesstadt ernstgothischem Münster. Still und verlassen seine weiten, dunkeln Hallen. Im spärlich von außen eindringenden Zwielicht hängt zwischen dem schwarz drapierten Mittelbogen eine mächtige Schweizerfahne. Darunter aus schwarzem Marmor ein Altartisch, von Zypressen umstanden. Nun erhellen zwei Bogenlampen von dem hohen Gewölbe herab schwach die düstern Räume, und durch das Portal herein naht in gemessenem Trauerschritt ein halber Zug Guiden. Eigentümlich der Sporenklang auf den Steinfließen in den wiederklingenden Hallen. Einige der Soldaten tragen den kranzgeschmückten Sarg, dem eine kleine Schar Trauernder folgt. Lautlos setzen sie die Totenbahre vor dem Marmortische nieder. Zwei Soldaten mit gezogenem Säbel einander gegenüber halten davor diese ernste Nacht die Ehrenwache. — Andachtsvolle Stille. — Ein letzter Blick auf den Katafalk, empor zum weißen Kreuz im roten Feld. — Das war für die Teilnehmenden die intime Totenfeier, der Abschied von ihrem lieben Vater, Bruder und Freunde.

Wie folgenden Tages Behörden und Volk in Scharen nach dem Münster wallten zur Trauerfeier für ihren hoch-

verehrten, vom Lebenswerke allzu früh abgerufenen Bundesrat Brenner, um dann auf dem Bremgarten Friedhofe seinen Leib der läuternden Flamme zu übergeben: das ist schon so ausführlich in den Tagesblättern anno 1911 berichtet worden, daß wir es uns wohl versagen können, noch viel davon zu erzählen.

Pfarrer Ryser hat in seiner Leichenrede gesagt: „Das Wappen der Familie Brenner zeigt drei hellbrennende Kerzen. Nicht für sich, für andere ist's, daß sie leuchten; sie selbst gehen dabei zugrunde. Der Verewigte hat diesem Wappen Ehre gemacht. Warum denkst du nur an dein Land und vergissest dabei dich selbst? Siehst du denn nicht: Wohl brennet das Licht; aber unterdessen verzehrt sich die Kerze? — Er aber würde mit seinem gütigen Lächeln antworten: Ich rede und denke anders: Wohl verzehre ich mich; aber was tut's? Das Licht brennt und leuchtet."

---

# Aus den Briefen eines Baslers vor hundert Jahren.

Mitgeteilt von Rudolf Thommen.

Die Briefe, die hier zum Abdruck gelangen, bedürfen erfreulicher Weise weder einer langen Einleitung noch eines gelehrten Kommentars, um sie dem Leser anziehend und verständlich zu machen. Es genügt, sie mit einigen Angaben über die beiden Korrespondenten und die Art der Wiedergabe einzuführen und mit einigen, mehr nur der Bequemlichkeit des Lesers dienenden Anmerkungen zu begleiten.

Was zunächst die Korrespondenten betrifft, so ist der Absender der Briefe Eduard Ochs in Basel, der Empfänger Johann Jakob Wüst in Frauenfeld.

Eduard Ochs — später Eduard His-LaRoche — wurde als jüngstes Kind des Oberstzunftmeisters Peter Ochs und seiner Gemahlin Salome geb. Vischer, am 12. Mai 1792 in Basel geboren. Durch die politischen Verwicklungen, die Vermögensverluste seines Vaters, die Krankheit und den Tod seiner Mutter, sowie andere Unglücksfälle in der Familie wurden seine Knaben- und Jünglingsjahre auf das Empfindlichste verkümmert. Zuerst in Basel, dann vier Jahre in Paris, daraufhin wieder in Basel aufgewachsen, hatte er nur unregelmäßigen Schulunterricht genossen, und erst 1807 und 1808 war es ihm vergönnt, in der vorzüglichen Schule des Prof. Christoph Bernoulli zwei regelmäßige Schuljahre durchzumachen. Für den Kaufmannsstand bestimmt, trat er 1809 in eine vierjährige Lehre bei der Kommissions- und Speditionshandlung Gebrüder Klimrath in Straßburg. Sein Freund J. J. Wüst, an den die nachstehenden Briefe gerichtet sind, betrieb in Straßburg juristische Studien. Die

beiden hatten sich schon früher im Bernoullischen Institut in Basel kennen gelernt. In Straßburg besuchten sie zusammen Vorlesungen über den code de commerce, erlernten auch miteinander das Flötenspiel. Im Oktober 1813 nach Basel zurückgekehrt, trat Ochs zuerst im Hause Merian-Forcart in Stellung und associerte sich einige Jahre darauf mit seinem Onkel und späteren Schwiegervater J. J. La-Roche. Anläßlich seiner Verlobung mit Annette LaRoche im Jahre 1818 vertauschte er, mit ausdrücklicher Einwilligung seines Vaters, seinen Namen gegen denjenigen seines Urgroßvaters His von Hamburg, von welchem keine männlichen Nachkommen existierten. Seinem Beispiel folgte sein Bruder Fritz ein Jahr später bei seiner Verheiratung mit Charlotte Vischer. Politische Motive sind bei diesem Namenswechsel nicht in Betracht gekommen (Vgl. hierüber: „Der Namenswechsel der Söhne von Peter Ochs" im Basler Jahrbuch 1901). Im Jahre 1822 wurde Eduard His durch das Vertrauen seines Onkels P. Vischer-Sarasin, der zugleich der Großvater seiner Frau war, in die Leitung des alten Seidenbandgeschäftes Hans Franz Sarasin im blauen Haus berufen, dem er von da ab, in Verbindung mit seinem Vetter P. Vischer-Passavant, Jahrzehnte hindurch mit Umsicht und Energie vorgestanden hat. Beim Militär hat er 1815 als Leutnant an der Belagerung von Hüningen und 1833 als Hauptmann und Adjutant des Obersten Vischer an dem unglücklichen Auszug vom 3. August gegen die Landschaft teilgenommen. Anderseits übertrugen ihm seine Mitbürger eine Reihe von Vertrauensämtern, erst merkantiler, dann richterlicher Natur. Als Sekretär des Handlungskomité, dem er in der Folge und bis zu dessen Auflösung als Mitglied angehört hat, wurde er 1818 mit Kreditiv der Regierung in Schiffahrtsangelegenheiten nach den Rheinlanden abgeordnet. Die Folge dieser Mission war, daß hier fremde Schiffe zur Ladung zugelassen wurden, und daß überhaupt das ganze Schiffahrtswesen

neu organisiert wurde. Auch in politischen Angelegenheiten, als Mitglied des Verfassungsrats und des Großen Rats, wie in speziellen Missionen hat er seiner Vaterstadt wiederholt wertvolle Dienste geleistet. Während mehr als dreißig Jahren ist er ein hochgeschätztes Mitglied des Appellationsgerichts gewesen. Einfachheit und Klarheit der Denkweise und ernste Lebensauffassung waren die bezeichnenden Grundzüge in seinem Wesen. Er starb nach kurzer Krankheit am 25. Oktober 1871 mit Hinterlassung zahlreicher Nachkommen und ist der Stammvater sämtlicher jetzt lebenden Glieder der Familie His.

Johann Jakob Wüst[1]), der Empfänger der Briefe, ist als der einzige Sohn des gleichnamigen thurgauischen Regierungsrates am 20. Januar 1792 geboren. Da er sich frühe für die Jurisprudenz entschieden hatte, ließ ihn sein Vater, der ihm eine tüchtige Vorbildung geben wollte, in das seiner Zeit berühmte philotechnische Institut des Dr. Christoph Bernoulli in Basel eintreten, in dem er drei Jahre (1807—1810) blieb und das er wegen des empfangenen guten Unterrichts stets in dankbarer Erinnerung behielt. 1810 bis 1813 studierte er in Straßburg in der École des droits, wo er zwar wegen der einseitigen Bevorzugung des französischen Rechtes nicht das fand, was er suchte, aber doch an Kenntnissen sammelte, was möglich war. Seine Rückkehr ins Elternhaus fiel in die bewegte Zeit des Untergangs der Macht Napoleons, und so mußte auch er daheim zunächst Waffendienst tun. Er war Unterlieutenant, dann Hauptmann der freien Scharfschützenkompagnie bei der Grenzbesetzung (Dezember 1813 und Ende Mai 1814) und führte als solcher während der 100 Tage seine Kompagnie sogar über die Grenze nach Frankreich, von wo er jedoch nach kurzer Zeit in das schweizerische Kriegsgericht nach Bern berufen wurde. Dort blieb er bis Ende Februar 1816. Nach seiner Heim-

[1]) S. den Nekrolog in der „Thurgauer Zeitung" vom 5. November 1885, verfaßt von seinem Neffen Pfarrer Sulzberger.

kehr bildete er sich im Bureau seines Vaters, eines der gesuchtesten Advokaten im Thurgau, praktisch noch weiter aus. Er wurde gleichfalls ein sehr geschätzter Anwalt und bald auch in verschiedene richterliche Behörden gewählt: 1823 ins Amts- und Kriminalgericht, 1824 und wieder 1850 ins Obergericht, dem er mehrmals präsidierte, 1829 als weltliches Mitglied ins Ehegericht. Seine Kenntnisse sowohl wie sein fester Charakter führten ihn während der Bewegung von 1830 von selbst in den Vordergrund, und es ist bemerkenswert, daß er, obwohl ein ausgesprochener Gegner radikaler Neuerungen, doch in den Ausschuß zur Ausarbeitung der neuen Verfassung und nach deren Annahme abermals, wie schon früher unter dem alten Regime, in den Großen Rat gewählt wurde. Daneben versah er bis 1849, d. h. bis zum Uebergang des Postwesens an die Eidgenossenschaft das Amt eines Postdirektors des Thurgaus und fungierte zuletzt noch als Bezirksrat des Kreises Frauenfeld. Alle diese mannigfaltigen Geschäfte besorgte er mit immer gleicher Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit und erübrigte doch noch Zeit, um sich an gemeinnützigen Werken zu beteiligen, gute Bücher zu lesen und seiner Familie zu leben. 1825 hatte er sich mit Maria Merkle aus Ermatingen vermählt und konnte in glücklicher, von schweren Heimsuchungen verschonter Ehe sogar noch die seltene Feier der eisernen Hochzeit im Kreise seiner Kinder, Enkel und Urenkel und fast im Vollbesitze seiner geistigen und körperlichen Kräfte begehen. Bald darauf ist er, beinahe 94 jährig, nach kurzer Krankheit am 1. November 1885 aus diesem Leben geschieden.

Was dann die Briefe betrifft, so sind sie in den Jahren 1811—1815 geschrieben worden und bilden einen Teil der zwischen den beiden Freunden geführten Korrespondenz, die auch nachher, obgleich manchmal mit langen Pausen, fortgesetzt wurde und sich bis 1840 verfolgen läßt. Sie stammen also aus einer Zeit, in der, wie jetzt, Europa von furchtbaren Kämpfen durchtobt war, Kämpfe, die bekanntlich den Zu-

sammenbruch der Herrschaft Napoleons zur Folge hatten, und sie tragen auch den Stempel dieser gewaltigen Periode an sich. Wenn sie anfangs fast ausschließlich Nachrichten privater und familiärer Art enthalten, so treten diese später in dem Maße zurück, als der Verlauf der allgemeinen Begebenheiten, die freilich bald auch den Wohnort des Briefschreibers selbst in Mitleidenschaft ziehen, sein Interesse gefangen nehmen. Man merkt — und wie gut können wir ihm das nachfühlen — wie unter ihrer Wucht die Vorkommnisse des gewöhnlichen täglichen Lebens entwertet werden und fast nur noch das mitteilenswert erscheint, was zu diesen Ereignissen in Beziehung steht.

Eben diese Berichte sind für die Publikation in erster Linie herausgehoben und zusammengestellt, außerdem aber ihnen auch noch einige privater Natur angereiht worden, die wegen der darin genannten Personen oder aus einem anderen Grunde einen weiteren, speziell baslerischen Leserkreis interessieren dürften.

Die durch dieses Verfahren in Wegfall gekommenen Briefteile sind im Druck, wo es nötig schien, durch Punkte markiert, diejenigen Worte, die beim Oeffnen der Briefe weggeschnitten und hier ergänzt wurden (Nr. 5, 6, 9 und 10), der in Nr. 2 und 6 durch Kürzung des Originals gewonnene Text und die nicht vom Briefschreiber selbst herrührenden Daten (Nr. 11 bis 16 und 21) sind in Klammern gesetzt worden. Was die Orthographie betrifft, so wurden die in der Eile vergessenen Umlautzeichen und die aus demselben Grunde stark vernachlässigte Interpunktion in einer der vorhandenen Schreibung möglichst angepaßten Form ergänzt und behufs Vereinfachung des Druckes die meistens in Antiqua geschriebenen Namen in Fraktur wiedergegeben.

Der Wert der Briefe als historischer Quelle liegt natürlich ganz auf den die Lokalgeschichte betreffenden Nachrichten, und auch in dieser Beziehung darf der Leser keine umstürzenden Neuigkeiten erwarten. Allein abgesehen davon, daß

das „Jahrbuch“ nicht den fürchterlichen Ehrgeiz besitzt, in erster Linie als historisches Quellenwerk zu dienen, und daher auch Publikationen leichterer Art zulassen kann, liegt es in der Natur des Menschen, zum mindesten derer, für die die Vergangenheit nicht schlechtweg tot und abgetan ist, allem ein gewisses Interesse entgegen zu bringen, was von einem großen Menschen oder einer großen Zeit Kunde gibt. Hier trifft beides zu, und insofern wird man diese Briefe immer gerne lesen. Dabei muß man sich nur vor Augen halten, daß ihr Verfasser damals ein sehr junger Mann war und in den intimen, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Mitteilungen an einen Freund sich wohl gehen lassen durfte. Gerade dieser mitunter etwas burschikose Ton erhöht aber den Reiz der sonst durch Klarheit und Sicherheit des Ausdrucks gefälligen Diktion.

Schließlich habe ich nur noch die angenehme Pflicht, meinem Schwager, Herrn Dr. Emil Labhardt-Thommen, für die vertrauensvolle Ueberlassung der Originale und die biographischen Angaben über den Empfänger der Briefe, desgleichen Herrn Ed. His-Schlumberger für dieselbe Mitarbeit in bezug auf den Verfasser der Briefe, seinen Großvater, für die Abschrift des Abschnittes aus dessen handschriftlicher Autobiographie, die den ziemlich abrupt endenden brieflichen Mitteilungen über die Belagerung von Hüningen einen besseren Abschluß gibt, und für sein placet in bezug auf die ganze Publikation bestens zu danken.

1.

Strasburg, den 19. 7ber 1811.

Kommen Sie lieber Freund nur bald wieder zurück. . . . . . Viel Interessantes hab ich Ihnen nicht zu schreiben; ich spiehle nun mit Kußnick die so lange versprochenen Trio, welche beiseits gesagt ungeheuer langweilig sind; er sagt aber wenn alle 3 Par(? mit ein)ander gespiehlt werden, so mache es einen vortrefflichen effect . . . . .

Adieu, vergessen Sie nicht etwas von Basel mitzubringen. Sie wißen schon für wenn; wißen Sie nichts besseres, so bringen Sie ½ Dutzend läckerli. — Schreiben Sie mir noch ein Paarmal, bestimmen Sie mir besonders den Tag Ihrer Ankunft hieher; ich werde ihnen entgegen gehen.

Ihr Freund Eduard.

. . . . . Wenn Sie eine Landkarte von Ihrem Canton haben, so bringen Sie sie doch mit. Sie haben mir bei weitem nicht genug von meiner lieben Vaterstadt geschrieben.

2.

Basel, 14. März 1812.

(Berichtet zuerst von seiner Ankunft in Basel, die zwischen 1. und 7. März erfolgt sein muß.) Den ganzen Tag des Sonntags wandte ich zu visiten an; am Abend gieng ich ins Concert, wo ich alle meine bekannte antraf . . . . Viel Veränderungen habe ich hier nicht gefunden. Die Basler sind noch immer die nehmlichen; dennoch amusier ich mich sehr und wünschte noch einige Wochen länger hier bleiben zu dürfen. — Gestern spielte man zum letztenmal im Theater; man gab ein elendes Stück betittlet: So sind sie gewesen, so waren sie und so sind sie, in drei Handlungen, wovon jede von der andern um 2 saeculum (oder saeculi) entfernt ist; ich hatte große Lust auszupfeifen. H. Bernoulli will etwas davon ins Morgenblatt einrücken lassen. — H. und Mme. Vogel waren nur als Gast hier; sie spielen noch immer vortrefflich; in den 6 Schüßeln haben sie mir sehr wohl gefallen. — Das innere des Instituts habe ich noch nicht besucht; so wie ich höre, ist man nicht mehr so wohl mit H. B. zufrieden, weil er immer neue Classen errichtet und die guten Lehrer fortschickt; er hingegen ist noch immer sehr von sich selbst zufrieden und hat sich gleich mit mir in ein philosophisches Gespräch eingelassen. Das Wetter ist mir bis jetzt so ungünstig gewesen, daß ich noch keine Tournée habe können

unternehmen; sobald es sich wird geändert haben, durchstreife ich mit meinem Bruder Fritz die umliegen(de Gegend). — Ich wünsche sehr, lieber Freund, zu wißen, wie es mit Ihrer Gesundheit geht, und dies ist eigentlich die ware Ursache, warum ich Ihnen schreibe. Den das vorstehende hätte ich Ihnen alles mündlich sagen können; thun Sie mich also bald mit einer günstigen Nachricht erfreuen. Ich habe beinahe geglaubt, ich werde hier einen Rückfall thun, da meine Brust, die ich übrigens gar nicht schone, wieder anfieng mir schmerzen zu verursachen. — Vor einigen Tagen speiste ich mit dem ex-König von Schweden bei meinem Oncle zunacht; er scheint ein vollkommener Narr zu seyn und vergißt sehr oft, daß er nur ein abgesetzter König ist. . . . .

3.

Basel, den 18. 7ber 1813.

Lieber Freund!

Uebermorgen reise ich wieder nach dem gelobten Land. Im ganzen genommen hat es mir hier recht wohl gefallen. Ich habe wieder viele alte Freunde gefunden, unter andern Carl Ryhiner, Wm. Has, Meville, W. Legrand, Aug. Wieland; mit diesen 5 habe ich fast alle Abend im Kämmerlin gebätelt. Vorgestern ist die frei-compagnie nach der Schützen Matte ausgezogen, allwo es sehr lustig zugieng. . . . . . Heute fahre ich mit meiner familie nach Istein; morgen giebt Gemuseus in Gundeldingen ein großes Gastmahl, wo ich mich wohl amusieren werde, da alle meine Bekannte eingeladen sind. . . . . Es verbreiten sich hier seit vorgestern böse Gerüchte. Die Franzosen sollen sich gewiß auf zwei Colonnen nach Magdenburg und Erfurth zurückziehen. Man weiß wahrlich nicht, was man wünschen soll. Sind die Franzosen geschlagen, so können leicht wieder Unruhen in der Schweiz ausbrechen und davor bewahre uns Gott.

Ich grüße Sie von Herzen. Eduard.

4.

Basel, den 15. 8ber 1813.

Nun bin ich, mein lieber Freund, seit 8 Tagen wieder hier und allem Anscheine nach werde ich noch einige Zeit hier bleiben, da mich die gegenwärtigen Umstände keineswegs aufmuntern, um wieder nach Frankreich zu gehen; übrigens ist es jetzt sozusagen unmöglich einen guten Platz in Paris zu finden, weil der Schreck dort alle Geschäfte gelähmt hat. Il regne sur notre place une terreur panique, hat ein Pariser Haus geschrieben, welches wirklich durch das enorme fallen der fonds publics bestätiget wird. Wir leben, mein lieber Wüst, in unruhigen Zeiten und Gott weiß, wenn dies alles ein Ende nehmen wird. Es verbreitet sich das Gerücht, als habe sich Bayern gegen Frankreich erklärt, von Wirtenberg spricht man auch zweideutig, zuletzt wird e r doch müßen Deutschland räumen und dann könnte sich wohl der Kriegs-Schauplatz in unsere Gegend hinziehen. Die Siege der Alliirten haben hier schon einigen Einfluß gehabt. Vor einigen Wochen wollte ein französischer Jude eine Wohnung in der Spahlen Vorstadt beziehen, das Volk lies es aber nicht zu und es gab desfalls beinah eine kleine Revolte. Der Jud mußte fort. Hätten die Franzosen gesiegt, so wäre dies gewiß nicht geschehen . . . . . .

5.

Basel, den 28. 8ber 1813.

Ich bringe Ihnen, mein lieber Wüst, wichtige Neuigkeiten. Der König von Neapel ist gestern Abend hiedurch gereißt. e bien, hat er zu dem H. Iselin, Gastgeber zu 3 Königen, gesagt, est ce que vous ferez comme les Bavarois? Non Sire, antwortete H. Iselin, nous sommes décidés a défendre notre neutralité contre qui que ce soit. Hierauf klopfte ihm der König ganz vertraulich auf die Schulter, erwiedernd: c'est bien; je suis bien aise d'ap-

prendre cela, je vais en Italie pour commander sur les frontières de la Suisse une armée de 80,000 hommes et je respecterai toujours la neutralité de la Suisse. J'enverrai aussi une depéche à l'Empereur pour l'engager à faire évaquer le Tessin. Diese Versicherungen sind, find ich, sehr beruhigend für uns. Denn wird die neutralität der Schweitz nicht geachtet, so könnte unsre Stadt in eine sehr schlimme Laage gerathen, da nach mehreren Briefen die Bayern sich unsrer Gegend näheren. Einige behaupten, sie seyen schon in Heidelberg; überhaupt verbreiten sich hier allerley Gerüchte und das Nicht zusammenberufen einer Tagsatzung in einem so kritischen moment erscheint jedermann sonderbar.

Um den König von Neapel zu sehen habe von 9 Uhr Abends bis Mitternacht in den 3 König gewartet; endlich ist er erschienen; er hatte sich den ganzen Abend mit dem König von Holland — der nun hier wohnt — unterhalten. Er ist ein schöner großer Mann mit einem enormen Schnurbart; seine Suite war ziemlich zahlreich. . . . . .

H. Notar Bernoully ist versprochen mit einer Jungfer Obermeyer, ein ziemlich hübsches Frauenzimmer von hier. Er kennt sich beinah nicht mehr vor Freude. Habe ich Ihnen schon gesagt, daß Christophe Burckhardt, der ehemalige Faquin, eine Jungfer Bernoully-Lachenal, die ein Vermögen von 1 Million hat, heirathet? Er hat erst 19 Jahre, sie hingegen 21 oder 22. Ihr Freund Eduard.

Ich sudle doch ganz entsetzlich, habe aber verfrohrene Finger.

Weder Hüningen noch Stra(sburg) sind in Belagerungszustand gesetzt worden.

6.

Basel, den 4. 9ber 1813.

Auch ich, mein lieber Wüst, habe mich unter das Militair begeben müßen; so eben erhalte ich mein Brevet

als Lieutenant unter dem Regiment Ehinger. — Glücklicherweise ist das erste Piquet schon complet, so daß ich nur unter das zweite kommen kann, welches aber nur im größten Nothfall zusammen berufen wird. Ich will nun auch das militairwesen theoretisch und pracktisch Studieren; denn es macht einen bösen Effect, wenn ein Officier nicht einmal recht exercieren kann. Vor 4 Jahren konnte ich es, aber seitdem habe ich es so ziemlich vergeßen.

Heute sind unsre Truppen encaserniert worden; von ihrer Abreise weiß man aber noch nichts bestimmtes. Es werden hier 1200 Mann Eitzgenößige Truppen erwartet. Auf die Schanzen kommen Schildwachen.

Kaiser Napoleon, weit entfernt gefangen zu seyn, hat den General Wrede, welcher Frankfurt eingenommen hatte, complet geschlagen und ist darauf triumphierend in Frankfurt eingezogen. Aus dieser Ursache ist gestern die Frankfurter Post hier nicht angekommen. Diese nouvelle macht mir um so mehr Freude, als das Heranrücken der Bayern in unserer Gegend hätte Unheil stiften können.

Ich habe Hofnung, daß die Schweitz wird neutral bleiben können. Dies wird sich indeß bald entscheiden, da die Tagsatzung auf den 15. dies zusammen berufen ist. (Ochs berichtet ferner, daß er einen von einem Freunde in Paris ausfindig gemachten) Platz auf einem Comptoir . . . wahrscheinlich nicht annehmen werde, da ich lieber hier als in Paris den Ausgang des politischen Kampfes abwarten will; übrigens würde mir jetzt meine neue Stelle nicht erlauben fortzugehen; denn man sagt, daß, falls ein zweites Piquet sollte zusammen berufen werden, diejenigen, welche sich in der Fremde aufhalten, dennoch werden spielen müßen. . . .

Von Castner habe ich in einem englischen Brief folgende Neuigkeit erhalten: Der Commandant von Kehl hat die Kinziger-Bruck abbrechen laßen, hat aber solche, so wie ich höre, auf seine Kosten wieder müßen aufba(uen)

laßen. — In Straßburg werden auch 400(0 Mann) National garden gebildet. Lebe(n Sie wohl). Eduard.

In Huningue sind noch immer keine Truppen angekommen.

7.

Basel, den 28. 9ber 1813.

Freuen Sie sich, mein lieber Freund, man hat gegründete Hofnung zu einem baldigen Frieden. Nach einem glaubwürdigen Brief hat Graf Metternich, der in Paris angekommen ist, einen Congreß in Mannheim vorgeschlagen, wo von allen Mächten Gesandte eintreffen werden. Zur basis des Friedens soll derjenige von Luneville angenommen werden; indeßen werden die hostilitaeten fortfahren. Diese und noch mehrere andere Détails sind hier aus ganz sicherer Quelle aus Paris angelangt und werden um so weniger bezweifelt, da seit einigen Wochen von Seite der Alliirten gar nichts unternommen worden ist. — In Lörrach sind schon seit 8 Tagen Kosacken und Ferdinands Husangen eingerückt. Sogleich nach ihrer Ankunft hat ein österreichischer Obrist begleitet von zwei bewafneten Kosacken dem hiesigen eidgenössischen Obrist Herrenschwanden eine Visite gemacht, um ihn zu ersuchen, auf unsern Grenzen Pfähle mit russischen Ueberschriften aufpflanzen zu laßen. Vorgestern ist auch die Prinzessin Constantin, begleitet von mehreren russischen Offizieren und ebenfalls unter escorte von mehreren Kosacken hier angelangt. Letztere sind den gleichen Abend wieder nach Lörrach zurück, erstere ist aber noch hier. — Französische Offiziere, welche just hier waren, als die Kosacken ankamen, haben sich sehr darüber aufgehalten, daß man solche hat bewafnet in die Stadt laßen kommen, welches auch wirklich einigermaßen gegen die neutralität ist. — Die Waffen der Kosacken bestehen in einem langen Spieß und in zwei langen Pistolen; statt einem Sattel haben sie auf dem Pferd ein Küßchen. — Wer hätte vor zwei Jahren geglaubt, daß wir hier Kosacken sehen würden? In unsrer Stadt sind sonderbare

Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, drei Thore hat man verrammelt, auf der Rheinbrücke stehen zwei Kanonen, auf der Schifflände ist ebenfalls eine, womit man das erste Joch der Brücke zerschmettern will, im Fall die Alliirten über den Rhein setzen wollten. — Die 4 Offiziere meiner Compagnie sind Peter Bischoff, Zäslin, Abraham Iselin und ich; alle Abend manoevrieren wir im Margräfischen Hof. Indeßen glaube ich nicht, daß wir in Aktivität kommen werden, da unsre Compagnie die letzte des zweiten Piquets ist.

Gestern gab Roda hier ein Concert; es war brillant und jedermann war über die Geschicklichkeit dieses Künstlers entzückt. Mit Peter Bischoff habe ich schon Duo geblasen. — Der junge Ehrmann von Strasburg, der bei G. Redslob violin spielte, ist nun hier im Hause Passavant; künftigen Sontag werden wir mit einander Musik machen. — Vor einigen Tagen war ich in Hüningen; es sind noch nichts als conscrits dort; indeßen wird an den Festungs-Werken mit großem Eifer gearbeitet.

Ihr Freund Eduard.

8.

Basel, den — Dezember 1813.

Daß Graf v. Metternich in Paris war und einen Congreß in Manheim vorgeschlagen hat, ist gewiß; daß der Friede von Luneville zur basis des zu machenden Friedens dienen sollte, ist auch wahr; was aber den ferneren Erfolg dieser negociationen betrifft, so hat sich noch nichts bestätiget; indeßen sind noch immer beide Armeen gänzlich inactiv. — Täglich kommen hier eidgenössische Truppen an und gestern ist auch der H. General v. Wattenwyl hier angelangt. Unser erstes Piquet mit Zuziehung von zwei Comp. Glarner ist nach Stein am Rhein abmarschiert. Das zweite ist noch nicht einmal organisiert, so daß ich vieleicht gar nicht in activitaet kommen werde. — Vor einigen Tagen hatten sich zwei Kosacken verirrt, sie kamen zu einer Berner Schild-

wache auf unserer Grenze, und bathen dieselbe ihnen den Weg nach Lörrach zu weisen. Diese aber, statt Antwort zu geben, ward über die Erscheinung dieser Leute so erschrocken, daß sie sich eiligst nach der Stadt flüchtete. Dies zum Beweis, wie tapfer diese Truppen sind. . . . .

## 9.

Basel, den 30. Dezember 1813.

Nun hat, lieber Freund, unser Soldatenwesen ein Ende, wenn nicht aus dem Spaß Ernst wird, wie es zu befürchten ist. Wer hätte dieses geglaubt, als wir Straßburg verließen? Unsere Stadt ist jetzt außerordentlich belebt, da noch täglich alliirte Truppen hindurch marschieren, und eine beträchtliche Anzahl Bayern, die zur Belagerung von Hüningen bestimmt sind, hier einquartiert wurden. Gestern nachts hat das Bombardement von Hüningen angefangen; so wie ich aber höre, hat es keine große Wirkung gehabt. Heute soll es ernsthafter zugehen, da man diese Festung durchaus bald einnehmen will. Von unserem Haus hört man die Kugeln ordentlich pfeiffen und alles wird erschüttert. Denken Sie, den gleichen Abend, wo die alliirte Armee hier eingerückt ist, mußte ich noch mit meiner Compagnie einen Eid ablegen, daß wir die neutralitaet vertheidigen wollten, da wir den Tag darauf nach Dyseņhofen abreisen sollten; dies beweißt ihnen, wie wenig unsere Regierung von dem, was vorging, unterrichtet war. Die Berner haben sich des Nachts ohne Geräusch davon gemacht, so daß, wenn der Commandant von Hüningen gewußt hätte, was vorging, er hätte können unsere Stadt verbrennen laßen, da die Oestreicher erst 11 Stunden nach dem Abmarsch der eidgenössischen Truppen hier einrückten. Das Hauptquartier von Schwarzenberg ist noch immer in Lörrach; er kommt aber öfters in die Stadt. Vorgestern war bei Mme. Bourcard-Zäslin eine große Soirée, wo sich Schwarzenberg, Fürst von Liechtenstein,

Wrede, mehrere Engländer und sogar Engländerinnen befanden. — Der Deputierte des Kantons Waadt soll von dem russischen Kaiser sehr gnädig aufgenommen worden seyn und von ihm die Versicherung erhalten haben, daß ihm die aristocrachie der Berner immer sehr zuwider gewesen sey, weshalb er auch seinem Minister die nöthigen ord(res) ertheilen werde. Es wird vielleicht a(lso) den Bernern nichts als eine lange Nase bleiben; welches ich von Herzen wünsche.

Ich werde nun bestimmt hier bleiben, da ich eine Stelle bei Herrn Merian-Forcart erhalten habe. Künftigen Montag soll ich eintretten. Ein Narr, der sich auf voraus gemachte projecte verläßt. — Wie geht es bei Ihnen zu, sind viele Truppen durch Schafhausen? Leben Sie wohl, lieber Freund, ich wünsche Ihnen einen glücklichen jahreswechsel und ersuche Sie mir recht bald zu schreiben.

## 10.

Basel, den 25. Februar 1814.

Eine gefährliche Krankheit, das Nervenfieber, die mein Vater glücklich überstanden hat, ist die Ursache, lieber Freund, warum ich Ihren letzten Brief so lange nicht beantwortet habe. Schätzen Sie sich sehr glücklich, dem Durchmarsch fremder Truppen nicht unterworfen zu seyn; hier haben sie viel Unheil gestiftet. Denn ihnen allein haben wir das leidige Nervenfieber zu verdanken. Unsere Stadt ist mit Spitälern angefüllt und zwei unserer Docktoren sind schon Opfer Ihres Eifers geworden. —

Die Einquartierungen haben nicht im mindesten nachgelaßen, da noch täglich fremde Truppen hier ankommen. Den 9. dieses haben wir auch Besuch von Hünigen bekommen, ich meine nämlich einige Bomben und Kugeln, die uns die Franzosen zugesandt haben; eine Kugel ist in die Lottergaß an die Mauer unserer Reben angefahren. Kleinhünigen ist förmlich bombardiert worden, jedoch ohne

Schaden. — Seit 14 Tagen ist es aber bei der Festung ganz still. Zwei Stunden von hier, bei Istein, laßen die Alliirten eine Brücke machen.

Graf von Wittgenstein ist am 18.—19. von Nap. geschlagen worden, so daß das Hauptquartier wieder nach Troyes retrogradiert ist. — Auf diese Nachricht können Sie sich verlaßen, da ich Sie von jemand habe, der sich im Hauptquartier befindet; übrigens ist sie durch mehrere Couriere bestätiget worden. Man spricht indeßen stark vom Frieden und es heißt, daß, wann er in einigen Tagen nicht abgeschloßen wird, bei Troyes eine decisiv-Schlacht vorfallen werde. Möge sie zum Vortheil der Alliirten ausfallen. Denn bei der jetzigen Lage der Dinge (wäre es) ein großes Unglück für uns, wenn Nap. wie(der) Sieger würde; es ist aber nicht zu vermuthen, da die Alliirten von allen Seiten verstärkungen bekommen. Bernadotte mit 70 m mann ist schon in Rheims eingerückt.

Graf d'Artois, der sich ziemlich lange hier aufhielt, hat den Namen von Monsieur angenommen und ist bereits nach dem Hauptquartier abgereißt. — Kaiser Franz ist ein sehr guter Mann; er hat sich sehr herablaßend gegen meinen Oheim Vischer, bei dem er wohnte, betragen; er ist öfters mit ihm ganz allein ausgegangen und hat ihm bei seiner Abreiße einen schönen Ring mit brillant verehrt.

Was mögen unsere Leute in Straßburg thun? Die Belagerer haben einige Bomben hinein geschickt, sollen aber, so wie ich gehört habe, von der Besatzung weggejagt worden seyn. Leben Sie wohl, lieber Freund, addressieren Sie mir Ihren Bf. bei G. M.-F., wo ich immer sehr beschäftiget bin.

11.

(Basel, Merz 1814.)

Inliegend wieder ein Bulletin von sehr wichtigem Inhalt; doch glaubt man, daß es nach Art der Franzosen

sehr übertrieben ist. — Ich habe soeben mit jemand gesprochen, der Paris am 3ten dieses verlaßen hat. Man war wieder ziemlich ruhig, und das Volk war sehr erbittert gegen die Alliirten. Eine neue Conscription bis in das 48. Jahr ist ausgehoben worden und Napoleon soll nun eine Armee von 400000 Mann haben. — Wird der Friede nicht bald geschloßen, so könnte es wohl einen spanischen Krieg geben. — Durch die Zeitungen werden Sie gesehen haben, daß die Hüniger ihre Rache gegen uns auf eine sehr thätige Art ausgeübt haben. Außer der Bombe, die in das Guisendörfersche Haus gefallen ist und alles zerschmettert hat, sind noch mehrere in seinen Garten gefallen. In den Stadtgraben nicht weit von unsrem Haus fielen auch mehrere solche Kameraden, jedoch ohne Schaden anzurichten. Es werden noch immer Bomben in Wyl gefüllt. Doch ist seit 4 à 5 Tagen nichts unternommen worden. Statthalter Guisendoerffer reißt morgen in das Hauptquartier ab, um die gefährliche Laage unserer Stadt zu schildern. Leben Sie wohl, lieber Freund, jede wichtige Neuigkeit theile ich Ihnen mit.

12.

(Basel, 29. Merz 1814.)

Beigehend ein Bulletin und 1 Proclamation; seit 8 à 10 Tagen war man ohne Bericht von der Armee, und es verbreiteten sich sonderbare Gerüchte; auch jetzt ist man noch nicht ohne Besorgniß, da täglich eine große Menge Russische Officiere und Bagagen-Wagen zurück kommen; bei Chaumont war ein Aufstand von 7000 Bauern. — Die beiden Großfürsten von Rußland, welche Ihre Reise nach Frankreich angetretten hatten, sind wieder zurück gekommen; als Ursache geben Sie die schlechten Wege an. — In einigen Tagen muß man den Bericht von sehr entscheidenden Ereignissen haben; ich theile Ihnen das Erfahrene sogleich mit. —

Ihre Inlage ist befördert worden. — In der Eile. —

13.

Basel, den 1. April (1814).

Obgleich die Alliirten nach dem beiliegenden Bulletin eine große Schlacht gewonnen haben, so ist man doch noch nicht ganz beruhiget, indem Napoleon sich mit einem beträchtlichen Armee-Korps nach Metz zieht, um, wie es scheint, im Rücken der Alliirten zu agiren; indeßen glaube ich, daß, wenn Paris einmal besetzt ist, die Alliirten das Spiel werden gewonnen haben.

Von dem schon so lange erwarteten großen Geschütze für die Belagerung von Huninguen sind endlich vorgestern hier angelangt 50 vier und zwanzig Pfünder und 21 Haubitzen; heut sollen noch 20 Mörsel eintreffen; es wird indeßen noch mehrere Tage dauern, bis dieses Geschütz in den Batterien aufgeführt seyn wird; wenn einmal alles im Gang ist, so muß das crakeel fürchterlich seyn, da ein einziger Schuß aus einem 24er aus Huningue hier schon alles beben macht. — Ich hoffe, daß man den Hüniger auf eine solche Art zusetzen wird, daß sie nicht Zeit haben werden nach Basel zu schießen; denn sonst sind wir in einer critischen Lage, da nach der Versicherung aller Officiere von Hünigen aus bis über unsre Stadt hinaus geschoßen werden kann.

Da die Politik sie interessiert, so werde ich fortfahren, Sie von dem, was Vorfallt, zu unterrichten. Da ich aber immer auf dem Bureau sehr beschäftigt bin, so muß ich immer in der Eile schreiben; gewöhnen Sie Sich also an meine Sudel Briefe.

Ihr Freund Ed.

Werden Sie Ihre Geschäfte nicht bald hieher führen? Napoleon muß gewiß was im Schild führen, denn sonst hätte er sich gewiß nicht laßen abschneiden.

Ich will Sie mit Neuigkeiten überhäufen.

14.

(Basel, 6. April 1814.)

Soeben bringt ein Courier die Nachricht von Besitznahme von Paris. Das gedruckte Bulletin wird wohl noch heute erscheinen. Hiebei indeßen das wesentlichste des Inhalts. — Gestern ists bei Huningue ziemlich unruhig zugegangen. Die Alliirten haben die Redoute zusammen geschoßen und die ganz nahe bei der Festung befindliche Sternschanze mit Sturm eingenommen; darauf soll nun die batterie für die Breche angebracht werden.

Hört man bei Ihnen die Canonade? Man behauptet, man höre sie in Lindau.

Wenn Sie der erste sind, welcher beiliegendes Bulletin erhält, so werden Sie wohl eine wichtige Rolle spielen?

15.

Basel, den 9. April (1814).

Lieber Freund, die wichtigsten Ereigniße häufen sich solcher Maße, daß man wirklich nicht weißt, ob man traumt oder wacht. —

Napoleon ist vom Senat abgesetzt und sogar verbannt worden. — Heute Abend um 6 Uhr erscheint darüber ein Bulletin, welches ich Ihnen mit erstem Courier einsenden werde; indeßen finden Sie beiliegend ein zweites Bulletin über das einrücken der Alliirten in Paris. — Couriere haben versichert, der Friede mit dem Senat sey schon abgeschlossen und es werde nester Tage Befehl an alle Platz-Commandanten ergehen, um den Feindseligkeiten ein Ende zu machen. Talleyrand Perigord ist jetzt an der Spitze der Geschäfte. —

Napoleon ist zu nichts geworden. — Ist dies nicht eine ungeheure Nouvelle?

Wer hätte dies geglaubt. — Hoffentlich werden wir Ruhe haben, wenn ein Bourbon auf den Thron kommt. —

16.

. . . . . Gestern sollte Huningue ernstlich beschoßen werden, als plötzlich ein Waffenstillstand von 6 Tagen geschloßen wurde. — Der Commandant hat sogleich einen Courier nach Paris geschickt, um Verhaltungsbefehle einzuhohlen.

Den 11. April (1814).

17.

Basel, den 25. May 1814.

Ich hofte immer, lieber Freund, Ihnen die erfreuliche Nachricht von der endlichen Unterzeichnung des Friedens anzeigen zu können; leider zieht sich aber dies in die Länge, und es ist diesfalls noch nichts officielles bekannt. — Ich denke jedoch, daß dem leidigen Krieg einmal ein Ende wird gemacht werden. Mit Einquartierung sind wir noch immer sehr geplagt. — Wegen der Schleifung Hünigens hat man wenig Hoffnung; mein Vetter Benedict Vischer, welcher diesfalls von der Tagsatzung nach Paris gereißt ist, schreibt, daß der französische König dazu wenig geneigt sey. — Napoleon ist also auf Elba angelangt und nun, da er gestürzt ist, erscheinen eine ungeheure Menge Flugschriften gegen ihn. Ein leichtsinnigeres Volk als die Franzosen läßt sich nicht wohl denken. Ich möchte es verachten. . . . . .

H. Schmid hat mein Vermögen schlecht verwaltet; ich bin in eine faillite gekommen für zweihundert Louisd'or, wovon ich das halbe und meine Schwester die andere Hälfte verlieren werden. Ich habe daher um die Mehrjährigkeit angehalten und solche ist mir von unserer Regierung bewilligt worden. —

18.

Basel, den 16. August 1814.

. . . . . Seit der Blokade von Straßburg ist meine Correspondenz mit dieser Stadt gänzlich unterbrochen. —

Letzten Sonntag war ich mit 12 von meinen Freunden auf dem Blauen bei Badenweiler. — Man vegettiert ein bischen hier und ich gestehe Ihnen, ich hätte ziemlich Lust, wieder ein wenig aus zu wandern; ich würde aber dadurch meinem Vater Mühe machen. —

19.

. . . . . Der Herzog von Berry soll in einer Stunde in Bourg-libre ankommen; es sind dort große preparatifs zu seinem Empfang gemacht worden; alles läuft dorthin. Eine Deputation aus unserem Rath begiebt sich auch dahin. — Die Engländer haben Washington und Baltimor ganz zerstört, so daß die Amerikaner gezwungen sind Frieden zu machen. — Der junge Landerer, einer meiner Freunde, welcher nun den Storchen übernommen hat, ist mit Jungfer Frey . . . versprochen.

Den 7. 8ber 1814. Ihr Freund Eduard.

20.

Basel, den 6. Jenner 1815.

Lieber Freund!

. . . . . Mein Militärdienst nimmt mit künftiger Woche sein Ende; übrigens hat er mich nicht sehr belästiget, da ich Mittel gefunden habe, mich im größten Theil des Dienstes remplacieren zu lassen, und nebenbei alle meine Comptoir-Geschäfte besorgte. Den Schnautz habe ich diesfalls nicht zum Vorschein kommen laßen; das vorige mal hat er aber paradiert.

21.

(Basel, 16. August 1815).

Schon lange, lieber Freund, wünschte ich Ihren jetzigen Aufenthalt zu kennen; konnte aber solchen nicht ausfindig machen; endlich ersehe ich von ungefähr aus der Lausanner

Zeitung, daß Sie Mitglied eines in Bern errichteten Kriegsgericht sind. — Diese fatale Rolle wird Ihnen nicht erlauben hieher zu kommen; doch wäre der jetzige Augenblick sehr interessant, da nun Hüningen förmlich belagert wird, welches ein erzspectacle geben wird. — Gestern Abend ist das große Geschütz endlich angelangt. — Wären Sie mit Ihrer Compagnie hier, so würde Ihnen auch die Ehre zu theil, französisches Blut zu gießen. — Die Zürcher Scharfschützen machen Wunderwerke; auf 500 Schritt erlegen sie den Mann. — Seit 5 Monaten, daß ich im Dienste bin, habe ich unsern Kanton nicht verlaßen; wir sind bald in dieses bald in jenes Dorf verlegt worden, war auch 5 Wochen im Laager, nun aber wieder in der Stadt. — Das Militair-Leben ist mir jetzt so ziemlich verleidet. — Von dem letzten Bombardement werden Sie die öffentlichen Blätter hinlänglich unterrichtet haben; nun glaubt man, daß solches wieder beginnen wird, so bald man gegen Hüningen schießen wird; indeßen ist man darauf gefaßt; ein großer Theil der hiesigen Einwohner sind ausgezogen, mein Vater ist geblieben und will nichts flüchten; er sagt, die Bomben gehen alle über sein Haus — diese sonderbare music sollten Sie einmal hören. — Der Erzherzog logiert bei meinem Patron; vorgestern hatte ich dort die Wache und wurde, wie dies üblich ist, zu Tische gezogen. — Er ist sehr munter und herablassend. — Adieu lieber Freund, geben Sie mir Nachricht von Ihnen.

In der Eile.

22.

Basel, den 19. August 1815.

Nun lieber Freund gilt es ernst. Vorgestern haben wir gemeinschaftlich mit den Belagerungstruppen die Transcheen von Hüningen eröffnet. Wir waren 1500 Schweizer und hatten das rechte Rhein-Ufer übernommen. Da uns nur der Rhein von den französischen Batterien trennte, so hätten

uns diese mit Kartetschen in der ersten Stunde ungeheuer viel Leute tödten können; die Arbeit gieng aber mit einer solchen Ruhe vor sich, daß die Franzosen erst Späth was merkten. Dann erfreuten sie uns aber mit einem anhaltenden Gewehrfeuer und ließen uns auch von ihre Kugeln mit feurigen Schwänzen — so wie solche von unsern Baselbiethern genannt werden — sehen. Wir waren indeßen schon halb eingegraben, so daß die Kugeln über uns hinausflogen; nur etwa 5 oder 6 von unsern Leuten wurden blessiert. Die Oestreicher, die auf der gleichen Linie arbeiteten, hatten 2 Todte und 7 Verwundete. Heute Nacht war wieder unser ganz Bataillon von 6 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgends in den Transcheen, um solche zu erweitern, und nun kommen wir alle auf die Wache; also drei Nächte hinter einander im Dienst. — Dies ist ein wenig zu streng; doch werden wir standhaft ausharren. — Bis morgen Abend werden wohl die ersten Batterien fertig, so daß im Anfang künftiger Woche das Bombardement unfehlbar beginnen wird. Es sollen nicht weniger als 150 piècen aufgeführt werden. Das giebt dann ein fürchterliches Krakel.

Leben Sie wohl lieber Freund; meinen letzten Brief von voriger Woche werden Sie erhalten haben?

## Aus den Aufzeichnungen über seine Erlebnisse betr. die Belagerung von Hüningen.

Die erste Linie der Laufgräben wurde in einer Nacht durch 5000 Mann eröffnet. Ich kam zur Eröffnung der Gräben auf die Stelle zwischen dem Bischofffschen Garten in Kleinhüningen und der sogenannten Schusterinsel. Meine Compagnie wurde 3 Nächte nach einander zu dieser Arbeit beordert, doch gab es wenig blessierte, obgleich uns die Franzosen tüchtig Haubitzen und Kartätschen zuschickten. Zum Andenken habe ich eine Kartätschenkugel, die am 22. August 1815 in meiner Nähe fiel, aufbewahrt. Die Belagerung

dauerte noch ziemlich lang, denn Barbanègre ergab sich erst, als die brèchen-Batterien auf dem linken Rheinufer fertig waren. Wir Schweizer waren bei der Uebergabe längs dem Weg von Hüningen nach St. Louis aufgestellt, worauf die französische Garnison herauskam, vor uns das Gewehr streckte und wir sodann mit klingendem Spiel durch die Festung zogen.

Nach diesem Ereigniß, worauf später die Schleifung der Festung erfolgte und welches den Schluß der militärischen Operationen in unserer Gegend bildete, gab die Stadt Basel dem Erzherzog Johann ein großes Fest auf dem Petersplatz. Das große mittlere Rondell war in einen Tanzsaal umgewandelt worden und die Terrasse neben dem Schützenhaus in ein großartiges buffet, wo Speise und Trank a profusion ausgetheilt wurden.

Bald darauf wurde das Bataillon Frey abgedankt und zur Erholung von diesen 6monatlichen militärischen Strapatzen machte ich mit zwei Freunden, worunter Achilles Bischoff, eine 14 tägige Schweizerreise.

---

# Anmerkungen.

Zur Einleitung. Das Bernoullische Institut: Bei den Briefen an Wüst liegt auch eine kleine Broschüre betitelt: Nachricht von dem Zweck und der Einrichtung des Philotechnischen Instituts in Basel. Von Chr. Bernoulli, Vorsteher desselben. Basel 1810 gedruckt bey Samuel Flick. 45 S. — Ferner zwei gedruckte Zettel folgenden Inhalts:

Einladung
zu den
Schul-Prüfungen
welche mit den Zöglingen der Bernoullischen Lehranstalt
Statt haben werden.
Mittwoch und Donnerstag den 19. und 20. Oktober von halb 2—5 Uhr
auf dem Conzert-Saale.

---

Bey den diesmaligen Prüfungen haben wir uns ausser dem gewöhnlichen Zweck noch einen zweiten vorgesetzt. Durch unsere mündlichen Vorträge, so wie durch die Einrichtung der Prüfungen selbst, werden wir anschaulich zu machen suchen, welches die eigentliche Bestimmung dieser Anstalt ist, welche Prinzipien ihr zum Grunde liegen, durch welche Mittel wir unsern Zweck zu erreichen streben, welchen Gang der Unterricht nimmt. — Wir wünschen daher, daß nicht nur die verehrten Eltern und Anverwandte unserer Zöglinge, sondern daß alle Freunde der Jugendbildung, Alle, denen dies Institut einiger Aufmerksamkeit werth scheint, sich von uns für gehorsamst eingeladen halten möchten, diese Prüfungen mit Ihrer Gegenwart zu beehren.

Am ersten Tage werden nach einem Vortrage über die Bestimmung der Anstalt die Prüfungen in der deutschen Sprache, physischen und beschreibenden Geographie und Geschichte, am zweyten, nach einigen Betrachtungen über den ästhetischen Unterricht, die Prüfungen in der Aesthetik, Geometrie, Chemie und Moral vorgenommen werden. Wie bisher werden die Prüfungen durch declamatorische Uebungen unterbrochen seyn, und die Censur den Beschluß machen.

Basel, den 12. Oktober 1808.

C. Bernoulli.

Auf der Rückseite:

Folge der Declamationsübungen.

---

D. ISELIN, le vieillard sorti de prison, p. Sélis.
L. HEUSSLER, der Vater und die Söhne, v. Lichtwehr.
J. GYSENDÖRFER, der sonderbare Spieler.
P. BISCHOFF, Fragment de Cinna, p. Corneille.
A. BALLIF, Tankreds Klagen um Glorinde, v. Tasso.
WETTSTEIN, das Wort, v. Krummacher.
EM. BERNOULLI, das schlechte Tuch, v. Lichtwehr.
J. MIEG, le perroquet, p. Florian.
C. BURKHARDT, der Wallfisch und der Löwe, v. Pfeffel.
E. OCHS, Ode sur le temps, p. Thomas.
A. WIELAND, der grossmüthige Ibrahim, v. Pfeffel.

Bitte gesprochen von BALLIF.

---

P. MERIAN, Amyntas Idylle, v. Gessner.
A. BALLIF, die Feuersbrunst aus der Glocke, v. Schiller.
WÜST, der Herbstabend, v. Matthisson.[1])
J. ISELIN, R. GEMUSEUS, } Ode sur l'industrie, p. Talbert.
AB. HEUSSLER, die Urne, v. Pfeffel.
ED. BERNOULLI, Nacht und Tag, v. Herder.
B. LAROCHE, der Bischoff und der Bettel-Knabe.
C. GYSENDÖRFER, ein Lied, v. Niemeyer.
Ueber das Gute des Kriegs, eine kleine Rede v. P. BISCHOFF.
H. Bischoff les deux enfants de Florian.[2])

---

Einladung
zu den
Schul-Prüfungen
und
Deklamirübungen,
welche Statt haben werden
in der
Bernoullischen Lehranstalt
Dienstags und Mittwochs den 17. und
18. Octob. 1809.

Entwurf.

---

Dienstags von 2—4 Uhr.
Prüfung in der Algebra, Geometrie, Mineralogie,
der italien. und franz. Sprache.

---

[1]) Die Worte Herbstabend v. Matthison sind mit Tinte eingeklammert und daneben geschrieben: Lobrede von Engel.

[2]) Diese letzte Zeile ist mit Tinte hinzugeschrieben.

Mittwochs von halb 2—5 Uhr.
Nach einigen kleinen Proben im Schulgesange.
Anrede des Vorstehers.
Darauf Prüfungen in der Geographie, Elementar-Chemie und französ. Litteratur, mit abwechselnden Deklamirübungen in folgender Ordnung:

J. J. Fürstenberger, Dionys und der Reiche, von Nikolai.
Ben. Bischoff, Hans Niklas.
Ad. Laroche, der Wolf und der Fuchs, v. Pfeffel.
And. Buxtorf, Diet. Iselin, } die Bürgschaft, von Schiller.
A. Wieland, aus den Alpen, von Haller.
D. Wettstein, der Handschuh, von Schiller.
Hier. Bischoff, Wilh. Burkhardt, } Arion, Romanze, v. Schlegel.
C. Gysendörfer, B. Ballif, L. Heusler, } der Taucher, v. Schiller.
Chr. Burkhardt, P. Merian, } Morceau de la Henriade.
Ed. Bernoulli, le Saint du Village, p. Imbert.
C. Burkhardt, die Weiber von Weinsberg, von Bürger.
Ed. Robert, das Diebsgeschlecht, v. Hagedorn.
Ad. Heusler, die Bauern und der Amtmann, von Gellert.
Ben. Laroche, die Spinne, aus Hebels allemannschen Gedichten.
J. J. Wüst, der Aschermittwoch, v. Jakobi.
R. Gemuseus, die drei Schwestern, von Herrn Prof. Hünerwadel.
H. Iselin, Monolog aus Schillers Fiesco.

Mehrere Zöglinge werden ausserdem einige eigene stylistische Arbeiten vorlesen.

Den Schluß macht die halbjährige Censur.

Zu Brief 2. Der Sonntag (3. 3) fiel auf den 8. März. Also ist Ochs in der vorhergegangenen Woche nach Basel gekommen.

Der Exkönig ist Gustav IV. Adolf. Er regierte von 1792 bis 1809; † in St. Gallen 1837.

Der Oncle ist Peter Vischer-Sarasin aus dem Blauen Hause, 1751—1823. Siehe Schweizerisches Geschlechterbuch 1, 637 und 644.

Das Institut ist das oben erwähnte philotechnische Institut.

Der Bruder Fritz ist Georg Friedrich Ochs, geb. in Basel am 17. September 1782, gest. in Nizza am 2. Januar 1844. — Siehe Schweizerisches Künstler-Lexikon 2, 485.

Zu Brief 3. Ueber August Wieland, vgl. Schweizerisches Geschlechterbuch 2, 726, Ueber die andern finden sich keine Angaben.

Zu Brief 4. Es ist bemerkenswert, daß schon vor dem 15. Oktober in Basel von dem Abfall Bayerns, der, obwohl diplomatisch schon längere Zeit vorbereitet, doch erst mit dem Vertrag von Ried am 8. Oktober 1813 faktisch vollzogen und am 14. Oktober durch öffentlichen Anschlag bekannt gegeben wurde, sowie von der unsichern Haltung Württembergs, das erst anfangs November sich von Napoleon lossagte, gesprochen worden ist. Vgl. Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte, 4, 381 ff. und 457.

Zu Brief 5. Der König von Neapel ist Joachim Murat, Napoleons Schwager, geb. 23. März 1771, von den Oesterreichern erschossen am 13. Oktober 1814.

Das Tessin wurde tatsächlich am 5. November geräumt. Vgl. Anton von Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte, 2, 374.

Der König von Holland ist Ludwig, der jüngere Bruder Napoleons, geb. 2. September 1778, gest. 25. Juli 1846; König vom 5. Juni 1806 bis 1. Juli 1810.

Notar Bernoully: Daniel B. 1785—1868. Vgl. Schweizerisches Geschlechterbuch 1, 40.

Zu Brief 6. Wenn man in Basel wirklich nicht mehr eidgenössische Truppen erwartet hat, so beweist das nur, wie stark die übrigens auch von Ochs in demselben Briefe ausgesprochene Hoffnung auf die Respektierung der Neutralität der Schweiz durch die Alliierten war, so daß die Grenzbesetzung bloß als eine, obgleich notwendige Formalität erscheinen konnte. Die eidgenössische Besatzung betrug übrigens 2445 Mann inklusive „5 Stück Dragoner". Vgl. Carl Hilty, Politisches Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft 1, 1886, S. 345.

Sieg Napoleons über Wrede bei Hanau am 30. und 31. Oktober 1813. Vgl. Häusser a. a. O. 4, 448 ff.

Zu Brief 7. Der Schreiber des von Ochs zitierten Briefes war in der Tat recht gut informiert. Unrichtig ist jedoch, daß Metternich damals in Paris war, daß er Mannheim vorgeschlagen habe, in Wirklichkeit tat dies Napoleon, und daß die Heere der Alliierten ganz untätig gewesen, während Blücher den Vormarsch schon am 7. November fortsetzte. Vgl. Häusser a. a. O. 4, 472 ff.

Ferdinands Husaren: Erzherzog Ferdinand Carl Josef von Este, geb. 25. April 1781, gest. 5. November 1850. Vgl. C. von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 4, 86.

Johann Anton von Herrenschwand s. Tillier a. a. O. 2, 379.

Zu Brief 7. Prinzessin Constantin: Anna Feodorowna, vorher Juliane Henriette Ulrike, Tochter des Herzogs Franz zu Sachsen-Coburg-Saalfeld, vermählt am 26. Februar 1796 mit dem

Bruder des Zaren, Großfürsten Constantin Cäsarowitsch, geb. 8. Mai 1779. S. Gothaischer Calender ... auf ... 1814, S. 45.

Jäslin: wol Johann Conrad Jäslin, geb. 9. Juni 1791, gest. 9. März 1863. Vgl. Schweizerisches Geschlechterbuch 4, 740. Ueber die andern sind keine Angaben vorhanden.

Zu Brief 8. Niklaus Rudolf von Wattenwyl, 1762—1832. Vgl. Schweizerisches Geschlechterbuch 3, 490.

Zu Brief 9. Ueber den Einmarsch der Alliierten in Basel und die Verletzung der schweizerischen Neutralität s. Carl Hilty, Die lange Tagsatzung, im Politischen Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft 2, 1887, S. 42 ff. und die Kapitulation von Basel, eb. 1, 1886, S. 340 ff. spez. S. 364. Vgl. auch Paul Schweizer, Geschichte der schweizerischen Neutralität, Frauenfeld 1895, S. 538 ff.

Ueber Hüningen vgl. Carl Tschamber, Geschichte der Stadt und ehemaligen Festung Hüningen. St. Ludwig 1894, S. 187 ff.

Ueber die Ansicht des Zaren Alexander I. (1801—1825), vgl. Hilty a. a. O. 2, 1887, S. 70 ff., 134 ff.

Der Deputierte der Waadt war Regierungsrat Monnod, s. Tillier a. a. O. 2, 443.

Zu Brief 10. Ueber die Drangsale Basels, s. Hilty a. a. O. 2, 1887, S. 97. Buser, Basel in den Mediationsjahren, 82. Neujahrsblatt, 1904, S. 39 ff. — Albrecht Burckhardt, Demographie und Epidemiologie der Stadt Basel 1601—1900. Rektoratsprogramm. Basel 1908. S. 31, 48 und 57.

Lottergasse jetzt (hintere) Spitalgasse.

Sieg Napoleons bei Montereau am 18. Februar, jedoch nicht über Wittgenstein, sondern über den Kronprinzen von Württemberg. Vgl. Häusser a. a. O. 4, 511 ff.

Daß gerade Bernadotte der rechte Helfer nicht gewesen ist, darüber vgl. Häusser a. a. O. 4, 532.

Graf d'Artois: Charles Philippe, Bruder Ludwig XVI., geb. 9. Oktober 1757, regierte als Carl X. vom 16. September 1824 bis 2. August 1830, gest. in Görz am 6. November 1836.

Ueber den Aufenthalt des Kaisers Franz I. im Blauen Hause, s. Dr. Carl Burckhardt-Burckhardt, Aus dem Tagebuche einer Baslerin zur Zeit des Durchmarsches der Alliierten. Beiträge zur vaterländischen Geschichte ... von Basel, N. F. 4, 371 ff.

Zu Brief 11. Das Datum ist, wohl vom Empfänger, mit Bleistift hinzugefügt worden.

Das Haus des Statthalters Dagobert Gysendörfer damals St. Johann-Vorstadt No. 1 jetzt No. 88.

Zu Brief 12. Datumangabe wie bei No. 11. — Die beiden Großfürsten waren laut Gothaischem Calender . . . auf . . . 1814 S. 45: Nikolaus Paulowitsch, geb. 2. Juli 1796 und Michael Paulowitsch, geb. 8. Februar 1798.

Zu Brief 13. Beiliegendes Bulletin: In dem Briefpaket finden sich mehrere solche gedruckte Zettel. Hier wird zweifellos Bezug genommen auf die

Armee-Nachrichten No. 13.

Nachrichten vom 30ten aus Dijon nach Mitternacht zufolge, war daselbst durch einen Kurrier aus dem Hauptquartier des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg zu Treffaux vom 27ten dieses Monats, die erfreuliche Nachricht von einem grossen und entscheidenden Siege eingelaufen, welcher die Hauptarmee unter persönlicher Anführung dieses Feldmarschalls über die Corps der Marschälle Oudinot, Victor und Macdonald am 25ten bei Fere Champenoise erfochten hat.

Gegen 100 Kanonen, 120 Pulverwagen, über 6000 Gefangene, worunter sich die Divisions-Generäle Pacthod und Amey, die Brigadegeneräle Delort und Thevenot und noch vier andere Generale befinden, sind die Resultate dieses glorreichen Tages; in Folge dessen die siegreiche Armee ihren Marsch in der Richtung von Paris fortsetzt.

Gedruckt in der Flickschen Buchdruckerey zu Basel.

---

Vgl. damit, sowie in Bezug auf Napoleons Mannöver, Häusser a. a. O. 4, 556.

Zu Brief 14. Datum laut dem oder der Adresse aufgedruckten Stempel.

Die Capitulation von Paris fand am 30., der Einzug der Alliierten am 31. März 1814 statt. Vgl. Häusser a. a. O. 4, 560 ff.

Zu Brief 15. Die Senatsitzung hatte am 2. April stattgefunden. Das Dekret spricht jedoch nur die Thronentsetzung Napoleons und Aufhebung des in seiner Familie eingeführten Erbrechtes, nicht aber seine Verbannung aus. Vgl. August Fournier, Napoleon I., 2. Aufl., 3, 289.

Zu Brief 17. Benedikt Vischer: Vgl. Dr. Carl Burckhardt-Burckhardt, Die Sendung B. V. nach Paris im Jahre 1815 in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, N. F. 3, 269, wo jedoch der Basler Rat anstatt der Tagsatzung als Auftraggeber bezeichnet ist.

Napoleon landete am 4. Mai 1814 auf Elba. S. Fournier a. a. O. 3, 298 und Ferdinand Gregorovius, Elba, in: Wanderjahre in Italien, 1, 13.

Zu Brief 19. Carl Ferdinand, Herzog von Berry, war der zweite Sohn des Grafen von Artois, späteren Königs Carl X., geb. 24. Januar 1778 in Versailles, gest. 14. Februar 1820 an den Folgen eines Attentates.

Ueber den englisch-amerikanischen Krieg, in dem jedoch Baltimore von den Engländern nicht hat erobert werden können, vgl. M. Brosch, Geschichte von England, 9, 406 ff.

Zu Brief 21. Datumangabe wie bei No. 14.

Erzherzog Johann, der zweite Bruder des Kaisers Franz I., geb. 20. Januar 1782, gest. 11. Mai 1859. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie 14, 281.

Zu Brief 22. Ueber die Belagerung von Hüningen vgl. das oben zu No. 9 citierte Buch von Tschamber.

---

# Anekdoten von Pfarrer Markus Lutz.

**Mitgeteilt von C. M.**

1.

Der Beruf des Seelsorgers stellt bekanntlich mehr als irgend ein anderer an den ihn ausübenden die Anforderung, sich nicht auf das in der Amtsordnung vorgeschriebene Maß von Tätigkeit zu beschränken, sondern über dasselbe, soweit Zeit und Kräfte es gestatten, hinauszugehen. Teils Bequemlichkeit und Gleichgiltigkeit, teils auch Hang zu wissenschaftlichen oder gelehrten Bestrebungen, welche außerhalb jedes Zusammenhangs mit dem erwählten Berufe stehen, haben freilich schon oft lähmend auf dessen Führung gewirkt. In früheren Zeiten namentlich, in welchen dieser oft genug weniger aus innerem Triebe als infolge von Ueberredung und Zwang von seite der Eltern oder in der Hoffnung auf baldige Anstellung ergriffen wurde, hat sich dieser Uebelstand im Ganzen wohl mehr als heutzutage geltend gemacht.

Zu dieser Klasse von Seelsorgern scheint auch Markus Lutz, von 1798 bis 1835 Pfarrer in Läufelfingen, gehört zu haben. Geboren zu Basel am 9. Juli 1772 als Sohn des Schuhmachermeisters Emanuel Lutz und der Anna Maria Hey hat er keine andere Hochschule als die seiner Vaterstadt besucht, und er mag auch auf dieser ein sehr bescheidenes Maß von Anregung zu seinem Studium empfangen haben. In den ein Jahr vor seinem Tode von ihm selbst verfaßten Personalien gesteht er, in seinen Studien nachlässig und überhaupt von wankelmütigem Charakter gewesen zu sein. Als er dann im Jahre 1794 Hauslehrer in einem Pfarrhause des Emmentals und ein Jahr später Oberlehrer in dem Städtchen Büren an der Aare geworden war, gelang

es nur der ganzen Energie seines Vaters, ihn zu dem früher ergriffenen Studium der Theologie zurückzuführen.

Im Herbst des Jahres 1796 wurde Lutz, vierundzwanzigjährig, Kandidat der Theologie und als solcher zunächst Vikar des Pfarrers Christoph Burckhardt in Rothenfluh, und in dessen Haus hat er auch seine spätere Gattin, Marie Salome Bonkilch, kennen gelernt. Zwei Jahre später, gerade nach der Staatsumwälzung des Kantons Basel sowohl als der Eidgenossenschaft überhaupt, erhielt er die Pfarrei Läufelfingen. Seine Stellung daselbst war anfänglich keine ganz leichte; die Zeit war eine unruhige, und die Bauern hielten ihn für einen Aristokraten. Von diesem Verdachte hat sich dann Lutz, freilich erst fünfunddreißig Jahre später, gründlich zu reinigen gewußt. War er doch unter den zahlreichen Bürgern der Stadt Basel, welche als Geistliche auf der Landschaft tätig waren, der einzige, welcher nach der blutigen Entscheidung des Jahres 1833 sein Amt, da er der neuen Regierung gehuldigt hatte, bis zu seinem Tode am 19. Oktober 1835 bekleiden durfte. Seine Mitbürger haben ihm diese Handlungsweise natürlich in hohem Grade übel genommen, für ihn hingegen handelte es sich damals einfach um Sein oder Nichtsein. Hätte Lutz der neuen Regierung nicht gehuldigt, so wäre er gleich seinen Amtsbrüdern entlassen worden. Er hätte aber infolge seiner in Basel wohlbekannten, nichts weniger als einwandfreien Amtsführung kaum eine ähnliche Stellung erhalten; zu einer stellenlosen Existenz aber fehlten ihm einfach die Mittel. Für die Gemeinde Läufelfingen aber hatte die Stellung zur Politik, welche Lutz damals einnahm, den Vorteil, daß sein Amt nach seinem Tode nicht einem jener durchaus unwürdigen Bewerber zufiel, welche in den nächsten Jahren in verschiedenen Gemeinden der Landschaft Basel als Seelsorger tätig waren; sie erhielt vielmehr in der Person seines Vikars, Johann Rudolf Respingers, einen würdigen Geistlichen.

Was Lutzens schriftstellerische Tätigkeit betrifft, so war dieselbe eine sehr fruchtbare, allerdings nicht auf dem Gebiete der Theologie, wohl aber auf dem der schweizerischen und baslerischen Geschichte und Topographie. Sie war aber auch, da er Autodidakt war, eine in mancher Beziehung oberflächliche und dilettantenhafte. Andererseits aber hatte er im Erwerben zahlreicher und zum Teil wertvoller Quellenwerke, handschriftlicher sowohl als gedruckter, entschieden Glück. Im Jahre 1826 hat er dann seine Bibliothek, um sie allgemeinerm Gebrauche zugänglich zu machen, der Basler Lesegesellschaft um hundert Louisd'or verkauft. Sie bildet den Grundstock der jetzt in der Universitätsbibliothek aufgestellten vaterländischen Bibliothek[1]).

2.

Seinen amtlichen Verpflichtungen hat sich Markus Lutz gern zu entziehen gesucht, oder er hat dieselben wenigstens so weit als möglich zu reduzieren gewußt. Vor Beginn der sonntäglichen Morgenpredigt pflegte er wohl zu sagen: „Hit will i mine Läufelfingere wieder emol kurz Fueter schnide." Waren aber, was wenigstens während der schönen Jahreszeit häufig der Fall war, Gäste aus der Stadt im Pfarrhaus anwesend, so pflegte er am Schlusse der Predigt von der Kanzel herab anzuzeigen: „Sintemal und alldieweil Gäste aus der Stadt angekommen sind, wird heute Nachmittag keine Kinderlehre und folglich auch am Dienstag keine Wochenpredigt gehalten werden." Die Tafelfreuden des Pfarrhauses wären in der Tat, da die Kinderlehre damals zu einer sehr ungünstigen Stunde gehalten wurde, wesentlich verkürzt worden.

Gäste aus der Stadt, sowohl vorübergehende als zu längerem Aufenthalt anwesende, waren überhaupt im

---

1) Baslerische Mittheilungen zur Förderung des Gemeinwohls. Erster Jahrgang (1826), S. 318—325.

Läufelfinger Pfarrhause stets willkommen. Brachten sie doch in das eintönige Leben des kinderlosen Hauses einige Abwechslung, ferner einen nicht zu verachtenden Nebenverdienst, sowie Einladungen der Gäste zu Gegenbesuchen, welche Lutz, wenn er nach Basel kam, keineswegs unterließ.

Die hier mitgeteilten Notizen stammen denn auch aus den Erzählungen eines solchen Gastes, welcher als Knabe gelegentlich die Sommerferien im Läufelfinger Pfarrhause zubrachte. Lutz ließ sich vor dem Knaben so ziemlich gehn; rief er doch einst in dessen Gegenwart seiner Frau zu: „Jetz halt emol di Bonkilchische Schnurre!" Der Knabe aber beobachtete scharf und hatte überdies ein gutes Gedächtnis, weshalb er das, was er beobachtet und gehört hatte, noch in späteren Jahren gerne wieder erzählte.

Weniger erfreut scheint Lutz über die Besuche benachbarter Kollegen gewesen zu sein. Er hatte einst einen derselben, Pfarrer Johann Jakob Leucht in Diegten, zu einem Besuch eingeladen, offenbar in der Erwartung, derselbe werde nicht kommen. Als er ihn aber den Weg, welcher aus dem Dorfe Läufelfingen zu der höher gelegenen Kirche nebst Pfarrhaus führt, heraufkommen sah, sagte er: „Het jetz de dumm Kerli gmeint, 's sig mer Ernst gsie mit miner Iladig?" Kaum aber hatte Leucht das Pfarrhaus betreten, so empfing er ihn mit den Worten: „Komm herein, du Gesegneter des Herrn!" Dann aber wandte er sich an die bereits anwesenden Gäste mit den Worten: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren!" Eine gewisse pastorale Würde wußte Lutz also gelegentlich wohl zu behaupten; nur war die Art und Weise, in welcher er dieselbe anwandte, keine ganz einwandfreie. Umso lieber machte er dafür Besuche an andern Orten, zumal an solchen, an welchen er auf freundliche Aufnahme, gute Unterhaltung und gute Bewirtung rechnen konnte. Unter diesen befand sich nun namentlich das ehemalige Kloster St. Urban, wo Lutz, wie es scheint, während längerer Zeit ein gerne gesehener Gast war, und

wohin er als solcher gelegentlich eingeladen wurde. Ein Witz, welchen er sich daselbst unvorsichtigerweise erlaubte, brachte ihn jedoch für immer um diesen Genuß. Einst, nämlich beim Anblick eines mit Gartenerdbeeren bepflanzten Beetes im Klostergarten, begann er plötzlich und in auffälliger Weise zu lachen. Als die ihn begleitenden Patres fragten, weshalb er lache, erhielten sie zuerst keine Antwort. Als sie aber in ihn drangen, erwiderte er, es sei ihm beim Anblick der Erdbeeren ein Vers eingefallen, und als jene den Inhalt dieses Verses wissen wollten, sagte Lutz etwas zögernd:

Gar manches Tier frißt Ananas,
Das Disteln kaum verdienet.

Von Einladungen nach St. Urban war fortan nicht mehr die Rede.

Weniger gut beglaubigt und aus anderer Quelle stammend ist folgende Anekdote. Sie stammt aus der Zeit, in welcher sich die Behörden des Kantons Basel mit der Hebung der tief heruntergekommenen Universität befaßten, also aus dem zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Sie fanden dabei in manchen Kreisen der Stadt lebhafte Zustimmung, in andern aber, zumal bei den eigentlichen Spießbürgern, ebenso lebhaften Widerspruch. Nun war Lutz eines Tages mit Korrespondenzen nach Basel beschäftigt. Einer seiner Briefe war an Friedrich Miville, damals Professor der Theologie, gerichtet, und diesem gegenüber erklärte sich Lutz natürlich mit den auf Hebung der Universität gerichteten Bestrebungen einverstanden. Ein anderer Brief hingegen, der an irgend einen Spießbürger gerichtet war, enthielt hinsichtlich derselben das gerade Gegenteil des für Miville bestimmten. Als nun aber die beiden Briefe zusammengefaltet waren, scheint Lutz dieselben verwechselt zu haben, und jeder erhielt infolgedessen die Adresse desjenigen Empfängers, für welchen er nicht bestimmt war, und geriet so

in unrichtige Hände. Das Erstaunen der beiden Empfänger kann man sich lebhaft vorstellen. Mag diese Erzählung auch nicht buchstäblich wahr sein, so ist sie jedenfalls bezeichnend für Lutzens Neigung, seine Worte den Ansichten anderer, zumal einflußreicher und höher gestellter Personen anzubequemen. Dafür spricht auch, daß er einem Kollegen gegenüber sich über das Berner Patriziat in unfreundlicher Weise äußerte, dann aber, als dieser es verteidigte, sofort erwiderte: „Sie mege nit ganz Unrecht ha, Her Pfarer, der Her Schultheiß vo Miline isch allewil mi Busefrind gsie." Schultheiß Niklaus Friedrich von Mülinen war allerdings wie Lutz Forscher auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, und sie mögen sich persönlich gekannt haben. Von einer wirklichen Busenfreundschaft war aber niemals die Rede gewesen; wenigstens befand sich Lutz nicht unter den Korrespondenten des Schultheißen[1]).

Die schwäbische Schriftstellerin Ottilie Wildermuth hat bekanntlich die Pfarrhäuser ihres Landes mit ihren originellen Bewohnern in humoristischer Weise geschildert. Auch im Baselbiet hätte man, wenigstens in früherer Zeit, eine beträchtliche Zahl origineller Geistlicher finden können, z. B. Abel Merian, welcher das Pfarramt in Bretzwil von 1789 an über dreißig Jahre versah und durch seine burschikose Ausdrucksweise bekannt war. Ferner den etwas jüngeren Alexander Preiswerk, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Diegten als Pfarrer tätig war. Diese beiden mochten schon als Junggesellen sich im Laufe der Zeit zu Originalen entwickelt haben. Der Name des basellandschaftlichen Pfarrers, welcher dem Bewohner des geizigen Pfarrhauses der Wildermuth einigermaßen entsprach, darf hier nicht genannt werden; er war verheiratet, und Nachkommen von ihm leben noch.

[1]) Lebensgeschichte des Schultheißen Niklaus Friedrich von Mülinen (von L. Wurstenberger), S. CCCL, CCCLI.

# Zur Genealogie der Reich v. Reichenstein.

Von W. R. Staehelin.

Nachfolgende Aufzeichnungen entstammen der Hand des greisen Freiherrn Johann Nepomuk Reich von Reichenstein (1763—1841), welcher sie als Großherzoglich badischer Ober-Polizei-Inspektor im Alter von über siebzig Jahren niedergeschrieben hat. Wieviel zum allmählichen Verfall der Familie die Lebenshaltung einzelner Mitglieder beigetragen hat, geht aus dieser Schilderung deutlich hervor. Auch ohne Zutun der französischen Revolution wäre das Geschlecht dem Ruin anheimgefallen. Mühelos ließe sich bei verschiedenen andern Adelsgeschlechtern unserer Gegend ein Gleiches nachweisen; deshalb ist das Beispiel der Reich von Reichenstein ein Typisches zu nennen. —

Neben den zu Rhein, den von Rotberg und einigen wenigen andern gehören die Reich von Reichenstein zu jenen alten Adelsgeschlechtern der Stadt Basel, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Zwar verließen sie schon kurz nach dem St. Jakoberkriege unsere Stadt, lebten aber in deren nächsten Umgebung, auf dem Schlosse Inzlingen, der Landskron, in Biedertal und Brombach. Sie widmeten sich auch dem Hofdienst beim Fürstbischof von Basel und bei Oesterreich.

Das Original der Aufzeichnungen befindet sich heute im Staatsarchiv Basel-Stadt und entstammt dem Besitz der bejahrten Enkelinnen des Autors. Sie sind die letzten Nachkommen der Inzlinger Linie des Geschlechts, welches seit 1405 im Besitze des Schlosses Inzlingen war, während die Brombacher Linie heute noch in Algier blüht.

## Pro memoria.

Anno 1775 den 11. August starb mein Herr Vatter[1]) als Fürstbischöfflicher Landvogt in Zwingen, und hinterließ 6 lebendige Kinder .... nach seinem absterben wollte meine Frau mutter[2]) nicht nacher Inzlingen ziehen, was für die famillie ein großer Schaden war, sie miethete sich ein Haus in Lauffen, und mann mußte Ihren einen großen wittibtsizs bezalen. Herr Landvogt von Blarer[3]) in Aesch wurde als Vormünder aufgestellet, und mein zweyter Bruder Tadden[4]) von Reichenstein, der eben die Philosoffy in Besançon absolfiert hatte, wußte den Herren Vormünder zu bewegen, daß man die mühlin von Schliengen verkaufte, wie auch die mobillien aus dem Schloß zu Inzlingen, damit mann die Schulden bezalen könne, die Herrschaft Inzlingen aber verpachtete er an einen gewissen Amtmann Lur von Pfaffenweyler auf 12 Jahr, das ganze Geschaeft wurde bereits von meinem Bruder ohne beisein des Vogtmanns geleitet, er verkaufte in Inzlingen alles was von den wänden gieng, das Haus wäre moeblieret, daß keine Husen[5]) fälte. Die ganze nachbarschaft erstaunte sich über den verkauf, sagend, ist dann die ganze famillie von Reichenstein ausgestorben, daß mann alles in Inzlingen verkauffet, und zwar um einen Spottpreis, den besten theil des verkaufffschillings steckte mein Herr Bruder in Sack, und verreiste damit nacher Heidelberg auf die Universität und verzehrte alles in 1½ Jahren, aus dem Verkauf der Schliengener mühlin

1) Freiherr Franz Ignatius Fridolin Reich von Reichenstein (1715—1775). Siehe Stammbaum.

2) Maria Antonia von Jestetten zu Sulzmatt (1727—1790), Tochter des Freiherrn Franz Wilhelm von Jestetten zu Sulzmatt und der Maria Anna Franziska, geb. Brümsi von Herblingen.

3) Freiherr Joseph Wilhelm Blarer von Wartensee, Gatte der ältesten Schwester des Autors.

4) Freiherr Paul Niklaus Taddäus Christian Ambrosius Reich von Reichenstein (1756—1804).

5) Wohl: housses = Möbelüberzüge.

wurden alle famillien schulden bezalt, und blieb ein Vorschuß von 400 louisdors in der Vormundkassen, von welchen ich als page in bruntrut[6]) 5 louisdors erhalten, und 90 louisdors wurden für meinen ältern Bruder[7]) bezalt, welcher Schulden halber bei dem Regiment von Reinach im Arrest saß. Während der Zeit kam mein zweyter Bruder aus Heidelberg zurück ohne weitere wissenschaft, außer daß er gelehret reuten, und waldhorn blasen. Aus rücksicht der threugelaisteten dienste meines Herren Vatters wurde er in Bruntrut als Hofkawallier angenommen, und sollte sich in den Rechten prüfen lassen, worinne er sehr schwach war, dies beunruhigte ihm seinen sinn, und bekam eine hizige krankheit, und stürzte sich aus dem hohen Schloß morgens frühe um 4 Uhr zum Fenster heraus, und zerbrach beyde füße, in diesem zustande, wurde er zu meiner Frau Mutter nachher Lauffen gebracht wo alles moegliche angewand wurde um ihne widerum herzustellen. Nach verfluß von einem Jahr erholte er sich widerum und verlangte sich in Inzlingen zu etablieren, das wenige, so noch über seine krankheitsunköften in der Vormundschaftscassen überig ware wurde ihme eingehändiget, er fieng sogleich einen proceß mit dem pachter der Herrschaft Inzlingen an, und trib ihne aus dem Schloß, und mußte selbem bei 200 louisdors abstand bezalen. Keine mobillien, better, zins ꝛc. nichts war mehr da, die seidene und damastene better waren um ein Spott verkauft, und nun mußte er alles neu anschaffen, was in eine haushaltung gehöret. Er übernam also die Herrschaft, schaltete und walltete als hätte er keine geschwisterten mehr. Er baute die Güter selbsten, und fieng gleich einen pferdthandel an, an welchem er viel verlohren, dann eine ochsen mastung die er auch mit großem Verluft aufgegeben, endlich eine Sennerey, und machte aus dem

[6]) Am Fürstbischöflich Baslerischen Hof. Fürstbischof von Basel war damals Freiherr Friedrich Ludwig Franz von Wangen-Geroldsegg (1727–1782).

[7]) Freiherr Maria Adam Carl Friedrich Nikolaus Tolentin Ignatius Reich von Reichenstein (1752—1821).





waydhoff eine wayde, welche er mit den schönsten bürgen eingehaget, diser hag verfaulte etwann in 6 Jahren, an welchem mehr als 3000 f Holz zu grund gegangen, die Eichen in der waldungen hat er zusammen hauen lassen, und verkaufte in einem Jahr 1500 stämmen, ich will den Stammen nur zu 16 f 30 x macht 24750 β leztlich verlehnte er den waydhoff und statt einer Sennerey nahm er ein mayer auf das Schloßgut. Anno 1784 ließ er noch bei dreyßig Jucharten buchenholz schlagen. In dieser zwischen Zeit trat ich als ein junger mensch von 16 Jahren in französische Dienste unter das Regiment Elsaß unsere Garnison war Landau nach Verfluß von 7 monath kam ich in Semester, statt meinem gehabten Vormünder dem Freyherren von Blarer, wurde mir der Freyherr von Schönau Schwerstätten[8]) von der Ritterschaft in Freiburg bestimbt. Zu dieser Zeit ware mein zweyter Bruder Tadden willens die ältere tochter[9]) des Herren von Schönau Schwerstätten zu heyrathen, um mich als sein vogtkind während den Semesterzeiten in welchen mich mein Bruder nach dem familienvertrag erhalten sollte, dieser [um sich][10]) seines zukünftigen tochtermannes und seiner tochter zu entledigen, wollte mich nicht mehr in französischen Diensten lassen, sondern führte mich nacher Freiburg unter das Regiment Bender[11]) als cadet, mit der Versicherung, daß ich in

[8]) Freiherr Johann Franz Anton von Schönau auf Schwörstetten. Seine Gemahlin war Maria Walburga, geb. Freiin von Bodman. (Gefl. Mttg. des Freiherrn Herman von Schönau.)

[9]) Die Töchter des Freiherrn von Schönau waren: 1. Maria Anna Walburga, geb. 19. XII. 1760; 2. Maria Walburga Franz. Josepha, geb. 19. II. 1762; 3. Antonia Marianna Walburga, geb. 29. VI. 1773. Letztere vermählte sich in erster Ehe mit einem schwedischen Offizier von Omaden, in zweiter Ehe mit Herrn Tschudy von Wasserstelz in Rheinfelden. (Gefl. Mttg. des Freiherrn Herman von Schönau.)

[10]) Nicht leserlich.

[11]) Kaiserl. Haus- und Landregiment Bender. Nach seinem Ehreninhaber: General Blasius Kolumban, Freiherr von Bender, geb. zu Gengenbach 13. XI. 1713. † zu Prag 20. XI. 1798. Das Regiment mußte von den vorderösterreichischen Ständen unterhalten werden. (Gefl. Mttg. des Freiherrn Herman von Schönau.)

einigen wochen widerum Unterlieutenant sein werde wie zu vor. Seine Hauptabsicht war aber, daß ich keine Semester mehr erhielt, wie in den französischen Diensten, was bei den östreicher nicht üblich war, ich dauerte 14 monath als cadet aus unter derzeit wurde der Herr Canonicus von Arlesheim Freyherr von Rockenbach Fürst zu Brundrut[12]) welchen ich eine Unterlieutenantstelle unter seinem Regiment in französischen Diensten begehret, und ich selbe auch ohne wissen und willen meines vogtmanns erhalten. Verdrüssig über mein eigenmächtiges Behandeln gab er die Vogtmannschaft auf, und auch die heyrath zwischen meinem Bruder und seiner tochter ferviel. Ich war ein Jahr unter dem Regiment von Schönau in Garnison in Pfalzburg, als mir mein Bruder schrieb, er seye nicht mehr willens sich zu heyrathen, er wolle mir die Herrschaft Inzlingen abtretten mit beding das ich den familienvertrag wie er halten werde und behalte sich die Einkünfte so unser Herr Vatter seelig in dem Elsaß genossen vor nebst einer jährlichen pension von 275 L. und müsse aber eine stiftmäßige Fräulein heyrathen, worauf ich mich den 25. Tag Aprill 1785 mit der Fräulein Maria beatrix von Truchseß[13]) zu Rappollsweiler in dem Elsaß vermählte, nachdem ihr Herr Vatter durch die vorteilhafte Verrechnungen meines Herren Bruders Tadden getäuschet unsere Heyrath begünstiget und für vortheilhaft gefunden. Es zeigte sich aber da mein Herr Bruder mir die Grundherrschaft Inzlingen abgetreten — mit Bedingniß den familienvertrag zu halten und ihme nebst beibehaltung aller gefäller so unser Herr Vatter seeliger in dem Elsaß besessen noch eine jährliche pension von 275 L. zu zahlen hatte, versicherte mich, daß die

[12]) Freiherr Franz Joseph Sigmund von Roggenbach (1726 bis 1794). Er wurde am 28. November 1782 zum Fürstbischof von Basel erwählt und starb am 9. März 1794 auf der Flucht in Konstanz, nachdem seine Lande der französischen Republik einverleibt worden waren.

[13]) Maria Beatrix Franziska Sophia Lodovica (1761—1831), Tochter des Eberhard Heinrich Truchseß von Rheinfelden (1727 bis 1796) und der Maria Ursula zu Rhein (geb. 1740).

enstei

Joseph
Feli=
icolaus
ntin,
thim
K. 1759,
. 1763.

Fran-
ophie
I. 17 ,
.) 185 .
Lud-
selin
1784,
859.

geb. 27
Sti
der brei
schaft
1

ber

Einkünfte der Grundherrschaft Inzlingen jährlich 3268 L. ertragen, auch das nicht mehr als 8951 L. Schulden auf derselben haftete, dem Versprechen meines Herren Bruders gemaeß übernam ich also als ein junger mensch von 22 Jahren auf obbesagte bedingnissen die Grundherrschaft Inzlingen, und glaubte auf seine redlichkeit. Gleich das erste Jahr zeigte es sich, daß die jährlichen einkünfte sich kaum 2169 L. belauffen und der Schuldenstand 25000 L ausmache. Nebst diesem großen Schuldenstand waren die Gebäulichkeiten ganz ruinös und die Waldungen maistens ausgehauen. Auch mußte ich an meine Frau Mutter, mein Herren Bruder Chevallier des Matheserordens, an den Herren Bruder Tadden, meiner Frau Schwester in Olsberg, der Frau Schwester Stiftsdame in Andlau, und der Frau Danten in Othmarsheim[14]) unerschwingliche Pensionen bezahlen die sich während 19 Jahren 22088 L beloffen wie es der famillienvertrag klar beweiset. Auch flüchteten sich alle unsere Verwandten aus meiner, und meiner Frauen famillien, welche durch die französische Revolution ihr Eigenthum und ihre gefälle im Elsaß verliehren mußten zu mir und suchten bey mir zu Inzlingen unterstützung und unterhalt, welchen ich ihnen nicht versagen konnte und dadurch in einen Schaden versetzt wurde von wenigstens 10000 L. Da in der Folge die östereichischen Truppen an den Rhein rückten, war mein Haus beständig mit einquartierten offiziers vollgefüllet, und diese durch 6 Jahre angedauerte Last verursachte mir wenigstens Kosten von 6000 f. — Bey den widerholten übergängen der franzosen über den Rhein und währent dem ganzen Kriege kosteten mich nach meinem in meinen Handen befindlichen ausweis, die französischen Einquartierungen, contributionen und requisitionen 24352 f. — Im Jahre 1797 verlohr ich durch eingerissene Viehseuche meinen ganzen Viehstand welchen ich gekauft hatte für 1177 f. — Bei der französischen

[14]) Maria Franziska Cäcilia Truchseß von Rheinfelden, geb. 1722; 1767 Stiftsfräulein zu Othmarsheim.

Retirade im Jahre 1796[15]) wurde mir die kurz vorher reparierten gebäulichkeiten des waydhofes ganz zerrissen, und ich konnte lange Zeit das hofgut nicht mehr benüzen, der mir dadurch zugegangene Schaden beläuft sich auf 2120 f. — Im Jahre 1798 wurde ich von übelgesinnten bey dem französischen General Maurau[16]) in Basel gegen alle wahrheit als östereichischer Spion denunziert, gefänglich eingezogen, von Ort zu Ort herumgeschleppt, anfangs mit dem tode, dann mit Verweisung bedroht, und mußte mich endlich glücklich schäzen, meine Freyheit mit großen Auslagen zu erkaufen; welche mich wenigstens beiläufig auf 2000 L sich beloffen was mich im ganzen bis dahin eine Summe von 92737 f. gekostet. Durch dise Unfälle ganz mit Schulden beladen, wußte ich mir nicht mehr zu helfen, und gab bei seiner königlichen Hoheit dem Großherzog[17]) als Lehensherrn der Herrschaft Inzlingen eine Bittschrift ein und bat um die erlaubniß die grundherrschaft zu verkaufen um die Schulden zahlen zu können und den überschuß widerum als ein lehenkapital anzulegen, was mir auch auch anno 1820 bewilliget worden, Herr von Landenberg kaufte die grundherrlichen gefälle für 27500 L und Herr Kern[18]) das Haus und Gütter für 19000 L, die Schulden wurden dadurch getilget, der überschuß von 30000 L als ein Lehen Kapital bei der ammortisationscassen angelegt und mir laut famillienvertrag Mietzins davon a 5 p. C. zu meiner Existenz bewilliget. Anno 1822 wurden die Zinsen bei der ammortisationscasse auf 4½ p. C. und anno 1829 nur auf 4 p. C. heruntergesetzt. Anno 1826 wurde ich mit 444 Louisdors Zinsstand versetzet, und habe also durch Verminderung der Kapitalzinsen und Verlust der Besoldung von 1021 L weniger Einkünfte per Jahr. Anno

---

15) Der Rückzug des Generals Moreau. Vgl. Peter Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, 8. Band, S. 203 ff.

16) Jean Victor Moreau (1761—† 1813).

17) Großherzog Karl Friedrich (1728—1811).

18) Elias Kern-de Crousaz. Vergl. Chronik der Familie Kern in Basel. S. 80 ff.

1831 den 29. Jenner ist meine Frau seelig gestorben, und anno 1832 habe ich das famillienhaus widerum verkauft für 2500 f. von dieser Summe wurden widerum als Lehen Kapital angelegt 1897 f 30 x also stehet das Lehen Kapital im ganzen auf 27935 f 22 x beim Verkauf des Hauses war mein Schuldenstand 3975 f 26 x welchen ich bis den 13. Jenner 1833 bis auf 1217 f 24 x getilget habe wie die quittungen es beweisen.

---

# Das künstlerische Leben in Basel
## vom 1. November 1914 bis zum 31. Oktober 1915.

### Ein Rückblick
### auf Theater, Musik und bildende Kunst.

Von Albert Geßler, E. Th. Markees und Robert Grüninger.

### A. Theater.

Im letzten Jahrbuche haben wir vom Theater berichtet, daß es trotz dem Kriege habe weitergeführt werden können.

Kurz vor Beginn der neuen Saison 1915/16 ist nun der Bericht der Theaterkommission über diesen ersten Kriegswinter 1914/15 erschienen. Dieser ist — auch in seinem finanziellen Ergebnis — glatt verlaufen. Der Theaterbetrieb war als Hilfsaktion gedacht, und als solche hat er das von ihm Erwartete übertroffen. Schon vom ersten Monat an konnten regelmäßige Zulagen zu den — bedeutend herabgesetzten — Gagen an das künstlerische und technische Personal ausgerichtet werden. Die Regierung zahlte jeden Monat 2500 Franken zum guten Zweck; das andere brachten die Vorstellungen ein; ein Defizit von Fr. 3546. 77 deckte der Theaterverein.

Eine Oper existierte formell nicht; hingegen konnten, mit Hilfe baslerischer Kräfte, doch musikalische Darbietungen in den Spielplan aufgenommen werden. Dank diesem Beistande sind sogar Werke von Wagner („Lohengrin" und „Der fliegende Holländer"), Lortzing („Undine" und „Der Waffenschmied von Worms"), Beethoven („Fidelio"), Weber („Freischütz"), Mozart („Zauberflöte", als Aufführung der Opernschule des Konservatoriums) und einige Operetten möglich geworden.

Das Schauspiel brachte zwölf Erstaufführungen heraus, wovon „Der lebende Leichnam" von Tolstoi und „Jedermann" von Hugo von Hofmannsthal die literarisch wichtigsten waren. Auch Werke von Wedekind und Shaw erschienen auf der Basler Bühne. Ein bedeutendes Ereignis war Byrons „Manfred" mit der Musik von R. Schumann, die man bisher nur im Konzertsaal hatte hören können. Unter den Neueinstudierungen waren Grillparzers „Ahnfrau", Anzengrubers „G'wissenswurm", Björnsons „Neuvermählte" Stücke von literarischem Werte. Auch da gab's musikalische Begleitungen: Pius Alexander Wolffs „Preciosa" wurde mit der Musik von Carl Maria v. Weber, Hugo Müllers „Adelaide" mit derjenigen von Ludwig van Beethoven gegeben. Aus dem Spielplan früherer Jahre waren Shakespeare mit vier, Lessing mit zwei, Schiller mit zwei, Goethe mit zwei („Faust I" und „Die Geschwister"), Grillparzer mit einem („Des Meeres und der Liebe Wellen"), Molière mit einem Werke vertreten.

Es wurde außer Abonnement gespielt; im ganzen gab's 159 Vorstellungen (66 Schauspiel-, 46 Lustspiel-, 17 Opern-, 24 Operetten, 6 Possen- und 8 Märchen-Darbietungen). Drei davon waren französische Dramen, mit welchen die Truppe des Theaters in Lausanne hier gastierte. Mitgerechnet sind die Stücke, welche die Obere Realschule und das Quodlibet gespielt haben. — Als bedeutender Gast hat der Soldat Otto Boßhard in den Schillerschen Rollen des Tell und des Karl Moor Erfolge errungen.

Auch für den Winter 1915/16 ist ein Operetten- und ein Schauspielbetrieb gesichert. Bereits hat die Vorstellung einer Schauspielneuheit, „Der Weibsteufel" von Karl Schönherr, stattgefunden.

## B. Literarische Abende.

Das Quodlibet hat vier literarische Abende veranstaltet: im ersten (20. Oktober 1914) sprachen Herr Fritz Müller, im

zweiten (18. Februar 1915) Herr Dr. Gonzague de Reynold (Genf), im dritten (17. März 1915) Herr C. A. Loosli (Bümpliz), im vierten (Spitteler-Feier am 27. April 1915) die Herren Dr. Robert Faesi (Zürich) und Dr. Charlot Straßer (Bern).

## C. Konzerte.

Zum erstenmal seit mehr als vierzig Jahren haben wir es erlebt, daß die politischen Verhältnisse in das Kunstleben eingegriffen haben. Als im August 1914 der furchtbare, noch heute wütende Weltkrieg ausbrach und unsere Nachbarstaaten im Norden, Osten und Westen in Flammen setzte, da fragte sich bei uns mancher Kunstfreund, dem der Besuch von Theater und Konzert ein Bedürfnis ist, auf dessen Befriedigung er nur ungern verzichtet, was nun wohl aus diesen Institutionen würde. Eine schwüle Atmosphäre lastete mit lähmendem Druck auf allen Gemütern und es schien, als ob sich niemand mehr mit dem öffentlichen Musizieren abgeben wollte. Da gab in den letzten Tagen des Septembers unser Münsterorganist Adolf Hamm, entschlossen, den Bann zu brechen, sein erstes Orgelkonzert. Der Besuch übertraf alle Erwartungen und bewies schlagend, daß gerade in solch schwerer Zeit das Bedürfnis nach künstlerischer Erbauung besonders lebhaft ist. Ende Oktober setzten dann die Symphoniekonzerte der Allgemeinen Musikgesellschaft ein; sie mußten allerdings eine Verminderung ihrer Zahl erfahren, indem statt ihrer zehn nur noch sechs, außerdem noch zwei Extrakonzerte, vorgesehen waren. Bei den Kammermusikabenden wurde die gewohnte Zahl (sechs) beibehalten. Die Abhaltung der Orchesterkonzerte war zuerst wegen der Einberufung von Orchestermitgliedern zum Kriegsdienst mit einigen Schwierigkeiten verbunden; diese konnten aber glücklich behoben werden, und es ward uns in diesen Konzerten unter der Leitung von

Dr. Hermann Suter wie alljährlich eine Reihe auserlesener Genüsse zuteil. Infolge der kleineren Besetzung des Orchesters konnte man sich nur ausnahmsweise mit der Wiedergabe moderner Tonwerke, die große Kräfte verlangen, befassen, und man mußte sich mehr an die bewährten klassischen Meister halten. An Solisten hörten wir wie jährlich eine ganze Anzahl hervorragender Künstler.

Das am 15. Mai abgehaltene Extrakonzert brachte eine neue Symphonie (D-moll) von Hermann Suter. Die Kammermusikabende fanden regelmäßig statt und erfreuten sich eines guten Besuches (natürlich cum grano salis zu verstehen, da diese Abende immer nur eine beschränkte Zahl von Zuhörern aufweisen.

Die Chorvereine waren lebhaft an der Arbeit. So hörten wir vom Gesangverein (in Verbindung mit der Liedertafel) am 8. Dezember die Fest- und Gedenksprüche von Brahms, dessen Motette „Warum ist das Licht gegeben", sowie das „Magnificat" von J. S. Bach. Am 7. März 1915 brachte er die Schöpfung von Haydn, und am Schluß der Saison, am 6. Juni, die Missa solemnis von Beethoven.

All' diese Konzerte fanden unter Mitwirkung ausgezeichneter solistischer Kräfte statt.

Der Basler Bachchor führte unter der Leitung von Adolf Hamm am 20. Dezember eine Weihnachtsmusik auf. Es wurden dabei zwei Kantaten von Bach gesungen („Du Friedefürst, Herr Jesu Christ" und „Nun komm, du Heiden-Heiland"), außerdem das kleine Oratorium „Die Geburt Christi" von H. von Herzogenberg. Am 30. März bot der gleiche Chor drei Kantaten von Bach, unter ihnen „Ich hatte viel Bekümmernis."

Der dritte der hiesigen gemischten Chöre, der „Basler Volkschor", hatte für sein Konzert vom 21. März Schumanns „Paradies und Peri" ausersehen.

Die Aufführung wurde geleitet von Ferdinand Küchler.

Die Liedertafel (Hermann Suter) trat erstmalig am 8. Dezember mit dem Gesangverein auf den Plan; ihr Anteil an dem Konzert bestand in dem Psalm „Gott ist mein Hirt" von Schubert und in dem Sanctus aus der Messe für Männerstimmen von Cherubini. Am 30. Januar hielt sie ihr Orchesterkonzert ab. Bruchs „Frithjof" und die „Altniederländischen Volkslieder" des Adrianus Valerius bildeten die Eckpfeiler des Programms. Außerdem betätigte sich der Verein noch in einem Wohltätigkeitskonzert am 19. Dezember und in seinem jährlichen Liederkonzert (9. Mai).

Der Männerchor (C. Julius Schmid) veranstaltete zwei Liederkonzerte, das erste am 22. November, das zweite am 2. Mai 1915.

Außer den genannten Konzerten fanden eine Menge von Solistenabenden statt, deren Aufzählung jedoch bei dem beschränkten Raum zu weit führen würde. — So darf das musikalische Leben in unserer Stadt während des ersten Kriegsjahres als ein sehr reges bezeichnet werden. Es hat trotz ungünstigen Umständen keine erhebliche Einbuße erlitten und sich in einer Linie bewegt, die von der, die es in normalen Zeiten innehielt, nur wenig abwich.

### D. Malerei und Plastik.

Im letzten „Jahrbuche" ist von den Kriegsveranstaltungen des Basler Kunstvereins die Rede gewesen„ d. h. von den zwei aufeinanderfolgenden Ausstellungen, welche, ausschließlich für Basler Künstler, stattfinden sollten. Die eine, für Malerei bestimmt, fiel noch in das letzte Berichtsjahr; die andere, für Plastik und Graphik, ist im November abgehalten worden. Sie umfaßte 244 Nummern und brachte als Hauptwerk 18 Skulpturen von August Heer, vier

von dem jungen August Suter, sowie Plaketten und Wandteller von Hans Frei. Außerdem hatten Paul Kreis, Otto Roos, Maja Stehlin und E. W. Wolf bemerkenswerte Plastik ausgestellt. — Die Graphik war durch zum Teil sehr gute Blätter von Eugen Ammann, Paul Barth, Jakob Billeter, Ernst Buchner, Karl Burckhardt, Louis Dischler, Rudolf Dürrwang, Karl Hügin, Gustava Iselin-Häger, Paul Kammüller, Otto Krebs, Werner Koch, Hedwig Keerl-Thoma, Maria La Roche, Rudolf Löw, Otto Mähly, Burkhard Mangold, Hermann Meyer, Heinrich Müller, Fritz Mock, Eduard Niethammer, A. H. Pellegrini, Arthur Riedel, Alfred Peter, Regnault Sarasin, Alfred Soder, Ernst Schieß, Hans Schwabe und August Suter vertreten. — Kunstgewerbliche Arbeiten hatten Julie Masarey, Gertrud Burckhardt, Fanny Stöcklin und Hans Jörin zu zeigen.

Gleich darauf folgte die Weihnachtsausstellung. Man muß gestehen, der Kunstverein hat sein Möglichstes getan, um den Basler Künstlern durch öffentliche Darbietung ihrer Werke zu helfen: Drei Ausstellungen nacheinander: Oktober, November, Dezember. Es war sogar, wie von verschiedener Seite verlautete, etwas allzu viel. Aber — auch in dieser dritten konnte man noch Hervorragendes sehen. Paul Barth bot treffliche, an alten Freskostil erinnernde Porträts von ausnehmend feiner Farbigkeit und nicht gewöhnlicher Raumverteilung und Haltung. — Karl Dick, der an der deutschen Front Kämpfende, trat, außer mit zwei Bildnissen, mit einer prächtig geschlossenen Landschaft hervor. Paul Burckhardt hatte neue Ausbeute aus seiner Reise nach Indien in farbig diskret behandelten Landschaften da. Numa Donzé wies farbig und räumlich großgefaßte, reiche Landschaften aus der Umgegend von Basel her. Arnold Fiechter gab zwei frische weibliche Bildnisse, Eduard Niethammer den sympathischen Kopf seiner Mutter, Paul Schweizer die kräftige Farbenskizze einer Simsonszene. Im

Porträt zeichneten sich aus Paul Kammüller, Charles Bernoulli und Burkhard Mangold, der auch durch seine Glasgemälde „Ein moderner Totentanz" mit kräftig einfachen Figuren hervorragte. Christoph Oehler, Fritz Voirol Maria Lotz, Maria Stückelberg, Valerie Wieland, Louise Weitnauer, Hedwig Keerl-Thoma, Alfred Peter, Walther Bär, Theodor Barth hatten ebenfalls Bildnisse oder anderes gute Figürliche zur Ausstellung gegeben. In Landschaften boten Vorzügliches Rudolf Löw, Otto Mähly, Carl Theodor Meyer, Fritz Mock, Max Alioth, Wilhelm Balmer, Ernst Breitenstein, William de Goumois, Walther Enholtz, Louis Dischler, Gottfried Herzig, Maria La Roche, Franz Krauß, Adolf Kron, E. Roschet, Emil Schill, Joseph Schönenberger, Adolf Schweizer, Ernst Seifert, Regnault Sarasin und Niklaus Stöcklin. In Stillleben leisteten Frau Haßler-Ernst und H. A. Kündig Bemerkenswertes. Eine einzige Plastik war da: ein lebensvolles, intim wirkendes Büstchen Hans Hubers von August Heer.

Die Januar-Ausstellung galt dem 1890 verstorbenen originellen Solothurner Maler Frank Buchser, von dem das Basler Museum durch Erbschaft die Hauptmasse von Bildern, Entwürfen und Skizzen besitzt. Die Ausstellung umfaßte 286 Nummern, von denen die öffentliche Kunstsammlung in Basel 151 Oelbilder, 54 Zeichnungen und zwei Radierungen hergeliehen hatte; das übrige stammte aus der Kollektion Vollag in Zürich, einiges aus Berner und Basler Privatbesitz; auch das Museum in Solothurn und der Basler Kunstverein hatten je ein Bild hergegeben. Der Katalog war mit sechs Seiten kunstwissenschaftlicher, höchst willkommener Einleitung von Dr. Jules Coulin versehen, dem Spezialforscher auf dem Gebiet der Buchserkunde. Sieben wohlgelungene Wiedergaben Buchserscher Bilder machten das Katalogheft außerdem begehrenswert.

Im Februar stellten wieder Basler aus. Zunächst Paul Burckhardt, der nun, in 72 Oel-, Tempera- und

Aquarellbildern, die reiche Ausbeute seiner Indienfahrt darbot. Künstler und Laien empfanden diese bunte Schau als ein Ereignis im Basler Kunstleben. Neben dem Hauptaussteller hatten Esther Mengold tüchtige Porträts, ihr Gatte Paul Altherr frische, gute Tierbilder zu zeigen. Der erste Stock war Heinrich Müller für seine in den Farben eigenartig anziehenden, interessanten Figuren, Landschaften und Stilleben eingeräumt. Auch farbige Zeichnungen und Holzschnitte Müllers vermochten Interesse zu erwecken. Ferner gab's 28 Zeichnungen von im Militärdienst stehenden Schweizer Künstlern: Wilfried Schweizer (Zürich), O. Baumberger (Altstetten), W. Jegher (Zürich) und Karl Pflüger (Basel).

Im März erregte Alfred Heinrich Pellegrini aus Basel durch sechzig farbig stark empfundene, großzügig dekorative Oelbilder das Entzücken der Künstler, das Kopfschütteln der Bürger. Auch was er in Graphik ausstellte, war von demselben mächtigen Zuge. Gleichzeitig hatte die feinsinnige Figuren- und Landschaftsmalerin Gustava Iselin-Häger in Pastell, Zeichnung und Oel liebenswerte Bilder ausgestellt, alle künstlerisch geschmackvoll durchgeführt. Ihre Schwester, Julie Häger, hatte sorgfältig gearbeitete figürliche Plastiken und Metall-Schmuckstücke zu zeigen. — Der erste Stock war Bildern und Holzschnitten des in Paris arbeitenden Waadtländers Felix Vallotton zugeteilt; den Kunstfreunden hat dessen großes Können sehr zugesagt. Im Treppenraum hingen, von den Basler Mitgliedern des Bundes schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten gestiftet, einundzwanzig Bilder, welche zu Gunsten der Schweiz. Künstler-Unterstützungskasse verkauft oder verlost werden sollen.

Der April brachte zur Seltenheit wieder einmal eine Hodler-Ausstellung; es waren meist Zeichnungen da, aus Basler Privatbesitz hergeliehen; aus derselben Quelle stammten acht Oelbilder, unter denen ein „Entzücktes Weib" und zwei Frauenköpfe hervorragten. Hodler selbst hatte zwei

Landschaften geschickt. Neben ihm waren Cuno Amiet und Giovanni Giacometti mit charakteristischen Werken vertreten, jener z. B. mit einem Garten und einem bedeutenden Frauenporträt, dieser u. a. mit einem weiblichen Akt und dem farbig rassigen Bilde einer alten Frau. Zu diesen Werken der schweizerischen Hauptmeister gesellten sich solche der sog. modernen Schweizerschule, d. h. „Schule" kann man es nicht eigentlich nennen, da jeder von den Künstlern seine eigene Individualität ausprägt; einige davon haben den Blick nur unverkennbar auf Hodler gerichtet. Ernst Bolens (Basel), Ed. Boß (Bern), Max Burgmeier (Aarau), Emil Cardinaux (Bern), F. Egger (Solothurn), O. Ernst (Entfelden), Ernst Geiger (Twann), F. Linck (Bern), Traugott Senn (Bern), Hans Sturzenegger (Schaffhausen) und Otto Wyler (Aarau) machen diese schweizerische „Moderne" aus; sie waren zum Teil mit sehr hervorragenden, sie kräftig vertretenden Bildern in unsere Kunsthalle eingerückt.

Im Mai konnte man französische Klassiker des 19. Jahrhunderts bei uns bewundern. 104 Bilder, meist mit enormen Preisen (130,000 bis auf 1000 Franken) waren gesandt worden. Die Bedeutung der Aufstellung, in welcher Delacroix, Corot, Daubigny, Courbet, Puvis de Chavannes, Pissaro, Manet, Degas, Fantin-Latour, Sisley, Cézanne (dieser mit nicht weniger als 20 Werken), Manet, Renoir, Morisot und van Gogh vertreten waren, bot ein herrliches Bild des französischen Könnens dar. Der Konservator der Kunsthalle, Herr Dr. Wilhelm Barth, ein intimer Kenner dieser Kunst, veranstaltete Führungen, für welche ihm auch an dieser Stelle gedankt sei. Gleich nachher erschien in der „National-Zeitung" der Vortrag des genannten Herrn.

Nach dieser Hauptausstellung des Jahres war es schwierig, das Publikum wieder in die Kunsthalle zu locken. Aber die Ausstellungsleitung brachte es zustande, indem sie den talentvollen Basler Bildhauer August Suter zu einer Darbietung von zehn plastischen Arbeiten, sowie einer Anzahl

Zeichnungen und Studien veranlaßte. Die Skulpturen waren sämtlich Porträts; sie wurden sowohl wegen ihrer geistigen Haltung wie wegen ihrer wohlverstandenen künstlerischen und individuellen Modellierung allgemein anerkannt. — Im übrigen hatten Franz Elmiger (Ermensee), E. Hodel (Luzern), Rudolf Löw (Basel), H. Morstatt (Dornach), Carl Pflüger (Lausanne), Wilhelm Rau (Höngg), Robert Schweizer (Bärenwil), Ida Schulz (Wiesbaden), Ernst Seifert (Basel), Georg und Heinrich Weber ausgestellt. Das Wichtigste in der kleinen Galerie waren Tierstücke von Adolf Thomann (Zürich), Figuren und Landschaften von Else Thomann und Landschaften sowie Figürliches, farbig und zeichnerisch teilweise sehr intim Behandeltes von Gertrud Stückelberg (Basel).

Die September-Ausstellung brachte Werke aus der Basler Künstlergesellschaft. Es ragten da hervor Eugen Ammann mit lebensgroßen, koloristisch originell durchgebildeten Gestalten, unter denen uns eine „Schlafende" und eine „Mutter mit Kind" eindrücklich geblieben sind; ferner Arnold Fiechter, der kräftig natürliche weibliche Akte und Landschaften zeigte. Paul Kammüller fiel durch eine „Krankenschwester" auf, Wilhelm Balmer durch sicher gezeichnete, lebendige, hie und da kolorierte Studien zum Landsgemeindebild im Ständeratssaal. Außer den schon zu der November- und der Weihnachts-Ausstellung genannten Basler Künstlern hatten Albrecht Mayer und Otto Plattner ausgestellt. In dieser Septemberschau wog qualitativ das Plastische vor. Hans Frey hatte seine besten Plaketten und Medaillen da: 79 Nummern, darunter Stücke, auf die Basel als Kunststadt stolz sein kann. Ferner hat August Heer eine Büste des Generals Ulrich Wille geschaffen, die als Porträt trefflich, als stilvolles Kunstwerk ausgezeichnet ist. Ferner sah man zum erstenmal in Basel eine größere Kollektion (14 Werke) des Schweizer Bildhauers Hermann Haller: eine Art Plastik, die, etwas archaistisch, doch wunderbar be-

lebt erscheint, gleichzeitig durch ihre wahrhaft skulpturale Ruhe imponiert. Als Graphiker trat Arthur Riedel mit seinen Radierungen und Silberstiftzeichnungen (Aktstudien) hervor.

Im Oktober kam der Turnus des Schweizerischen Kunstvereins nach Basel. Er war gut beschickt: eine der besten Turnusausstellungen seit mehreren Jahren. Der Basler Kunstverein hatte den Bundesbeitrag zu vergeben und hat daraus fünf moderne, ausgezeichnete Bilder angekauft: „Mädchen" von Cuno Amiet (Oschwand), „Die Müller" von Emil Breßler (Genf), „Bauer" von Abraham Hermanjat (Aubonne), „Begonien" von Aloys Hugonnet (Morges) und „Die Flucht nach Aegypten" von Paul Th. Robert (St. Blaise): vier Welsch- und ein Deutschschweizer. Von Baslern hatten ausgestellt Max Alioth, Paul Altherr, Eugen Ammann, Paul Barth, Theodor Barth, Charles Bernoulli, Emil Beurmann, Berta Bucher, Ernst Buchner, Paul Burckhardt, Emile Buxtorf, Emil Himmelsbach, Max Kindhauser, Adolf Kron, Marie Lotz, Rudolf Löw, Burkhard Mangold, Rudolf Meyer, Fritz Mock, Fritz Otto Müller, Eduard Niethammer, Carl Theodor Meyer, Karl Reber, Arthur Riedel, Joseph Schönenberger, Ida Schulz, Ernst Seifert, Selma Siebenmann, Marie Stückelberg, Fritz Voirol, Jakob Wagner (†), Valerie Wieland, Karl Wirz. — Plastik boten Hans Frey, August Heer und Jakob Probst.

Sehr zu begrüßen ist die Tatsache, daß außer in der Kunsthalle, ein anderes Lokal aufgetan worden ist, wo Künstler ihre Werke zeigen können. In der Buchhandlung Wepf, Schwabe & Cie. an der Eisengasse ist ein Raum geschaffen worden, welcher zwar nicht über Oberlicht verfügt, dafür die Bilder, welche ja schließlich für Privaträume bestimmt sind, in voller Intimität wirken läßt. Auch in diesem Kunstsalon soll allmonatlich eine Ausstellung stattfinden.

Im Februar ist er mit einer Ausstellung von Bildern

jüngerer Basler Maler eröffnet worden, die sich von ihren charakteristischen und besten Seiten zu zeigen Mühe gaben. Die Veranstaltung durfte demnach als durchaus gelungen bezeichnet werden. J. J. Lüscher, P. Barth, Karl Dick, Heinrich Müller, Numa Donzé, Eduard Niethammer, Otto Roos und Ernst Bolens haben sie bestritten. — Im März fand eine Spezialausstellung von Bildern J. J. Lüschers, Landschaften und Figürliches, bei den Kunstkennern volles Verständnis.

Im März zeigte der kleine Salon nur Steinzeichnungen, alles von ausgezeichneter Qualität. Zunächst haben acht Basler Künstler eine Steindruckmappe zusammengestellt: Paul Barth, Numa Donzé, Paul Hosch, J. J. Lüscher, Heinrich Müller, Eduard Niethammer, Otto Roos und Ernst Schieß gaben darin Blätter von einer Schönheit und Originalität, die bei Wepf, Schwabe & Cie. umso besser hervortraten, als die einzelnen Lithographien gerahmt an den Wänden hingen, wodurch sie recht sehr zur Geltung kamen und dartaten, daß der künstlerische Steindruck ein Zimmer ausgezeichnet schmücken kann. (Die Mappe mit den 16 Bildern ist zu Fr. 15, auf Echt Japan zu Fr. 45 käuflich.)

Dazu waren Werke der großen französischen Lithographen zu sehen: Descamps, Daumier, Gavarni, wodurch die Ausstellung ein eigentlich klassisches Gepräge bekam. Neben den berühmten Franzosen hatten moderne Schweizer, wie Cardinaux, Colombi, Mangold (Basel), einen schweren Stand, behaupteten sich aber doch sicher und glücklich. —

Im Mai hatte Paul Barth das Wort. Seine Kunst ist aus der Farbe entwickelt, und aus was für einer Farbe! Man kann P. Barth als den gegenwärtig gediegensten, originellsten, feinst empfindenden Farbenkünstler der Schweiz ansprechen. Anfangs nur von Fachgenossen und den (Basler) Kritikern anerkannt, hat er heute auch die Kreise der Kunstfreunde für sich gewonnen. Unter seinen Werken ragten ein Doppelporträt, ein Selbstbildnis und ein weiblicher Akt her-

vor. Auch seine Stilleben und Landschaften, sowie seine einfachen Zeichnungen waren bedeutend. —

Im Juni waren im Greifengasse-Salon Zeichnungen schweizerischer Künstler vereinigt: F. Hodler, E. Boß, A. Blanchet, C. Amiet, V. Surbek, H. Sturzenegger, P. Barth, N. Donzé, E. Niethammer, O. Roos waren mit den verschiedenartigsten, sie gut charakterisierenden Werken vertreten.

Im Juli stellten zwei Basler Malerinnen, Gertrud Schwabe und Selma Siebenmann, aus; jene hatte Stilleben und Porträts in Münchner Art, diese ebenfalls Stilleben und Figürliches, in mehr nach modernen Franzosen orientierter Malerei, zu zeigen. Beide erwiesen Geschmack und Talent.

Im September waren Bilder eines allerjüngsten Schweizer Expressionisten zu sehen. Wir haben oben von der „modernen Schweizer Schule" gesprochen. Diese übertrifft der „Moderne Bund" bei weitem. Aus diesem stellte Wilhelm Gimmi aus: Sachen von eigentümlich packenden koloristischen Werten, aber in der Form noch nicht durch- und ausgebildet. Zeichnungen von ihm waren verständlicher.

Im Oktober kam Hermann Huber dran. Er ist der größere Künstler; das hatte der Schreiber dieser Zeilen schon bei einem Besuche der Privatgalerie Kißling in Zürich feststellen können. Dort ist Huber noch ausschließlich Primitiver; jetzt strebt er mehr nach dem Natürlichen, Farb- und Formvollen beinahe allzusehr von seinen verblüffenden Anfängen weg. Die hiesige Ausstellung zeigte Bilder seiner früheren und seiner jetzigen Art. Huber ist ein Werdender, Unfertiger, unzweifelhaft ein großes Talent. Das erwiesen auch seine Landschaften und seine Federzeichnungen.

Auch in der Kunsthandlung Rath in der Aeschenvorstadt, welche über ein vortreffliches Ausstellungslokal verfügt, hat im Berichtsjahr eine Ausstellung baslerischer Kunst stattgefunden. Es haben namentlich ältere Künstler dort ihre Werke gezeigt: E. Beurmann, Fr. Mock, Maria LaRoche, W. Enholtz; von jüngeren P. Kammüller.

Im Oktober stellte H. Hinderling in der Aula der Obern Realschule eine Anzahl seiner Gemälde, namentlich Aquarelle, aus.

Wir würden eine Unterlassungssünde begehen, wenn wir nicht ein Werk der Fassadenmalerei erwähnten, das einzig in seiner Art in Basel dasteht; es ist die Front der „National-Zeitung" gegen den Marktplatz. Numa Donzé hat ihren obern Teil mit Bildern geschmückt, deren künstlerische Aus- und Durchführung in der Schweiz kaum ihresgleichen finden dürfte. Die drei durch eine gewaltige farbige Harmonie verbundenen Gruppen stellen dar: in der Mitte den Tod, einen Krieger und ein erschrockenes Mädchen: Sinnbild der Vergänglichkeit und der Lebenstragik, zugleich der heutigen schweren Kriegszeiten; links wird der Kampf ums Dasein symbolisiert, rechts der Friede in einer ausgezeichnet wahren und schönen Gruppe von Mutter, Kindern und Schutzengeln. — Den Warteraum der „National-Zeitung" hat Rudolf Dürrwang mit originellen figürlichen Malereien ausgestattet.

## E. Architektur.

Der große Krieg, der ganz Europa durchwütet und überall die Volkswirtschaft aus ihren geordneten Bahnen geworfen hat, bewirkt auch in unserer Vaterstadt eine empfindliche Lahmlegung der Bautätigkeit. Hunderte von industriellen Betrieben sind schwer geschädigt, sei es, daß es ihnen an Arbeitskräften oder an Rohstoffen oder an Abnehmern und Bestellern mangelt. Eine unmittelbare Folge dieser Verdienstlosigkeit ist das Fehlen von Bauaufträgen. Es kommt diese Tatsache auch in unserer kurzen Chronik zur Geltung, indem wir nur sehr wenig namhafte Architekturwerke für das verflossene Jahr zu verzeichnen haben.

Zwei neue bedeutende öffentliche Bauten in hervorragender, hoher Lage beidseits des Birsigtales bereichern die Vedute der Stadt und treten beim Blick von

Südwesten her besonders markant in Erscheinung. Die eine Gebäudegruppe auf dem Rollerhofareal ist die erste große Erweiterung des Museums an der Augustinergasse, durch die Architekten Eduard Vischer & Söhne erbaut; sie wird die neugeordnete ethnographische und teilweise auch naturhistorische Sammlung aufnehmen.

Der andere Bau, mit dem Hauptflügel ganz auf die Kante des westlichen Talhanges vorgeschoben, wird nächstes Jahr, nach den Plänen der Basler Baugesellschaft, vollendet und von der Frauenarbeitsschule bezogen werden.

Bei beiden Bauwerken war es wichtig, sie der Stadtsilhouette in günstiger Weise einzuordnen, denn jedes dieser Gebäude tritt als Ganzes nur von sehr entfernt gelegenen Standpunkten in Erscheinung, was in beiden Fällen für die architektonische Gestaltung maßgebend sein mußte.

So erscheint die Museumserweiterung als neue malerische Baugruppe in dem mannigfaltigen Stadtbild, in ungezwungener Anordnung, dem ansteigenden Terrain und der unregelmäßigen Grundstückgestaltung angepaßt und dem alten, charakteristischen Stadteil am Schlüsselberg in glücklicher Weise eingefügt. Die Architektur der Fassaden gegen die inneren Höfe ist in einfachen, großen und würdigen Formen gehalten.

Ein wesentlich anderes Bild zeigt die neue Frauenarbeitsschule, die sich als großzügiger Monumentalbau mit klarer und einfachster Silhouette hoch über die Häusermassen der unteren Stadt erhebt. Zwei große Walmdächer spannen sich über den Hauptbau und den im rechten Winkel dazu verlaufenden Flügelbau; die scharf umrissenen Dachflächen sind auf den Hauptansichtsseiten nur von kleinen Dachlichtern unterbrochen und wirken so in ihrer ruhigen Größe, wie die monumentalen Dächer alter großer Gebäude, die wir zum Teil bald nur noch der Erinnerung nach oder von alten Stadtansichten kennen; wir denken zum Beispiel an das

ehemalige Kornhaus, das alte Zeughaus, den Kirschgarten und andere, die alle im Stadtbild von hervorragender Wirkung sind.

Das Haus zur „Arche Noë“, Barfüßerplatz Nr. 17, hat durch die Architekten Suter & Burckhardt eine hübsche Umgestaltung erfahren; die anspruchslose, schlichte alte Basler Bürgerhausfassade, die bis dahin durch geschmacklosen Farbanstrich entstellt war, kommt dank der geschickten neuen Bemalung wieder zur Geltung. Im Erdgeschoß des Hauses ist ein neues Restaurationslokal eingebaut worden.

Der Dachaufbau auf das Gebäude der unteren Realschule ist endlich, nach langen Diskussionen zwischen Heimatschutzkommission und Behörden, zur Ausführung gekommen. Für den Beschauer von der Wettsteinbrücke her fügt sich das neue Dach, das in sorgsamster Weise mit verschiedenfarbigen Ziegeln gedeckt ist, gut in die allgemeine Silhouette der Dächerfluchten ein und die frühere scharfe Gesimslinie des flachen Daches ist glücklich verschwunden. Jedoch tritt es in der Rittergasse über dem allzu hohen Gebäude nicht in Erscheinung, so daß nach wie vor der sonst prächtige Aspekt des Münsters in empfindlicher Weise beeinträchtigt wird.

Ein interessantes Haus, das für eine hiesige Bäckereifirma erstellt wird, ist am untern Ende des Marktplatzes im Bau begriffen. Es läßt sich vorläufig eine strenge, vom Traditionellen abweichende Pilasterarchitektur in graublauem Muschelkalk erkennen. Auch vor Inangriffnahme dieses Baues (die Architekten sind Eckenstein & Bercher) kam es zu lebhaften Erörterungen mit Heimatschutz und Bürgerrat, dem Eigentümer des Stadthauses, jenem klassischen Basler Barockbau des 18. Jahrhunderts, indem man mit Recht wegen der Erstellung eines modernen Baues unmittelbar gegenüber der reizvollen und feingestalteten Fassade des alten Hauses starke Bedenken hegte. Hat man doch abschreckender Beispiele von Neubauten der letzten Jahrzehnte in nächster Nähe am Marktplatz und Fischmarkt genug.

Der Vollständigkeit wegen muß sodann die Fassadenmalerei am Haus „zum Gold“ auf dem Marktplatz, dem Geschäftsgebäude der Nationalzeitung, erwähnt werden; dieses hervorragende Kunstwerk von Numa Donzé hat früher schon mehrfach an anderer Stelle eine eingehende Würdigung erfahren, so daß wir uns damit begnügen, hier auf jene Besprechungen hinzuweisen.

Die Bautätigkeit im St. Alban- und Aeschenquartier hat sich auch im verflossenen Jahr auf einige wenige Objekte beschränkt. Das im letztjährigen Bericht schon gewürdigte, durch Architekt Fritz Stehlin erbaute große Wohnhaus Kapellenstraße Nr. 17 ist in einfacher, gediegener Ausstattung vollendet worden.

Eine scharflinige, schlichte Architektur zeigt das durch die Basler Baugesellschaft erstellte einstöckige Wohnhaus an der Wartenbergstraße Nr. 33; in entsprechend ländlicheren Formen ist das dazu gehörige Stallgebäude am St. Albanring gehalten.

Auf der Breite sind die drei ansprechenden, zwei Geschoß hohen Miethäuser mit behäbigem Mansarddach, Wildensteinerstraße 8—12, zu erwähnen, womit wir in die Nähe von St. Jakob gelangt sind, das in letzter Zeit viel besprochen wurde.

Voriges Jahr ist an dieser Stelle auf den Wettbewerb, der unter Basler Künstlern zur Erlangung von Entwürfen für Bemalung der Fassade des Kirchleins zu St. Jakob veranstaltet wurde, hingewiesen worden. Die Arbeiten der drei Künstler Pelegrini, Paul Burckhardt und Burkart Mangold sind mit Preisen ausgezeichnet, jedoch keiner der Entwürfe bis heute zur Ausführung genehmigt worden. Im Vordergrund des Interesses steht momentan die Frage betreffend Straßenbahnführung bei St. Jakob, bei welcher in letzter Stunde der Heimatschutz gegen das Projekt der Straßenbahnverwaltung, die das Bahntrasse auf die Straße

zwischen Kirche und Wirtshaus legen will, Stellung genommen hat. Hoffen wir, daß eine befriedigende Lösung in der Angelegenheit gefunden und der Platz vor dem malerischen Siechenhaus nicht durch Gußeisenmasten und einem Netz von Leitungsdrähten verunstaltet wird.

Im Gundeldingerquartier treffen wir in der Zwingenstraße auf den in nächster Zeit fertiggestellten, von Hochbauinspektor Hünerwadel entworfenen Neubau einer staatlichen Bad- und Waschanstalt mit langer Front; durch die beidseits um ein Stockwerk über den Mitteltrakt höher geführten Flankierungsbauten mit den steilen Satteldächern und die im ganzen Erdgeschoß durchlaufenden Rundbogenöffnungen ergibt sich ein günstiges Gesamtbild der Anlage.

Dieses Quartier gewinnt hauptsächlich an der Bruderholzhöhe, ja sogar bis hinauf gegen die Batterie an baulicher Ausdehnung. Der bedeutendste Bau ist das auf aussichtsreicher, beherrschender Höhe nahe der Kantonsgrenze liegende Wohnhaus eines Malers. Es ist erst im Rohbau fertiggestellt, doch tritt seine Eigenartigkeit schon wirkungsvoll in Erscheinung. Das stark silhouettierte Dach mit dem kuppelartigen mittleren Aufbau, der massive Unterbau des einzigen Hauptgeschosses und die mächtige Terrassenmauer ergeben zusammen einen ungewöhnlich anziehenden Anblick. Bergseits öffnet sich gegen den Ziergarten ein mit vielem Reiz gebildeter, von zwei Flügelbauten umschlossener Säulenhof. Die ganze mit liebevollem Interesse behandelte Anlage ist von Architekt E. Heman entworfen.

Es ist zu hoffen, daß die Ansiedelung dort oben auf der stillen Höhe bald weitere erfreuliche Fortschritte macht. Seitdem die Straßenbahn hinaufführt und die Bruderholzallee angelegt ist, von der aus der Blick über die ganze Stadt hinweg ins Rheintal, nach dem Schwarzwald und den Vogesenbergen hinüber schweift, ist das Bruderholz an jedem schönen Nachmittag das beliebteste Ausflugsziel des Basler Bürgers geworden.

Auf dem Westplateau, wo seit Jahren eine stetige Zunahme an bemerkenswerten Bauobjekten festgestellt werden kann, wird den vom Viadukt her das Quartier Betretenden die nunmehr ihrem vollständigen Ausbau entgegengehende Miethausgruppe von Architekt Rudolf Linder besonders fesseln. Durch Anfügung des Eckhauses Birsigstraße-Pelikanweg hat dieser in schönen Formen durchgeführte, mit besonderem Geschick disponierte und in seiner großzügigen Dimension imposant wirkende Wohnhauskomplex seinen südlichen Abschluß gefunden.

Am Steinenring bei der Pauluskirche zwingt das stattliche Herrschaftshaus Nr. 23 zu weiterem Verweilen. Leicht erkennt man in diesem Bau ein neues gefälliges Werk der Architekten Suter & Burckhardt. Ein Vorhof, gegen die Straße offen, bildet die Zufahrt zur Freitreppe vor der eichengeschnitzten Haustüre, über der als besonderer Schmuck der Fassade ein mit kunstvoll geschmiedetem Geländer gezierter Balkon vorspringt, gestützt von zwei zierlich gestalteten Säulen. Durch ein Gittertor rechts öffnet sich die Zufahrt neben dem Wohnhaus vorbei zum Garten. Alles ist in zwangloser Anlehnung an die schmuckvollen Barockarchitekturen des vorletzten Jahrhunderts unserer Stadt, durchgebildet. Viel Eigenart verleiht dem Bau das verwendete Material: ein graublauer Muschelkalk, wie wir ihn schon bei einem eingangs erwähnten Neubau fanden, als Umrahmung der weißen Putzflächen und zusammen mit dem Grau der Fensterläden angenehm kontrastierend gegen die dunkle Ziegeldeckung des Mansarddaches; nach Stoff und Farbe ein schöner Effekt ruhiger Differenzierung.

Durch die Architekten Widmer, Erlacher & Calini hat das altehrwürdige Schützenhaus einen ausgedehnten Anbau erhalten. Das bestehende Gebäude ist durch einfache Verlängerung bis an den Weiherweg vergrößert worden, um Raum zu gewinnen für neue Restaurationsküche, Nebenräume, Keller und anderes nebst besseren Wohnräumen für

Wirt und Personal. Der gewohnte Anblick des Schützenhauses ist dadurch im wesentlichen der alte geblieben. In freierer Verwendung der Formen hat die gegen den Garten sich öffnende Halle, die zwischen Hauptbau und Ring, längs des Weiherwegs eingefügt worden ist, ihre Ausbildung erhalten. Im nächstjährigen Bericht wird nochmals diese Anlage zu erwähnen sein, wenn der ganze Umbau in seiner Vollendung zur Wirkung kommt.

Von denselben Architekten ist im verflossenen Jahr der neue Polizeiposten am Wielandplatz erbaut worden. Seinerzeit war für Erstellung dieses Baues ein Wettbewerb ausgeschrieben, bei dem der Entwurf der genannten Architekten prämiert und zur Ausführung angenommen wurde. Eine breite Front mit der kräftigen Säulenstellung dorischer Ordnung entspricht vortrefflich der Lage an dem weiten offenen Platz. Angenehm wirkt dabei die farbige Behandlung, vor allem der satte Ton der in Vorsatzbeton erstellten Säulen, Gesimse, Tür- und Fensterumrahmungen mit ihrer kräftigen Profilierung.

In der Umgebung des Allschwilerplatzes sodann sind einige größere neue Miethäuser an der Buchenstraße und Sängergasse zu erwähnen. Da bei Anlage der erwähnten Straßenzüge die Baufluchten für diese Häusergruppen in etwas freierer Anordnung gelegt worden sind, so ergibt sich für den von der Allschwilerstraße Kommenden ein bewegtes, weniger schablonenhaftes Straßenbild, als wir dies sonst in den neuen Stadtteilen gewohnt sind, was aller Beachtung wert erscheint.

Die Basler Baugesellschaft hat der von ihr angelegten Einfamilienhäuserkolonie an der Bündnerstraße drei weitere kleine Wohnhäuser Nr. 34—38 von gefälligem, anspruchslosem Aeußeren zugefügt.

Obschon außerhalb des St. Johannrings die Bebauung ziemlich stark fortschreitet, sind architektonisch bedeutendere Wohnbauten in jener Gegend nicht zur Ausführung ge-

kommen. Es fallen dort nur die ansehnlichen neuen Miethausgruppen Ecke Lothringerstraße-Jungstraße und an der Murbacherstraße Nr. 42—46 auf.

Einiges Interesse beansprucht der stattliche Erweiterungsbau einer Bandfabrik der hinteren Spitalstraße. Die dreigeschossige Fassade zeigt eine kraftvolle, senkrechte Lisenenteilung in Putzarchitektur. Trotz aller Anspruchslosigkeit der Mittel hat dieser reine Industriebau durch Architekt D. A. Bernoulli eine gefällige äußere Ausgestaltung erhalten, wozu der helle, gelbliche Farbton von Verputz und Kunststein viel beiträgt.

Im Kleinbasel hat unser Bericht fast keine Neubauten namhaft zu machen; denn abgesehen von einigen großen Miethäusern, die nicht in Betracht kommen können, sind nur wenige Objekte von etwelchem Interesse; es betrifft dies das große Eckhaus Kanderer-Breisacherstraße und die beiden anschließenden kleinen Miethäuser Kandererstraße Nr. 3 und 5, von der Basler Baugesellschaft erstellt, und ferner drei hübsche Einfamilienhäuschen Nr. 108—112 an der Gärtnerstraße.

Immerhin können wir diese kurze Chronik mit Erwähnung eines künstlerisch hervorragenden Werkes des Erbauers des Badischen Bahnhofs, Prof. Karl Moser, schließen. An der äußeren Ecke Schwarzwaldallee und Riehenstraße sind nach dessen Plänen zwei Beamtenwohnhäuser der Badischen Bahn errichtet worden; diese beiden einstöckigen Häuser, die rechtwinklig zueinander längs den beiden Straßenzügen stehen, entsprechen in ihrer Architektur vollständig dem Empfangsgebäude und bilden eine außerordentlich reizvolle Erweiterung der bedeutenden Bahnhofanlage. Die kleinen Gärtchen vor den Häusern sind um einige Stufen über die Straße erhöht; der alte Brunnen der ehemaligen „kleinen Sandgrube“ hat auf dem Trottoir neben der Gartentreppe wieder Aufstellung gefunden, und alles zeigt neben klarer und bestimmter Form ungewöhnlich heime-

ligen Charakter. Die beiden Häuser sind mit einer niedern Mauer verbunden, die durch einen Torbogen den Durchblick in die zurückliegenden Gärten gestattet, anderseits ist der Zusammenhang mit der Stützmauer des hochliegenden Bahnkörpers durch einen niedern Zwischenbau hergestellt, so daß alles als einheitliche, in sich geschlossene Baugruppe und gleichzeitig als Teil der großen Gesamtanlage erscheint.

---

# Basler Chronik.

## Vom 1. November 1914 bis 31. Oktober 1915.

### Von Fritz Baur.

Durch den Weltkrieg hat Basel ein ungewohntes Gesicht bekommen. Damit änderte sich auch der Hintergrund, vor dem sich die in der Chronik aufgezählten Tatsachen abspielen. Es mag deshalb dem Chronisten der Versuch gestattet sein, dieses neue Bild der Vaterstadt mit einigen Strichen zu zeichnen.

Das Aeußere der Stadt freilich änderte sich im Kriegsjahr weniger als in andern gewöhnlichen Zeiten. Den allgemeinen Mangel an Unternehmungslust bekam vor allem das Baugewerbe zu spüren. Dafür nahm das Leben in den Straßen der Stadt ein gänzlich neues Gepräge an. Hatten die Basler bis dahin die Waffenplätze der Schweiz darum beneidet, daß sie immer Soldaten zu sehen kriegten und sie in der Nordwestecke keine, so wurde dies mit dem Ausbruch des Krieges anders. Bei einem deutsch-französischen Zusammenstoß erscheint Basel vor allen Punkten der Schweiz gefährdet, somit auch in erster Linie des Schutzes bedürftig. Darum kamen zugleich mit den Kriegserklärungen die Grenzbesetzungstruppen zu uns. Bald wurden die die Gassen durchziehenden Bataillone, Batterien und Schwadronen so alltägliche Erscheinungen, daß man sich nicht mehr nach ihnen umsah, und bald war es an dem, daß die Waffenplätze im Innern des Landes mit einem gewissen Neid auf das truppengesegnete Basel blickten. Die neuen grauen Uniformen der Schweizertruppen, die man von Anfang an an vielen Offizieren sah, wurden erst seit dem Herbst

1915 von der Mannschaft in größeren Verbänden einheitlich getragen.

In den ersten Tagen und Wochen hatte, wie billig, die Wehrkraft des eigenen Kantons, Landsturm, Landwehr und Auszug die Basler Grenze geschützt. Bei ihrem ersten Einrücken hatte namentlich die ernste Feier des Fahneneides bei Truppen und zivilistischen Zuschauern einen tiefen Eindruck hinterlassen. Später standen Eidgenossen aus allen Teilen des Vaterlandes abwechslungsweise hier und in der Umgebung, im Leimental und im Birstal. Bei uns kamen als Quartiere vor allem die großen Schulhäuser des Westplateaus in Betracht. Darunter litt der ohnehin durch den Militärdienst vieler Lehrer beeinträchtigte regelmäßige Schulbetrieb nicht unwesentlich. Es mußten in beliebigen Gebäuden neue Räumlichkeiten für den Unterricht aufgesucht werden. Man legte Klassen zusammen, man sah sich gezwungen, die Arbeitzeit zu beschneiden, auch den Unterricht in einzelnen Anstalten zeitweise gänzlich auszusetzen. Entsprechend diesem notgedrungen unordentlichen Unterricht unterblieben dann auch im Frühjahr 1915 die sonst üblichen Schlußprüfungen. Vollends an der Universität, wo eine große Zahl Studierender unter den Waffen, verschiedene auswärtige Professoren im Krieg standen, konnte nur von beschränktem Arbeiten die Rede sein. Sogar die übliche Rektoratsfeier im Herbst mußte gänzlich unterbleiben, weil der Rektor, Prof. Eger, sich an der Front befand.

Das Urteil darüber, ob unsere militärischen Gäste mit der ihnen hier entgegengebrachten Gesinnung und Behandlung zufrieden waren, mag billig ihnen überlassen bleiben. Den Baslern geziemt es, zu bezeugen, daß sie die ernste Pflichterfüllung, die Mannszucht und die freundliche Haltung ihrer wechselnden Besatzungen stets in bestem Andenken bewahren werden. Sie fühlten sich wohlgeborgen im Schutze der Truppen, ob diese aus Luzern, aus Zürich oder aus dem Thurgau, aus dem Berner Jura oder aus dem

Emmenthal, aus Solothurn, aus Freiburg oder aus Genf stammten.

Damit soll nicht eine leere Redensart eidgenössischer Höflichkeit ausgesprochen sein. Das Gefühl der Sicherheit tat damals bitter not. Man muß in den ersten Tagen des Krieges etwa in der Abenddämmerung von der Neubadhöhe aus in der Gegend von Mülhausen die Geschütze haben aufblitzen sehen, man muß den dumpfen Kanonendonner haben herüberrollen hören von den Vogesen oder aus dem Pruntrutischen, man muß an sonnigen Frühlingstagen davon Zeuge gewesen sein, wie — es schien unmittelbar über der Stadt — die Flieger kreisten und die Schrapnells am klaren Himmel platzten, man muß die Scheinwerfer um Mitternacht über das dunkle Firmament ihr gespenstisches Licht haben abgeben sehen, dann erinnert man sich, in welcher Gefahr Basel während des ganzen Krieges schwebte und wie wohl seinen Bewohnern das Bewußtsein tat, von einer wackern, entschlossenen Mannschaft behütet zu sein.

Man begreift, daß die Söhne der verschiedenen Gaue des Vaterlandes verschieden auftraten. Die Basler selber, die hier zu Hause waren, brachten, abgesehen vom ungewohnten Kleide, wenig Aenderung. Die Luzerner, die auf sie folgten, machten nicht viel Lärm. Sie fanden in der großen Stadt viel neue Eindrücke in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Mancher von ihnen mag bei dieser Grenzbesetzung zum erstenmal über den Heimatkanton hinausgekommen sein. Das nämliche dürfte von einem ansehnlichen Teil der Thurgauer gelten. Am besten lebten sich bei uns die Zürcher Oberländer ein. Freilich blieben sie uns auch am längsten treu, und ihre Zeit fiel in die Festtage der Jahreswende, wo man einander besonders nahe tritt. Zu ihrer Beliebtheit mag nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß sie aus einem hablichen Landesteil stammten und ein hübsches Stück Geld bei uns zurückließen. Alle Abende füllten sie die verschiedenen Vergnügungslokale der Stadt,

und als sie durch die bedeutend ruhigeren Solothurner abgelöst wurden, die ihr Söldlein im Frieden verzehrten, da klagten die Inhaber dieser Unternehmungen über die neue Garnison und rühmten nachträglich „ihre lieben Zürcher". Wenn man gelegentlich minder erfreuliche Erfahrungen machte, so waren das Ausnahmen.

Die überwiegende Mehrzahl der Truppen machte der schweizerischen Armee Ehre. Ihre getreue Pflichterfüllung fordert um so mehr Anerkennung, je mehr man sich bemüht, sich in die Leute hineinzudenken. In den Heeren der kriegführenden Staaten sah auch der Mann einfachsten Verständnisses ohne weiteres ein, daß nur *eine* Losung galt: sich wehren bis zum letzten Blutstropfen. So klar lagen aber für den Schweizer Soldaten die Dinge nicht. Bei uns war das Aufgebot eine vorsorgliche Maßregel. Man konnte dem einfachen Burschen aus dem Volk nicht ohne weiteres zumuten, daß er, um einer bloß *möglichen* Gefahr zu begegnen, Haus und Hof verlasse, zumal in der für die Landwirtschaft arbeitreichsten Zeit des Jahres. Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Dienstes konnte um so weniger selbstverständlich erscheinen, je länger die Grenzbesetzung dauerte, je mehr die Erwägung Berechtigung zu gewinnen schien: schon Monate lang wurde die Schweiz von keiner Seite bedroht; es wird auch in Zukunft so bleiben. Daß die Leute trotzdem dem Ruf zur Fahne willig Folge leisteten, das gereicht ihnen zum Ruhme. Sie fanden nicht Gelegenheit, sich im Feuer als Helden zu bewähren. Wir wollen dafür von Herzen dankbar sein. Aber in treuer Pflichterfüllung und in stillem Gehorsam brachten sie dem Vaterland große Opfer und erwiesen ihm unschätzbare Dienste.

Die Wochen *unmittelbar nach Kriegsausbruch* waren in Basel wie anderwärts durch eine ungewohnte Aufregung gekennzeichnet. Die ganze Bevölkerung lebte in Unruhe. Nicht bloß die sichtbaren Kriegs-

zeichen, wie z. B. die Vorbereitungen zur Sprengung der Rheinbrücken, förderten die sorgenvolle Stimmung, sondern noch mehr die unsinnigen Gerüchte, die von Mund zu Mund gingen und mit erstaunlicher Bereitwilligkeit geglaubt wurden. Im ganzen aber überwiegen die erfreulichen Bilder die der Angst und der Kopflosigkeit. Dank der Besetzung der Stadt mit starken Truppenabteilungen kehrte bald wieder Zuversicht bei uns ein. Die Kommandanten sorgten dafür, daß die Bevölkerung stets an die tröstliche Anwesenheit der bewaffneten Macht erinnert wurde. Lange Züge Fußvolk marschierten durch die Gassen, Artillerie rasselte vorbei, Guiden und Dragoner ritten zu allen Zeiten umher, die Kolonnen eines Munitionsparks oder dampfende Fahrküchen mahnten an die Anwesenheit des Grenzschutzes, vor Tau und Tag zogen oft genug die Kompagnien aus, gespensterhaft unsichtbar in der nächtlichen Finsternis, manchmal aber auch in der Morgenfrühe schon ihre frohen Marschlieder singend. Wie bliesen unermüdlich die Militärmusiken in allen Vierteln der Stadt, mit ihrem lustigen Spiel allenthalben Vergnügen und Freude verbreitend, jeweilen gefolgt von einem ganzen Zopf barbeiniger Buben und beschäftigungsloser Gassensteher. So bot Basel als Garnisonstadt ein ungemein farbiges Bild. Das sahen die Photographen sofort ein, und was von den ersten Tagen der Italienerinvasion im August 1914 bis auf die gegenwärtige Stunde an Soldaten- und Kriegsbildern in Basel ist aufgenommen worden, das würde Stoff bieten zu einer reichhaltigen Ausstellung. Und doch wurde manch ein reizendes Bild nicht in die Camera gebannt. Das Kriegsidyll, das der Schreibende auf dem weiten Platz vor dem verlassenen neuen badischen Bahnhof am 1. Mai 1915 sah, dürfte kaum im Bilde verewigt worden sein: Die auf dem Bahnhof liegende starke Wache hatte einen Hydranten geöffnet, und die Mannen ließen sich, auf dem Randstein der Trottoirinsel sitzend, den kräftigen Strahl über die entblößten Füße spülen.

Die Beinkleider hatten sie bis über die Knie hinaufgestülpt. Die meisten saßen in Hemdärmeln. In der Sonne auf den Stufen des Säulenganges, der um das Erdgeschoß läuft, ließen sie die Füße trocknen. Einer spazierte auch dort mit sonnengebräuntem bloßem Oberkörper hin und her. In der Ecke beim Haupteingang wichste eine Schar Basler Buben den Soldaten in patriotischer Opferwilligkeit die Stiefel.

Besondere Anlässe lockten immer eine zahlreiche schaulustige Menge zusammen. Wenn ein Einzug oder ein Abmarsch größerer Einheiten bevorstand, so pflegte sich dies mit wunderbarer Schnelligkeit in der ganzen Stadt zu verbreiten. Bald auf der Schützenmatte, bald beim St. Jakobdenkmal fanden sich dann die Militärfreunde und Freundinnen zusammen. Bereitwillig und gelehrig hatte der Basler sich gewöhnt, die eidgenössische Fahne durch Abnehmen des Hutes zu begrüßen. Am sichersten konnte man darauf zählen, irgend etwas Militärisches zu Gesicht zu bekommen, wenn man sich vor das Platzkommando, das Gebäude der Allgemeinen Gewerbeschule, verfügte. Das große Haus sah mit seiner über dem Hauptportal ausgehängten Fahne und den davor auf- und niederschreitenden Schildwachen ganz martialisch aus. Hier ging jeweilen die Wachtparade vor sich, und Eingeweihte wußten zu sagen, an welchen Tagen ein großer Aufzug zu erwarten stand, für den es sich verlohnte, den Weg nach dem Petersgraben unter die Füße zu nehmen. Mit dem Oktober 1915 wurde der Sitz des Platzkommandos nach dem ehemaligen Knabenprimarschulhaus in der Kanonengasse verlegt.

Einer ausnahmsweise großen Beliebtheit erfreuten sich die Feldpredigten der reformierten und die Feldmessen der katholischen Mannschaften. Bei der guten Jahreszeit wurden sie im Freien abgehalten, meist auf der Schützenmatte, oft auch auf andern Wiesen in der Nähe der Stadt. Dann standen ganze Quartiere der Umgebung menschenleer, und ein Dieb hätte wohl an manchem Ort ein vollständig ver-

lassenes Haus ungehindert räumen können. Im Winter und bei ungünstiger Witterung wurden die Kirchen der Stadt benützt, und es war ein unvergeßliches Erlebnis, etwa das ehrwürdige Münster mit den dunkeln Bataillonen angefüllt zu schauen, dabei einer markigen Soldatenpredigt zu lauschen und den kräftigen Gesang der Mannschaft sich an den Gewölben brechen zu hören.

Eigentliche Festtage für die ganze Stadt waren es, wenn die Basler Bataillone ins Feld rückten oder wieder nach Hause kamen. Besonders gefeiert wurde am Samstag, 13. März, die Uebergabe der Fahne an das neugebildete Bataillon 99. Es war zugleich das erste Erscheinen des nunmehr in regelrechter Stärke von drei Bataillonen aufziehenden Infanterie-Regimentes 22 (Baselstadt). Die gesamte Regierung und eine ungezählte Volksmenge wohnte dem feierlichen Akt auf dem Marktplatz bei. Es folgte ein Vorbeimarsch, und am nächsten Tage ging's unter strömendem Regen im Reisemarsch nach den Kantonnementen im Jura. Das Gegenstück bildete der Freitag, 18. Juni. Am vorangegangenen Mittwoch war das Regiment unter heißem Sonnenschein von Delsberg und Saugern in der Vaterstadt wieder eingetroffen. Am Freitag kam der General nach Basel zu Besuch. Er wurde von der Regierung auf dem Rathaus empfangen und fuhr sodann zur Inspektion und zum Defilé nach der Schützenmatte. Die Schulen hatten freigegeben, viele Geschäfte hatten geschlossen, um ihren Angestellten den Genuß des Schauspiels zu ermöglichen. Am Abend fanden sich sämtliche in Basel anwesenden Offiziere im Sommerkasino als Gäste der Regierung zusammen, und auch den Mannschaften des Regiments wurden von Staatswegen fröhliche Kompagnieabende bereitet.

Schon zweimal vorher hatte Basel den Besuch des Generals Wille gehabt. In der ersten Hälfte des Novembers 1914 gingen im Baselbiet Manöver der 4. gegen die 6. Division vor sich, denen der General beiwohnte und während

deren er wiederholt kurze Zeit in der Stadt weilte. Um Mitte April 1915 sodann unternahm er durch die Stellungen an unserer Grenze eine Inspektionsreise. Er wohnte im Gasthof Drei Königen. Die Liedertafel brachte ihm ein Ständchen, am 20. wurde ihm von der Regierung im Stadtkasino ein Mittagessen geboten. Das waren große Tage für die Stadt. Die Straßen prangten im Flaggenschmuck, und es herrschte überall Festtagstimmung.

Alles stand während der Grenzbesetzung unter dem Banne des Militärs. Daß die liebe Jugend nur noch Soldatenspiele trieb, versteht sich von selbst. Es gab Jugendorganisationen, die es ohne Hilfe von Erwachsenen zu einer anerkennenswerten Fertigkeit in der Handhabung der Waffen, im Anlegen von Schützengräben u. dgl. brachten. Und die Alten blieben hinter ihnen nicht zurück. Neben den eigentlichen Kriegsereignissen bildeten auch bei ihnen die Grenzbesetzungstruppen den beliebtesten, den selbstverständlichen Gesprächstoff, und es dauerte nicht lange, bis auch die Vertreterinnen des zarten Geschlechts in allen Geheimnissen der militärischen Tracht und in allen Gradabzeichen gründlich Bescheid wußten.

Ein Gang um die Tore der Stadt zeigte die Truppen bei ernster Arbeit. Bei den weniger stark begangenen Straßen und Wegen, die bei dem strengen Abschluß der Länder gegen einander nur einen spärlichen Lokalverkehr zu bewältigen hatten, begnügte man sich mit einer einfachen Barrikade quer über die Straße. Auf den Seiten wurden etwa der Grenze entlang einige Schützengräben angelegt. Als seit dem Frühjahr 1915 die Flieger beider Lager oft nahe an der Schweizer Grenze vorbeistrichen, wurden bei unsern Posten auf freiem Felde Gestelle eingerichtet, auf denen die Waffe steil aufgelegt gegen ein die Neutralität bedrohendes Flugzeug konnte angeschlagen werden. Nebenübergänge an abgelegenen Punkten entbehrten wohl jeder Schutzvorrichtung, und es war möglich, an einer solchen Stelle un-

beschrien die Grenze zu überschreiten, wenn es auch sehr schwierig gewesen wäre, im Auslande nach einer solchen Grenzüberschreitung weit zu kommen. Alle einigermaßen namhaften Uebergänge waren militärisch besetzt, und es mag manchmal ein langweiliger Dienst gewesen sein an einem Punkt, wo Stunden und halbe Tage lang kein Mensch die Grenze überschritt. Für Notfälle ließ sich aus dem nahegelegenen Dorf oder aus der Stadt leicht und schnell Verstärkung und Hilfe heranziehen. Solcher Art waren die Uebergänge beim Grenzacher Horn, bei Inzlingen, bei Kleinhüningen, nach Hüningen und nach Burgfelden, ferner außerhalb der baselstädtischen Grenze die Straße Allschwil-Hägenheim, die Ausgänge von Schönenbuch und nach Neuweiler, der Uebergang von Biel-Benken nach Leimen.

Der regelmäßige Eisenbahnverkehr der Schweiz nach und von Deutschland hatte mit dem Ausbruch des Krieges aufgehört. Als damals die auswärtigen Schweizerreisenden in hellen Scharen nach Hause strömten, so hatte die plötzliche Sperrung der Bahnhöfe für kurze Zeit schwere Unzukömmlichkeiten mit sich gebracht. Viele, die es sonst nicht gewohnt waren, hatten ihren schweren Koffer selbst tragen müssen, und Leute, denen das Auto die einzige ihrer würdige Beförderungsart zu sein schien, hatten sich dazu bequemen müssen, auf einem ungefederten Pritschenwagen, wenn nicht gar zu Fuß vom Bundesbahnhof bis zum nächsten deutschen Platz über der Grenze zu gelangen. Nach dem ersten Andrang war die Zahl der Reisenden gewaltig zusammengeschmolzen. Es reiste nur noch, wer mußte. Der Verkehr war im Vergleich zu friedlichen Zeiten ganz unbedeutend, aber immer noch stark genug, um auf den Uebergängen nach den nächsten deutschen Bahnhöfen ein lebhaftes Hin und Her zu veranlassen. Die badischen Bahnen fuhren nur noch bis und von Grenzach, Lörrach und Leopoldshöhe, die elsässische Linie Basel-Mülhausen blieb lange Zeit gänzlich eingestellt. Die Grenzacher-

Linie hatte wenig Verkehr, dagegen gingen über die Grenze nach Lörrach alle stellungspflichtigen Deutschen der ganzen West- und Zentralschweiz, so daß daraus allein schon eine starke Belastung dieses Uebergangs sich ergab. Leopoldshöhe wurde von allen denen aufgesucht, die unter gewöhnlichen Umständen den Schnellzug von Basel aus rheinabwärts würden benützt haben. Somit waren die begangensten Grenzübergänge die bei Riehen-Stetten für Lörrach, der Otterbach an der großen Landstraße Basel-Freiburg für Leopoldshöhe und der Lisbüchel für St. Ludwig, solange die Linie nach Mülhausen im Betrieb stand. Hier war von Anfang des Krieges an der Straßenbahnverkehr stillgestellt gewesen. Am 1. Oktober 1915 erst wurde er in beschränktem Umfang wieder aufgenommen.

Diese drei Punkte waren mit starken Grenzwachen sowohl auf der schweizerischen wie auf der deutschen Seite besetzt. Dazu kamen entsprechende Aufgebote von Polizei- und Zollmannschaften. Den Uebergang über die Straße sperrten für allen Fahrverkehr mächtige Barrikaden; sie öffneten sich nur für das gelbe schweizerische Postautomobil. Auf der einen Seite war ein schmaler Durchgang für die Reisenden ausgespart, durch den sie einzeln durchgelassen wurden und wo sie ihre Papiere vorzuweisen hatten. Zu notdürftigem Schutz gegen die Unbilden der Witterung standen flüchtig aufgeschlagene Hütten, unter denen die Zollbeamten nicht viel besser als unter freiem Himmel das Gepäck der Reisenden untersuchten. Die Grenzwachtposten hüben und drüben erfreuten sich des zweifelhaften Schutzes eines Schilderhauses; der Gewehrrechen in der Nähe und die zum Trocknen aufgehängte Leibwäsche ließen auf die Lokalität der Wache schließen. Mit der längern Dauer der Besetzung wurde an den meisten Punkten durch den Bau von Baracken, die Einrichtung von Soldatenstuben u. dgl. den Truppen für ein behaglicheres Leben gesorgt. Packträger, Droschkenkutscher und Kraftwagenführer standen auf den wich-

tigern Grenzstationen umher, auf Kunden harrend. Traf man es gerade zur Ankunft eines Zuges auf der nächsten Haltestelle, so konnte man Zeuge sehenswerter Bilder werden. Schon die übliche Staffage der Schweizer Soldaten, jenseits des Grenzpfahls der feldgrauen Deutschen und der Landsturmleute mit ihrem hohen Tschako, der Zoll- und der Bahnbeamten waren in dieser Umgebung nicht etwas Alltägliches. Durch die Uniformen drängten sich nun in auffallenden Gewändern Weltreisende, die sich sonst durch nichts verblüffen lassen, aber dieser neuen Situation doch nicht ganz gewachsen zu sein schienen, arme, verschüchterte, aus ihrer Stellung Knall und Fall entlassene Mädchen, neben vornehm mit einem Schwarm von Dienerschaft reisenden Italienfahrern Flüchtlingsfamilien mit elendem Hausrat, den sie im Kinderwagen mit sich führten und selbst stadtwärts stießen, sorglose fahrende Gesellen und Leidtragende, die zu einer Beerdigung reisten. All dieser Bahnhofverkehr auf offener Landstraße hinterließ in diesem ungewohnten Rahmen einen seltsamen Eindruck.

Freilich diese ganze kleine Welt von Reisenden bewegte sich nicht ungehindert wie in gewöhnlichen Zeiten auf einem Bahnhof. Kein einziger überschritt die Grenze in dieser oder in jener Richtung, ohne sich genau über seine Personalien, über den Reisezweck und über seine Berechtigung ausgewiesen zu haben. Man nahm es mit der Ausstellung der Scheine auf der Polizei und auf dem Platzkommando in Basel sehr genau, und es liegt kein Grund vor zu der Annahme, daß es im Deutschen drüben nicht ebenso scharf zuging. Selbst der Arbeiter, der alltäglich die Grenze zu seinem Tagewerk überschritt, tat wohl daran, seinen Schein immer bei sich zu tragen, denn auch er wurde unerbittlich zurückgewiesen, wenn er bei einer unerwarteten Paßrevision das Papier nicht vorzeigen konnte.

Wer sich aus eigner Anschauung ein Bild zu machen wünschte von der Grenzbesetzung, wie sie unsere Milizen der ganzen Grenze entlang ausübten, der konnte dies am leich-

testen ohne große Mühe und ohne weite Reise tun, wenn er sich nach Schönenbuch hinaus verfügte. Da war alles das in Wirklichkeit zu sehen, was man in den Zeitungen während dieser bewegten Tage so oft erwähnt fand. Schon unterwegs bei Allschwil erblickte man einen dicht an der Grenze aufgerichteten Beobachtungsturm. Weiterhin flatterten der Landstraße entlang die kleinen roten Fähnlein, die den genauen Verlauf der Landesgrenze anzeigten. In kurzer Entfernung von dem Dorfe Schönenbuch bot sich Gelegenheit, ein richtiges Blockhaus mit allen Einrichtungen bis zum Dauerbrenner für die kalten Wintertage in Augenschein zu nehmen. Wer Glück mit dem Wetter hatte, der konnte bei dem nahen Volkensburg den über den deutschen Stellungen schwebenden Fesselballon erkennen. Ueberall war darauf Bedacht genommen, von weitem schon die Stellen deutlich zu bezeichnen, wo Schweizer Grund und Boden beginnt. An allen Landstraßen, die ins Ausland führen, ragte über dem Zollhaus ein großes eidgenössisches Banner hoch empor. Am Rhein war auf beiden Ufern mit einer Fahne der Punkt bezeichnet, wo der Strom auf deutsches Gebiet übertritt. Leider litten unter der Witterung und dem Winter diese Zeichen so stark, daß sie bei herannahendem Sommer 1915 sehr mißfarben aussahen, wenn sie nicht überhaupt den Stürmen zum Opfer gefallen waren.

In den ersten Wochen des Krieges scheint man an den verantwortlichen Stellen die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen gehalten zu haben, daß unvermutet eine Ueberrumpelung der Schweiz und ein Durchbruchversuch in der Nähe von Basel erfolgen könnte. Es wurden darum rings um die Stadt Feldbefestigungen angelegt. Man traf solche an am Ufer des Rheins bei Kleinhüningen, auf der Geländewelle westlich vom Birsig um den Paradieshof, namentlich aber auf dem Bruderholz und rings um die Batterie. Diese weithin beherrschende Anhöhe war zu einer wahren Festung ausgebaut. Um die aus der Zeit

des dreißigjährigen Kriegs stammende und seither oft erneuerte Schanze hatten die aufeinanderfolgenden Garnisonen ein ganzes Netz von Schützengräben, Drahtverhauen, Geschützstellungen, Unterständen, Laufgräben und derartigen Teufeleien angelegt. Eine ganze Reihe von Kolonnenbrücken über die Birs im Abschnitt von der Neuen Welt bis Aesch sorgte für einen leichten Nachschub der Truppen aus der innern Schweiz. Mit der Batterie standen entferntere Stützpunkte in Beziehung, wie das Hochfeld bei Therwil. Der ganze Blauen von der Eggfluh bis zum Rämel trug Befestigungen. Man darf wohl behaupten, daß zum Schutz des Nordwestzipfels der Schweiz geschehen war, was in menschlicher Macht stand.

Allerdings im Herbst 1915 machte das Bruderholz ein anderes Gesicht als im Herbst und Winter 1914. Damals hatte es von Soldaten gewimmelt. Die Kreuz und Quer hatten Schützengräben die wellige Ebene durchzogen. Man sah nichts als Soldaten und Unterstände, und an jeder Ecke wurde der Spaziergänger von einem Posten angehalten oder zurechtgewiesen. Jetzt hat schon die stadtwärts von der Batterie vorbeischnurrende Straßenbahn die Vorposten städtischen Lebens auf diese Höhe gelockt, eine eben erst vollendete Plakatsäule, einen wasserspeienden gußeisernen Basilisken und eine Bierhalle im Festhüttenstil. Das große Haus mit seinen eigenwilligen Formen, das auf dem schönsten Aussichtspunkt dieser Gegend sich erhebt, trägt ein weiteres dazu bei, daß man sich in einer werdenden Stadt fühlt. Rings um die Batterie sind freilich einige Schützengräben erhalten geblieben, und die Schanze selbst erscheint durch die Ueberbleibsel der Befestigung schlimm verwüstet. Aber im ganzen herrscht jetzt wieder ein wunderbarer Friede hier oben, wenigstens an Werktagen, wenn nicht die städtische Bevölkerung in Ueberzahl einem die Freude an der Natur vergällt. Da, wo vor einigen Monaten Stacheldraht und Graben Trumpf waren, geht jetzt der Pflug über das Feld. Nur die Wegweiser

„Kolonnenbrücke Nr. so und so", die vom Truppendurchzug breiter gewordenen Feldwege, die ungewöhnlich zahlreichen Hufspuren u. dgl. mahnen daran, daß die kriegerische Zeit noch nicht vorbei ist, auch wenn man nicht den ab und zu aus der Ferne herüberschallenden Kanonendonner als den schlagendsten Beweis für die Fortdauer des Kriegszustandes wahrnimmt.

Wie im höhern Jura, so haben auch in unserer Gegend diese militärischen Bauten zu *bleibenden Veranstaltungen* geführt, die dem zivilen Leben jetzt gute Dienste leisten. Dabei sei namentlich der eben genannten Birsbrücken gedacht, deren wenigstens zwei auch nach dem Kriege bleiben sollen, nämlich die an Stelle des Fußgängersteges bei der Neuen Welt errichtete fahrbare Brücke, die einen längst gehegten Wunsch der Anwohner erfüllt, und die hübsche gedeckte Brücke bei Münchenstein, die sich so erfreulich der Landschaft anpaßt.

Die Schwierigkeiten der *Lebensmittelbeschaffung* zur Kriegszeit veranlaßten in der Schweizer Landwirtschaft eine teilweise Abkehr vom einseitigen Futterbau mit Milcherzeugung und Käsefabrikation und eine Umkehr zur Ansaat von Getreide und zum Kartoffelbau. Auch in der Stadt machte sich dieser Umschwung geltend. Die brachliegenden Bauplätze und andere unbenützte Flecken Landes wurden an Familien des Arbeiter- und des Mittelstandes ausgemietet als *Gemüse- und Kartoffelpflanzplätze*. Eine Bewegung zugunsten der Schreber- und der Volksgärten hatte seit mehreren Jahren in Basel eingesetzt und kam diesen Bestrebungen zugute. So entstanden rings um die Stadt eine Menge von Gemüsegärten, in lauter kleine Beete eingeteilt, auf denen alle möglichen eßbaren Pflanzen gediehen. Es bot einen erfreulichen Anblick, etwa um die Wende des Monats Juni zum Juli einen solchen Garten im üppigen Grün stehen zu sehen, mit dem Schmuck blühender Kartoffelstauden, Bohnen und Erbsen, und am

frühen Morgen oder abends nach Feierabend die fleißigen Männer und Frauen in den Gärtchen bei der emsigen Arbeit zu belauschen. Daß mit dieser Betätigung im Freien und zum Besten seiner Familie gar mancher vom Wirtshausbesuch abgehalten und dafür zu einer zuträglicheren Beschäftigung hingeführt wurde, sei nur nebenbei bemerkt. Im ganzen sollen nach einer oberflächlichen Berechnung 1500 bis 2000 solcher Gärtchen in der Nähe Basels während des Sommers 1915 unter dem Spaten gestanden haben. Der Erfolg gab diesen Bemühungen vollauf Recht. Die Pflanzgärten warfen einen sehr erfreulichen Ertrag ab und mögen mancher Familie die Sorgen der Kriegszeit wesentlich erleichtert haben. Der Gesamtwert des 1915 auf diese Weise in und um Basel erzeugten Gemüses wird von sachverständiger Seite auf 300 000 Fr. geschätzt. Im Herbst 1915 trat auch die Regierung der Sache näher; sie ermächtigte (15. Sept.) ihr Finanzdepartement zur Verpachtung von Pflanzland an die hiefür seinerzeit niedergesetzte staatliche Kommission zur Bereitstellung solchen Landes.

Auch sonst hatten sich die Behörden vielfach mit der Verproviantierung der Stadt zu befassen. Von Anfang an machte die Gemüseversorgung Schwierigkeiten. Basel ist bekanntlich für seinen Gemüse- und Obstbedarf in normalen Zeiten großenteils auf die ausländische Nachbarschaft angewiesen. Nicht selten wurde aus irgendwelchen militärischen Notwendigkeiten die Grenze ganz plötzlich gesperrt, und die Sperre dauerte manchmal recht lange. Dann kam Basel in ernste Verlegenheit. Etwas besser wurde die Sache, als die deutsche Militärbehörde längs der Elsässergrenze eine mehrere Kilometer breite neutrale Zone einrichtete und zu deren Verkehr mit der Schweiz bedeutende Erleichterungen gewährte, während die strenge Grenzkontrolle erst an der durch einen hohen Drahtzaun bezeichneten Grenze zwischen dieser neutralen Zone und dem weitern Elsaß einsetzte. Unser eigentliches Gemüseland Neudorf war ursprünglich in diese

neutrale Zone nicht eingeschlossen. Es gelang dem Platzkommando, diese den Interessen Basels und Neudorfs widersprechende Maßregel rückgängig zu machen. Zum Dank dafür wurde den Herren in der Spargelzeit von den Gemüsegärtnern des Nachbarorts ein Zentner Spargeln geschenkt. Auch ein kleiner Teil des Grenzbezirks auf dem rechten Rheinufer — das Gebiet von der Hüninger Eisenbahnbrücke dem Bahndamm entlang bis zur Schweizergrenze — wurde seit dem Oktober 1915 in ähnlicher Weise als neutrale Zone erklärt.

Als mit dem Hochsommer die Zeit des Obstes herankam, sah sich die Regierung genötigt, gegen die mit dem Zwischenhandel, dem Fürkauf zusammenhängenden Preistreibereien aufzutreten. Die hohen Preise wurden um so lästiger empfunden, als in der Schweiz ein reicher Obstertrag in Aussicht stand. Billiges Obst schien dringend erwünscht, da die sonst gewohnte Zufuhr aus dem Schwarzwald, auch der Heidelbeeren, gänzlich unterbunden war. Da gestattete die Regierung den Zwischenhandel erst von 8 Uhr morgens an. Jetzt hätten also die Hausfrauen ihren Bedarf an Gemüse und Obst zu erschwinglichen Preisen vor dieser Stunde decken können, wenn die Produzenten sich überhaupt vor 8 Uhr eingefunden hätten. Aber die Zufuhr unterblieb. Statt dessen richtete sich jenseits der Grenze auf Binninger Boden der Großmarkt für Lebensmittel ein. Nicht lange dauerte dieser Zustand. Die Regierung des Nachbarkantons verbot den Handel, und der Städter konnte endlich seinen Bedarf an frischen Lebensmitteln unmittelbar vom Bauern auf dem Barfüßerplatz kaufen.

Da auch auf andern Gebieten des Lebensmittelmarktes Mangel und Teuerung drohten, so setzte die Regierung zu deren Behebung eine Kommission von Fachleuten ein und gesellte diesen ihre Mitglieder Aemmer, Blocher und Mangold bei. Die Kommission spaltete sich in verschiedene Unterausschüsse und eröffnete im August ihre Tätigkeit. Zu

ihrem Sekretär wählte sie Sam. Plüß aus Basel. Von ihr gingen Anregungen aus zur Konservierung des reichlich vorhandenen Gemüses für den Konsum im Winter; sie vermittelte der Bevölkerung den Ankauf von indischem Reis und von billigem Obst; sie bewirkte die Vorschrift, daß auf dem Markt die Preise der Produkte sichtbar mußten angeschrieben werden; sie gab den Anstoß zu einer großen vom Staat zu betreibenden Schweinemästerei im Viehhof und veranlaßte die Regierung dazu, außer dem altüblichen Fischmarkt am Freitag auch einen solchen am Dienstag einzuführen.

Im Winter 1914/15 hatte der Mangel an Petroleum zu einer öffentlichen Gefahr zu werden gedroht. Viele Haushaltungen sahen der Möglichkeit entgegen, daß ihr gewohntes Koch-, Heiz- und Beleuchtungsmittel ihnen ausgehen könnte. Da auch für 1915/16 dieser Zustand nicht ausgeschlossen erschien, zudem auch die Versorgung der Schweiz mit Steinkohlen in diesen Kriegszeiten ein wunder Punkt ist, so wurden durch die Obrigkeit bedeutende Erleichterungen für die Einrichtung der Elektrizität durch das städtische Werk bewilligt und von der Einwohnerschaft vielfach benützt.

Endlich wäre mit einigen Worten der Stimmung der Basler Bevölkerung während des Krieges zu gedenken, so weit dies nicht bisher schon geschah. Da wird der Schreibende noch weniger als im Vorhergehenden den Anspruch auf einen Schatten von Vollständigkeit erheben dürfen. Ja es wird fraglich bleiben, ob er überhaupt bei der Beschränktheit des Gesichtsfeldes des Einzelnen auch nur das allgemein giltige herauszuheben vermag. Soviel wird man immerhin sagen können, ohne auf Widerspruch zu stoßen, daß die Kopflosigkeit der ersten Tage mit der längern Dauer des Krieges einer festern und zuversichtlichern Stimmung Platz machte. In einer Weise, die dem flüchtigen Beobachter als Herzlosigkeit mag vorgekommen sein, nahm man bald den Kanonendonner und all die andern hör- und sichtbaren Zeichen des Krieges hin. „Me gwahnet si gäng an

alls", hat schon der treffliche Hansli Jowäger gewußt. Dies erwahrte sich auch an den Baslern. Freilich, wenn von den Vogesen her die Geschütze donnerten, daß in Basel die Fenster klirrten, wenn feindliche Fliegerbomben in Lörrach Menschenleben forderten oder auf dem Haltinger Bahnhof Häuser zerstörten, wenn bei Rheinfelden ein französischer Flieger auf Schweizer Boden landete, so bot dergleichen für einige Zeit Gesprächsstoff. Bei solchen Vorfällen wurde auch erst recht deutlich, wie wenig Genaues dank der dichten Absperrung der Grenze in Kriegszeiten zu vernehmen ist, selbst über Ereignisse, die sich vor unsern Toren abspielen. Aber wollten die Basler nicht ihre tägliche Arbeit versäumen, so konnten sie sich nicht über jeden Kanonenschuß, über jeden Flieger ihre Spezialgedanken machen.

Dafür taten sie nach alter Basler Sitte ihre Hand weit auf, um der mannigfachen Not, die in diesen Zeitläuften auf unser Land geradezu einstürmte, nach Kräften abzuhelfen. Vor allem der Not in den eigenen Toren galt es zu wehren. Da ist es ein schönes Zeichen baslerischen Gemeinsinnes, daß die Staatliche Hilfskommission ihr erstes Betriebsjahr 1914 abschließen konnte, ohne die öffentlichen Mittel in Anspruch genommen zu haben. Alle ihre nicht geringen Bedürfnisse der ersten fünf Monate (155 359 Fr.) konnten aus freiwilligen Gaben gedeckt werden. Das erste Betriebsjahr (Anfang August 1914 bis Ende Juli 1915) verzeichnet an Ausgaben 462 000, an Einnahmen 352 000 Fr., der Staatszuschuß des ersten Betriebsjahres betrug somit 110 000 Fr.

Am 24. November 1914 wurden mit den Truppen der gesamten 4. Division auch die des Kantons Baselstadt aus dem Dienst entlassen. Bei diesem Anlaß richtete die Regierung einen Aufruf an die Bevölkerung um Beschäftigung und Verdienst für die Soldaten. Als gegen Ende Juni 1915 das Infanterie-Regiment 22 aus einem zweiten dreimonatigen Dienste zurückkehrte, bildete sich

aus einigen seiner Offiziere einen Ausschuß um arbeitlosen Angehörigen Beschäftigung, Bedürftigen Unterstützung zu verschaffen. Es wurden dazu namhafte Geldbeiträge von der Bevölkerung zusammengebracht. Während dies geschrieben wird, steht die Mannschaft Basels zum drittenmal an der Grenze. Möchte, wenn sie wieder einzieht, der Friede hergestellt sein.

Auch sonst geschah von Basel aus viel zur Linderung des Kriegselends. Im Gegensatz zu dem, was man von der Kriegszeit 1870/71 weiß, betätigten sich jetzt in den leitenden Stellen der Liebeswerke vor allem Damen, und die Unternehmungen sind damit nicht schlecht gefahren. Es ist hier nicht der Ort, all das aufzuzählen, was von unserer Stadt aus an Wohltätigkeit geleistet wurde. Niemand bat vergebens. Für die Schweizer Soldaten und für die Evakuierten, für die Belgier und für die Polen, für die Kriegsgeiseln und für die Schwerverwundeten wurde gesammelt und bildeten sich Komitees oder Subkomitees. Nur eine dieser Unternehmungen sei hier besonders erwähnt, die Vereinigung „Zwischen Licht". Sie entstand, als das Weihnachtfest herannahte und man sich der vielen Wehrmänner erinnerte, die fern von den lieben Ihrigen oder überhaupt in der Welt alleinstehend, nun einem vielleicht freudlosen Fest entgegengingen, wenn nicht die, die von ihnen geschützt wurden, sich ihrer annahmen. Der Gedanke schlug ein. Von allen Seiten kamen Natural- und Geldgaben. Zahlreiche Hilfkräfte stellten sich zur Verfügung. Es konnte mit den rasch zusammenströmenden Mitteln jedem Wehrmann im Feld eine kleine Freude bereitet werden. Es wurde dafür gesorgt, daß keiner vergessen und auch keiner von der Unternehmung mehrfach bedacht wurde. Als die Grenzbesetzung in den Herbst 1915 hinein dauerte, so organisierte die Vereinigung eine Obstversorgung der Truppen durch unsere Landwirte mit nicht geringerm Erfolg. Es ist nicht zu sagen, wie mancher Doppelzentner Aepfel und Birnen

auf Anregung und durch Vermittlung von „Zwischen Licht" aus unsern Bauernhöfen zu den Soldaten hinauswanderte und dort Freude und Erquickung brachte.

Das Weihnachtfest und die Neujahrtage schufen — es ist schon angedeutet worden — enge Beziehungen zwischen der zivilistischen und der militärischen Bevölkerung Basels. Jeder unserer Gäste erhielt ein besonderes Andenken an die Rheinstadt, die Mannschaften wurden zu gemeinsamen Feiern zusammengeladen, man bot ihnen unter dem Lichterbaum mit Musik, freundlichen Ansprachen und einem einfachen Imbiß einen Beweis freundeidgenössischer Wertschätzung, bis zum äußersten Grenzposten trugen gut gemeinte Geschenke die Festfreude, und wir dürfen hoffen, daß keiner unserer lieben Soldaten an diesem in Basel zugebrachten Weihnachtfest die Heimat allzu schmerzlich hat entbehren müssen. Die Regierung von Zürich sprach in amtlichem Schreiben Behörde und Volk von Baselstadt ihren Dank aus für die Weihnachtfreude, die ihren Soldaten bei uns zuteil geworden ist. Die Leute selber taten auch das Ihre, um den Glanz der festlichen Tage zum Ausdruck zu bringen. Der Schreibende besuchte um die Jahreswende einige Grenzposten und freute sich über den Schmuck der Tannenbäumchen, der Papierlaternen und der Wappenschilder, die auch da draußen von der frohen Laune und dem zufriedenen Sinn unserer Gäste Zeugnis ablegten.

Wenn man einen Eindruck erhalten will von der allgemeinen Hilfbereitschaft, die der Krieg bei unsrer Bevölkerung entband, so muß man bei der Frauenwelt anfragen. Sozusagen der ganze Winter stand unter dem Zeichen des Strickzeugs. Man rührte die Nadeln zu gunsten unserer eigenen frierenden Soldaten so gut wie der Kriegführenden in den Schützengräben. Die Kunst unserer Mütter und Großmütter nahm einen gewaltigen Aufschwung. Von der Schneehaube und der Zipfelmütze ging's über Halstuch, Handschuhe und Pulswärmer zu den Leib-

binden und den Socken. Groß und Klein übte die edle Fertigkeit. Nur der auf Einfuhrschwierigkeiten beruhende Mangel an Wolle setzte der Begeisterung einen Dämpfer auf.

Durch alle Verhältnisse des täglichen Lebens zog sich der rote Faden des Krieges. Er läßt sich nachweisen in den Titeln der öffentlichen Vorträge und in den Konzertprogrammen, er tritt hervor in Predigten und in Vereinsversammlungen. Es war reichlich dafür gesorgt, daß wir nicht vergaßen, in welcher Zeit wir lebten.

Die Betätigung in allerlei Liebeswerken würden wir nicht noch einmal erwähnen, wenn sie nicht den Anlaß böte, die Gesinnung der Basler in ihrer Mehrzahl kurz zu erörtern. Diese Tätigkeit scheint uns anzudeuten, daß die Einwohner unsrer Stadt ihre Aufgabe als Neutrale vor allem darin erblickten, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu verbinden, und zu vermitteln, so weit es zwischen Kämpfenden möglich ist. Gerade die Tatsache, daß man auch nicht einen Ton je gehört hat, der die Gebefreude auf dieses oder jenes Lager der Kriegführenden hätte beschränken wollen, läßt wohl den Schluß zu, daß man im allgemeinen bei uns bemüht war, die persönliche Vorliebe für die eine oder die andere Partei für sich zu behalten und unsern Behörden ihre ohnehin schwere Aufgabe nicht durch unüberlegtes Schwatzen noch zu erschweren.

Der Schreibende ist sich wohl bewußt, ein sehr oberflächliches Bild von dem Basel während der Kriegszeit entworfen zu haben. Aber er beabsichtigte nicht, eine tiefschürfende Arbeit zu liefern. Dieses wird auch heute kaum möglich sein. Der Krieg hat alle Lebensverhältnisse bis auf den Grund beeinflußt. Es läßt sich tatsächlich kein wie immer geartetes Unternehmen in der Stadt denken, das nicht die gewaltige Erschütterung hätte zu spüren bekommen; und die übergroße Mehrzahl spürte sie sicher nicht in erfreulicher Weise. Was allein bis jetzt an Jahresberichten aller Art über das Jahr 1914 erschienen ist, gestattet die Behauptung,

daß kein Lebensgebiet vom Völkerringen unbeeinflußt blieb. Die Berichte der Regierung, des Bürgerrats und des Kirchenrats, der Handelskammer, der Gemeinnützigen Gesellschaft und des Konsumvereins, der Rheinschiffahrtunternehmungen, der wissenschaftlichen Anstalten und der künstlerischen Sammlungen, der Vereine zur Pflege sowohl des religiösen Lebens als der Geselligkeit, sie alle bezeugen, daß man in ihren Kreisen den Krieg manchmal sehr schwer zu empfinden bekam, und es wird eine dankbare Aufgabe für einen künftigen Mitarbeiter des Basler Jahrbuchs in kommenden Jahrzehnten sein, einmal an Hand solcher Quellen die Einwirkungen des Weltkriegs unserer Tage auf die Stadt Basel zu untersuchen.

Der Chronist sah seine Aufgabe darin, einiges von dem hier festzuhalten, was man später kaum in den amtlichen Aufzeichnungen finden wird. Gerne hätte er in reicherer Fülle sprechende Einzelheiten angeführt. Aber er steht unter dem Eindruck, ohnehin schon zu ausführlich geworden zu sein und glaubt darum nicht zögern zu dürfen mit dem Beginn des üblichen chronistischen Ueberblicks über die Ereignisse des abgelaufenen Jahres.

* * *

## November 1914.

1. Die Regierung hatte für den Fleischverkauf mit Inkrafttreten auf das heutige Datum Höchstpreise und ähnliche Bestimmungen erlassen. Dagegen erhob die Metzgerschaft Einsprache und drohte mit Schliessung der Geschäfte. Es kam zu Unterhandlungen, und das Ende war, daß die Regierung die Vorschriften aufhob. In öffentlicher Mitteilung erklärt sie aber, die Berechtigung ihrer Schritte sei nicht zu bestreiten. Die Aufhebung erfolge nur aus Opportunitätsrücksichten.

Die Reformationskollekte in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche wird zu gunsten der Sektion Basel-Stadt des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins erhoben. Sie wirft ab 4339 Fr. (1913 : 5143). — Die französische Kolonie veranstaltete die übliche jährliche Erinnerungsfeier vor dem Denkmal der Internierten von 1871 auf dem Kannenfeld.

2. Prof. Dr. E. Pfuhl hält im Musiksaal des Stadtkasinos einen Vortrag über die deutsche Marine zu gunsten des deutschen Hilfsvereins, nachdem in der vorangegangenen Woche derselbe Vortrag im großen Saale des Bernoullianums nur einem kleinen Teil des Publikums wegen des beschränkten Raumes hatte können zugänglich gemacht werden.

4. In Gottlieben am Untersee stirbt 75 Jahre alt Prof. Moritz Roth, 1872—1898 Professor der pathologischen Anatomie an der Universität Basel. Er war von der Philosophischen Fakultät Basel zum Ehrendoktor ernannt worden für sein Werk über Andreas Vesalius.

5. In Mailand stirbt Melchior Nörbel aus Basel, einer der bedeutendsten Industriellen der Stadt, seit 1900 Schweizer Konsul in Mailand.

8. Die Nachricht erreicht Basel, daß am 4. November bei Dixmuiden Prof. Ernst Heidrich gefallen ist, bis Ende des Sommersemesters 1914 Lehrer der Kunstgeschichte an der Universität Basel. Mit dem Wintersemester hätte er seine Tätigkeit an der Straßburger Universität eröffnen sollen.

12. Die ganze heutige Sitzung des Großen Rates nehmen die Verhandlungen über die Haltung der Regierung im Konflikt mit den Metzgern (s. zum 1. ds.), über die mehrere Interpellationen eingereicht worden waren, sowie einige Begnadigungsgesuche in Anspruch, so daß nur noch für die Validierung der Ständeratswahl vom 24./25. Oktober Zeit blieb.

18. Die evangelisch-reformierte Synode von Baselstadt berät das Budget für 1915. Es weist in seiner abschließenden Form auf 298,454 Fr. 50 Einnahmen, 335,056 Fr. 25 Ausgaben, somit ein Defizit von 36,601 Fr. 75 Cts. — Die Regierung bewilligt Prof. Jul. Petersen die auf Frühjahr 1915 nachgesuchte Entlassung von seiner Professur für deutsche Sprache und Literatur. Der Gelehrte folgt einem Ruf nach Frankfurt a. M.

19. Nach Erledigung einiger Interpellationen und einer Petition beschließt der Große Rat die Ersatzwahlen für die Gewerblichen Schiedsgerichte vorläufig nicht treffen zu lassen, nimmt in zweiter Lesung das Gesetz betr. obligatorische Krankenversicherung an und tritt auf die Behandlung der Staatsrechnung für 1913 ein.

20. Bei einem hartnäckigen Schadenfeuer in St. Ludwig wird die Basler Löschmannschaft mit der Dampfspritze zu Hilfe gerufen. Es ergaben sich beim Ueberschreiten der Grenze keine Schwierigkeiten.

24. Zum Rektor der Universität für 1915 wird gewählt Prof. Hans Rupe. — Der für den Beginn des Wintersemesters für deutsche Rechtsgeschichte neu berufene Prof. E. Meister ist vor dem Antritt seines Amtes am 8. ds. bei Ypern gefallen.

An der gemeinsamen Jahresversammlung der Positiven Gemeindevereine in der Burgvogteihalle spricht Pfr. Adolf Preiswerk über „Krieg und Gottesregiment in Geschichte und Verheißung".

25. Die Regierung beschließt, die Bewilligungen zu den üblichen Fastnachtbelustigungen im Jahr 1915 nicht zu erteilen.

29. Das wie üblich am 1. Advent in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche für die Mission erhobene Opfer wirft ab für die Basler Mission 5495 Fr., für die protestantische Missionsgesellschaft 730, total 6226 Fr. gegen 6183 am 1. Advent 1913.

30. In der Morgenfrühe wird in der Liegenschaft an der Ecke des Klaragrabens und der Drahtzugstraße ein bedrohliches Schadenfeuer entdeckt, kann aber auf seinen Herd beschränkt und rasch gelöscht werden.

Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat November 1914 betrug 4,2, das mittlere Temp.-Maximum 7,0, das mittl. Temp.-Minimum 1,9° C, das Mittel des Luftdrucks 736,4, die Summe der Niederschlagmenge 30 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 79 Std. Im allgemeinen fiel der Monat ziemlich normal aus. Nur die Niederschläge erreichten nicht die Hälfte des langjährigen Mittels, und an Frosttagen zeigte sich ein unbedeutender Ueberschuß.

## Dezember 1914.

1. Die Tramlinie aus dem Dorf Riehen bis zur Landesgrenze bei Stetten wird dem Betrieb übergeben. Ohne den Krieg würde vermutlich die Straßenbahn heute bis Lörrach fahren.

3. Im Alter von 51 Jahren stirbt plötzlich Robert Jäkel, Redakteur bei den „Basler Nachrichten".

5. In einer vom Vorstand der Freiwilligen Schulsynode einberufenen Versammlung in der Burgvogtei beschließt die Lehrerschaft, an der Hilfsaktion des Staates mit nach ihrer Besoldung abgestuften Beiträgen teilzunehmen, die der staatlichen Hilfskommission zufallen sollen.

7. In der reformierten Kirche des benachbarten Arlesheim wird, von akademischen Kreisen veranstaltet, eine Gedächtnisfeier für den bei Dixmuiden gefallenen Prof. Ernst Heidrich veranstaltet. Die Gedächtnisrede hielt Prof. Wölfflin aus München.

10. Der Große Rat genehmigt die Staatsrechnung für 1913, bringt durch einige Aenderungen das Arbeiterinnenschutzgesetz im Einklang mit dem Obligationenrecht, überweist den Anzug Angst betr. Zahnpflege in den Schulen und tritt

ein auf die Vorlage betr. Aufhebung der öffentlichen Ehrenfolgen von Konkurs und Auspfändung.

11. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsum-Vereins beschließt den Ankauf einer Liegenschaft im äußern Spalenquartier und bewilligt einen Kredit von 20,000 Fr. zur weitern Unterstützung der Angehörigen von im Militärdienst befindlichen Angestellten.

12./13. An die eine der neu geschaffenen Pfarrstellen der erweiterten St. Elisabethengemeinde wird ohne Opposition gewählt Pfr. Paul Christ, bisher positiver Geistlicher an der Lukaskapelle.

16. Im Alter von noch nicht 50 Jahren stirbt J. Giger, Journalist und Schriftsteller.

17. Der Große Rat genehmigt die Vorlagen betr. Gehaltsauszahlung an die in auswärtigem Militärdienst stehenden Staatsbediensteten und betr. Bau einer Bad- und Waschanstalt an der Zwingerstraße, beschließt Rückweisung der Erweiterung des Schlachthofs und berät in erster Lesung die Vorlage betr. Aufhebung der öffentlichen Ehrenfolgen von Konkurs und Auspfändung.

18. Prof. Dr. W. Jäger hält seine Antrittsvorlesung über das Verhältnis des Philologen zur Historie. — Im Alter von 78 Jahren stirbt Melchior Im Hof-Erb, früher Mitglied des Großen Rats.

19. Der heute veröffentliche Voranschlag der Regierung für 1915 sieht vor an Einnahmen 17,690,832, an Ausgaben 20,567,625 Fr., somit ein Defizit von 2,876,793 Franken. Es wird zu dessen Deckung u. a. eine Erhöhung der seit einigen Jahren bezogenen Steuerzuschläge von 10% ins Auge gefaßt.

23. In einer kurzen Nachmittagsitzung beschließt der Große Rat Aufnahme eines 5prozentigen Staatsanleihens von 25 Millionen, nimmt eine Ergänzung des Polizeistrafgesetzes an und überweist einen Anzug betr. Unterstellung des Schlachthofs unter eine Kommission.

30. Der Regierungsrat befördert vier baslerische Leutnants der Infanterie zu Oberleutnants.

Die Regenz der Universität erteilt die venia legendi den DDr. August Simonius in der juristischen und Wilh. v. Olshausen in der philosophischen Fakultät.

31. Witterung. Im Monat Dezember 1914 betrug das Mittel der Temperatur 4,7, das mittl. Temp.-Maximum 7,8, das mittl. Temp.-Minimum 1,9 ° C, das Mittel des Luftdrucks 735,0, die Niederschlagmenge 84 mm, die Sonnenscheindauer 76 Std. Die Witterung hätte eher einem März als einem Dezember angestanden: kaum nennenswerter Frost, kein Schnee, ein Ueberschuß an Sonnenschein und Niederschlägen verglichen mit dem langjährigen Mittel. Seit 1907 haben wir nun solche allzu milde Dezember.

## Januar 1915.

1. Nach vorläufigen Zusammenstellungen betrug die Wohnbevölkerung des Kantons Baselstadt am 1. Januar 1915 rund 142,500 Personen gegen 144,137 auf Anfang 1914. Die Abnahme darf in Anbetracht der Verhältnisse als sehr geringfügig bezeichnet werden. Die größern Schweizer und deutschen Städte erlitten erheblich bedeutendere Bevölkerungsverminderungen. Der gesamte Abwanderungsverlust, der hauptsächlich Deutschen und Italienern zur Last fiel, beträgt 2823 Personen. Durch den Geburtenüberschuß von 1165 Personen wird der Gesamtverlust auf 1658 Personen vermindert. Einzig im 4. Quartal hat die männliche Bevölkerung um fast 700 Personen abgenommen, während die weibliche um 400 Personen zunahm. Damit ist der Frauenüberschuß, der immer noch weniger als 10,000 betragen hatte, auf nahezu 11,000 gestiegen. Die mittlere Wohnbevölkerung des Kantons für 1914 wird vom Statistischen Amt auf 143,600 Personen berechnet.

Der Zivilstandverkehr Basels im Jahr 1914 weist folgende Hauptzahlen auf: 931 Trauungen, ein-

schließlich 123 auswärts vollzogene Trauungen hier wohnender Paare (gegen total 1086 Trauungen i. J. 1913). Lebendgeburten fanden im Kanton statt 3124 (3338), darunter 547 (541) Passantengeburten. Totgeboren wurden 56 Knaben und 51 Mädchen; von den Lebendgeburten waren 1620 Knaben und 1504 Mädchen. Legitim geboren wurden 1503 Knaben und 1400 Mädchen, davon 48 Knaben und 43 Mädchen tot. Todesfälle fanden statt 1614 (1820). Darin sind inbegriffen 212 (203) Passanten-Todesfälle, 4 verschollen Erklärte und 5 hier verstorbene Militärs, deren Tod in Bern verurkundet wurde.

Im Alter von wenig über 50 Jahren stirbt plötzlich Strafgerichtspräsident Dr. Wilh. Lüber.

3. Pfr. Paul Christ, der am 13. Dezember 1914 neu gewählte Geistliche der erweiterten Elisabethengemeinde, bisher an der Lukaskapelle, wird in der St. Elisabethenkirche in sein Amt eingeführt. Die der Kirchlichen Hilfsgesellschaft gehörende, bis dahin von der Stadtmission benützte Lukaskapelle an der Pfeffingerstraße wird provisorisch, bis eine Kirche im Gundeldingerquartier gebaut ist, der Kirche zu ihren regelmäßigen Sonntagsgottesdiensten mietweise überlassen. Am heutigen Sonntag hielt zum erstenmal Pfr. Merz darin die Vormittagpredigt.

4. Das soeben erschienene Personalverzeichnis der Universität für den Winter 1914/15 weist eine Frequenz auf von 959 immatrikulierten Studenten (58 Damen) und 200 (131) nicht immatrikulierten Hörern. Von den Studenten sind 711 (48) Schweizer und 248 (10) Ausländer. Die theologische Fakultät zählt 81, die juristische 78, die medizinische 327, die philosophische I 243 und die philosophische II 230 Studenten. Von den 382 (32) Baselstädtern studieren Theologie 24, Jurisprudenz 53, Medizin 54 (5), Philosophie I 134 (21) und Philosophie II 117 (6). Die hohen Zahlen — 17 Studenten mehr als im Sommer 1914 — erleiden tatsächlich eine starke Reduktion dadurch,

daß 421 Studenten, meist wegen Militärdienstes, vom Besuch der Vorlesungen dispensiert sind.

6. Die Regierung befördert zwanzig Unteroffiziere zu Leutnants der Infanterie.

7. Der Große Rat tritt auf die Beratung des Prüfungsberichts für 1913 ein. — Die Börse war seit Beginn des Kriegs, Anfang August 1914, nicht mehr abgehalten worden und tritt heute zum erstenmal wieder in Funktion.

8. Nach langem, schwerem Leiden stirbt Pfr. Theodor Barth, geb. 1846, früher Pfarrer in Beggingen und Zofingen, dann an der Theodorsgemeinde in Basel, seit 1888 als Hauptpfarrer, endlich Hauptpfarrer zu Matthäus; Mitglied des Kirchenrats, Präsident der Taubstummenanstalt und in vielen andern christlichen Werken tätig, bekannt als Kenner und Freund der Hymnologie, einer der Hauptredakteure des neuen schweizerischen Kirchengesangbuchs. Seit einer Reihe von Jahren hatte er sich wegen Krankheit von der Oeffentlichkeit zurückziehen müssen.

9. In einer Unterredung, die Bundesrat Hoffmann einem Vertreter des Pariser „Petit Journal" gewährte, soll er — nach der Darstellung des französischen Journalisten — von Ungeschicklichkeiten und Taktlosigkeiten der Basler Polizei und von einem Einschreiten der Bundesbehörden gegen ein solches Verhalten gesprochen haben. Da von allem dem in Basel nichts bekannt ist, beschließt die Regierung in der Angelegenheit ein Schreiben an den Bundesrat.

Das Preisgericht zur Bemalung der Fassade der St. Jakobskirche spricht den Projekten von Heinr. Alfr. Pellegrini, Paul Burckhardt und Burkhard Mangold Preise zu und empfiehlt das des Erstgenannten zur Ausführung.

11. Prof. Dr. Ludwig Bieberbach hat einen Ruf als Professor der Mathematik nach Frankfurt a. M. angenommen.

12. Der Weitere Bürgerrat bestätigt Dr. Herm. Hübsch als Bürgerratschreiber auf eine weitere Amtsdauer von 6 Jahren, genehmigt die Budgets der bürgerlichen Verwaltungen für 1915 und behandelt eine Anzahl Bürgerrechtsbegehren.

14. Der Große Rat erhöht die Steuerzuschläge für 1915 und beendigt die Besprechung des Verwaltungsberichts von 1913. Dabei wurden einige Postulate angenommen.

Im Alter von 87 Jahren stirbt Buchhändler Heinr. Georg-Neukirch.

15. Im Alter von 50 Jahren stirbt plötzlich Kantonstierarzt Sam. Egger.

18. Hans Wäffler-Sevin, der als vortrefflicher Sänger im musikalischen und gesellschaftlichen Leben Basels seinerzeit eine Rolle spielte, stirbt 69 Jahre alt.

20. Der Regierungsrat befördert zwei Oberleutnants zu Hauptleuten und zwei Leutnants zu Oberleutnants und nimmt im Offizierskorps der Feuerwehr eine Reihe von Veränderungen und Beförderungen vor.

22. Dr. Louis V. Furlan hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der Philosophischen Fakultät I über die volkswirtschaftlichen Probleme der Liquidität und Stabilität.

24. In der Martinskirche findet die 19. Christliche Studenten-Konferenz der Schweiz statt. Die Predigt hält Pfr. Alb. Schädelin von Bern, Dr. Albert Barth von Schaffhausen hält einen Vortrag über die Möglichkeit einer geschichtlichen, rechtlichen und sittlichen Orientierung in der heutigen Weltlage.

25. Auf Veranlassung der Sektion Basel der Neuen Helvetischen Gesellschaft hält Prof. Paul Seippel aus Zürich im überfüllten Bernoullianumsaal unter großem Beifall einen Vortrag: „Sur les évènements actuels vus de la Suisse romande“.

28. Der Große Rat erklärt das Initiativbegehren der Fortschrittlichen Bürgerpartei betr. Reduktion der Mitgliederzahl für nicht erheblich; der Beschluß kommt noch vor die Volksabstimmung. Entsprechend dem Antrag der Regierung wird über das Postulat betr. Wahl wichtiger Departementkommissionen zur Tagesordnung geschritten. Der Bericht der Kommission für die Jugendfürsorge und das staatliche Fürsorgeamt geht zur Ausarbeitung eines neuen Ratschlages an die Regierung zurück. Endlich wird nach Erledigung eines Begnadigungsgesuches die Revision der Organisation der Militärdirektion durchberaten und auf eine zweite Lesung verzichtet.

29. Der Basler Männerchor wählt zu seinem Dirigenten den Münsterorganisten Ad. Hamm.

In Kopenhagen stirbt der aus Basel gebürtige Schweizer Konsul W. Schaffner, Kaufmann, wenig über 50 Jahre alt.

31. Die Gemäldesammlung im Museum wird, nachdem sie längere Zeit geschlossen war, wenigstens teilweise dem Publikum wieder zugänglich gemacht.

Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats Januar 1915 sind: Mittel der Temperatur 2,0, mittl. Temp.-Minimum — 0,4, mittl. Temp.-Maximum 2,4° C, Mittel des Luftdrucks 730,4, Summe der Niederschlagmenge 56 mm, Summe der Sonnenscheindauer 36 Std., d. h. der Monat fiel, verglichen mit dem langjährigen Durchschnitt viel zu warm aus, der Luftdruck war zu gering, die Niederschlagmenge, die meist in Form von Regen fiel, zu groß und die Sonnenscheindauer viel zu niedrig. In Summa, die Witterung des Monats war so wenig erfreulich, wie nur möglich.

## Februar 1915.

2. Der Bundesrat beschließt ein drittes baselstädtisches Infanterie-Bataillon aufzustellen.

Es erhält die Nummer 99 und wird dem Infanterie-Regiment 22 zugeschieden, das bisher aus den Bataillonen 54 und 97 bestand. Diese waren im Sommer 1914 so stark eingerückt, daß aus ihnen je zwei überschüssige Kompagnien hatten ausgeschieden und ein Ersatzbataillon Basel-Stadt gebildet werden können. Unter dem Kommando von Major Helbing hatte es die ersten Monate der Grenzbesetzung in der Urschweiz zugebracht. Noch 1870/71 hatte Basel-Stadt nur ein Halbbataillon 80 gestellt.

6. 7. Zu einem Präsidenten des Strafgerichts an Stelle des verstorbenen Dr. W. Lüber wird ohne Gegenkandidaten der von der freisinnigen, der katholischen und der liberalen Partei vorgeschlagene Dr. E. Ruckhäberle, 1. Staatsanwalt, gewählt mit 1422 Stimmen bei einem absoluten Mehr von 718 und 23 467 Stimmberechtigten.

8. Eine von verschiedenen Vereinen des untern Kleinbasels, des St. Johann- und des Spalenquartiers einberufene Protestversammlung in der Mägd tadelt, daß noch keine Tramverbindung des Badischen Bahnhofs über die Johanniterbrücke mit dem Nordwestplateau zustande gekommen ist.

10. Unerwartet stirbt im Alter von 35 Jahren Notar Dr. Isaak Iselin, Mitglied, vor kurzem Präsident des Großen Rates, seinerzeit Statthalter des Strafgerichts.

11. Der Große Rat ratifiziert eine Anzahl von Bürgeraufnahmen und beginnt mit der Beratung des Budgets für 1915. — Im Alter von 78 Jahren stirbt der frühere Lehrer an der Knabensekundarschule Dr. Hans Frey, 1876 bis 1896 Präsident der Liedertafel.

13. In den letzten Wochen hatte eine starke Bewegung unter den trommellustigen Kreisen der Stadt den Wunsch ausgesprochen, die Regierung möchte, auf ihr Fastnachtverbot zurückkommend, an den Nachmittagen des bevorstehenden 22. und 24. Februar wenigstens die Umzüge trommelnder Gruppen in historischen Trachten erlauben.

Man würde zugleich eine Sammlung zu einem wohltätigen Zweck veranstalten. Eine Petition in diesem Sinn, unterzeichnet von vielen Vereinen und Korporationen, wurde der Regierung am 12. eingereicht. Aber sie blieb bei ihrem Verbot, in der Erwägung, daß eine solche Lustbarkeit ungeziemend wäre angesichts der vielen Not in unsern Grenzen und des harten Kriegselends im Ausland.

Dr. jur. Hermann Henrici erhält die venia docendi für deutsches Privatrecht, deutsche Rechtsgeschichte und schweizerisches Privatrecht.

14. Jahresfeier der Gesellschaft für Evangelische Stadtmission im Vereinshaus mit Pfr. Paul Eppler, Direktor des Seminars Unterstraß-Zürich als Festredner. — Das Opfer in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche im Betrag von 2075 Fr. fällt je zur Hälfte der evangelischen Italienergemeinde unserer Stadt und der Taubstummenseelsorge zu.

16. Im Küchlintheater wird als einziges Anzeichen der Fastnacht in diesem Jahr ein Monstre-Trommelkonzert abgehalten, dessen stattlicher Ertrag zu gunsten der notleidenden Schweizer in den kriegführenden Staaten fällt.

17. Die Regierung bestätigt die vom Erziehungsrat getroffene Wahl von Jul. de Praetere in Zürich zum Direktor der Allgemeinen Gewerbeschule.

18. Auf Veranlassung des Quodlibet hielt Dr. G. de Reynold aus Genf in der Aula des Museums einen stark besuchten Vortrag über die Einigkeit der Schweiz.

19. Dr. Salomon Schönberg hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent der Medizin über Paratuberkulöse Veränderungen.

In seinem 53. Altersjahr scheidet aus dem Leben Reg.-Rat Dr. Carl Christ. Burckhardt-Schazmann. Er hat seinem engern und seinem weitern Vaterland in den verschiedensten Stellungen hervorragende Dienste geleistet. Mit jungen Jahren schon war er Zivilgerichtspräsident, über-

nahm dann eine Professur für römisches Recht und ging 1906 in die Regierung über. Hier hat er als Vorsteher des Justizdepartements u. a. die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt, wofür ihm beim Universitätsjubiläum 1910 die Würde eines Doktors der Theologie verliehen wurde. Seit einigen Jahren saß er im Nationalrat. Seine juristischen Kenntnisse machte sich die Eidgenossenschaft auch in der Expertenkommission für die Vorberatung des schweizerischen Strafrechtsentwurfes zu Nutzen. In den Kreisen der Jugendschutzfreunde und der Alkoholgegner genoß er großes Ansehen.

21. Die Gottesdienste an dem heute von der reformierten und der christkatholischen Kirche der Schweiz veranstalteten Friedensbettag wurden ungewöhnlich stark besucht. Schon am 14. ds. war ein vom Papst für die ganze römisch-katholische Welt anberaumter ähnlicher Tag auch in Basel unter großer Teilnahme der Gemeinde begangen worden.

24. Die Regierung ernennt zum Kantonstierarzt Carl Gerster, zurzeit Adjunkt des Schlachthofdirektors.

25. Prof. Dr. Robert Michels hält seine Antrittsvorlesung über Wirtschaft und Glück. — Am Abend hält der schweizerische Bauernsekretär Dr. E. Laur auf Einladung der Neuen Helvetischen Gesellschaft einen Vortrag über Industrie und Landwirtschaft.

Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins faßt Beschlüsse über die Lohnverhältnisse seiner Angestellten während der Kriegszeit.

Witterung. Im Monat Februar 1915 wurden aufgezeichnet als Mittel der Temperatur 2,7, als mittl. Temp.-Minimum —0,1, als mittl. Temp.-Maximum 5,6° C, als Mittel des Luftdrucks 733,5, als Summe der Niederschlagmenge 38 mm, als Summe der Sonnenscheindauer 70 Std. Der Monat ist gegenüber dem langjährigen Durchschnitt etwas zu warm ausgefallen. Seine Witterung zeigte einen

unstäten Charakter. Jedenfalls war er so wenig ein richtiger Wintermonat wie der Januar.

## März 1915.

4. Der Große Rat führt in einer Vormittagssitzung die Budgetberatung weiter. Am Nachmittag wird unter großer Beteiligung, obschon die Angehörigen stille Bestattung gewünscht hatten, Reg.-Rat C. Chr. Burckhardt beerdigt. Der vom Regierungsrat gestiftete Kranz trug auf der Schleife die Inschrift: Viro integerrimo de re publica optime merito.

8. Die Pilgermission auf St. Chrischona feiert in aller Stille den 75. Jahrestag ihrer Gründung.

9. Dem Ing. M. Knapp wird ein Lektorat für Astronomie an der philosophischen Fakultät der Universität übertragen.

10. Der evangelisch-reformierte Kirchenrat hatte bei der Regierung für Wiedereinführung des aus Gründen der Sparsamkeit auf den 31. ds. abdekretierten sog. weltlichen Geläutes petitioniert. Die Regierung weist aber das Gesuch ab. — Zum Hausvater der Anstalt zur Hoffnung wird gewählt Ernst Mosimann von Signau.

11. Der Große Rat führt nach Erledigung einer Interpellation die Beratung des Budgets für 1915 zu Ende. Es schließt bei 21,743,825 Fr. Ausgaben und 18,509,832 Fr. Einnahmen mit einem Defizit von 3,233,943 Fr. Der Rat genehmigte die Erhebung von 20% Steuerzuschlägen für 1916 und lehnte es ab, die Gehalte der Staatsangestellten zu kürzen.

24. Die Regierung beruft an Stelle von Prof. Julius Petersen auf den Lehrstuhl für Germanistik an der Universität als ordentlichen Professor Dr. Rud. Unger, d. Zt. außerordentlichen Professor in München. Sie wählt ferner die durch die neue Organisation der Militärdirektion vorgesehenen Beamten, u. a. zum Zeughausverwalter Haupt-

mann Georg Bürgin. — Im Alter von 62 Jahren stirbt Hans Preiswerk-Preiswerk, seit mehreren Jahrzehnten Lehrer für Rechnen, Naturgeschichte und Zeichnen am Untern Gymnasium.

26. Nach einer langen Debatte über Dringlichkeit eines Anzugs betr. die Pläne zum neuen Kunstmuseum wählt der Große Rat zum ersten Staatsanwalt Dr. Paul Siegfried, zum zweiten Dr. Franz Freuler, geht über eine Petition, die ihn wiederholt beschäftigte, zur Tagesordnung, lehnt einen Anzug über Beibehaltung des weltlichen Geläutes ab und hört das Eintretensreferat über ein generelles Straßenbahnnetz an.

26. Im Alter von 74 Jahren stirbt Aug. Burckhardt-Heußler, Bandfabrikant, Mitglied des Bürgerrates, ehedem Präsident der Bank in Basel, Gründer des Diakonenhauses zum Hirzen, ein großer Musikfreund.

27. 28. Die Christkatholische Kirche von Basel bestellt auf eine neue Amtsperiode ohne Wahlkampf ihre Behörden.

30. Der Weitere Bürgerrat beschließt Verkauf der Liegenschaft Stadthausgasse 15 und erledigt eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

31. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats März 1915 sind: Mittel der Temperatur 4,3, mittl. Temp.-Minimum 1,0, mittl. Temp.-Maximum 8,0 ° C, Mittel des Luftdrucks 735,9, Niederschlagmenge 79 cm, Sonnenscheindauer 86 Std. Verglichen mit den mehr als 80jährigen Durchschnittzahlen weist der Monat auf wenig helle und viel trübe Tage, spärlichen Sonnenschein und ungewöhnlich viel Niederschläge, oft in Form von Schnee, so daß an 12 Tagen eine Schneedecke lag.

## April 1915.

1. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins nimmt den Bericht der Verwaltung über das

Geschäftjahr 1914 entgegen und erklärt sich einverstanden mit einer Dividende von 8%.

2. Das Karfreitagopfer in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche zugunsten des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins wirft 3980 Fr. ab (1914: 4364).

5. Prof. Dr. W. Jäger erhält einen Ruf auf den Lehrstuhl für klassische Philologie in Kiel.

8. Der Große Rat wählt nach Erledigung einer Interpellation betr. Beschäftigung der schulentlassenen Jugend, die es unter den gegenwärtigen Umständen schwer hat, Stellung zu finden, für 1915/16 zum Präsidenten Dr. R. Niederhauser, zum Statthalter Dr. V. E. Scherer, zum Präsidenten der Regierung E. Wullschleger, zum Vizepräsidenten Dr. Rud. Miescher, bewilligt einen Nachtragskredit, nimmt den Antrag der Regierung betr. Vollzug des Bundesratbeschlusses über Agiohandel mit Gold- und Silbermünzen an, schreitet nach langer Diskussion zur Tagesordnung über einen Anzug über die Behandlung des Baues eines neuen Kunstmuseums durch die Regierung und beschließt endlich Schaffung einer neuen Geschichtprofessur an der Universität.

Infolge starker Regengüsse in den letzten Tagen steigt der Rhein beträchtlich, doch nicht in besorgniserregender Weise. Dagegen tritt der sonst harmlose Bachgraben über die Ufer, zerreißt die Dämme und richtet im benachbarten Neu-Allschwil beträchtlichen Schaden an. Im obern Sundgau, das ohnedies durch den Krieg schwer heimgesucht ist, überflutet ein durch die Schneeschmelze auf den Vogesen gespiesenes Hochwasser die Felder und setzt schon jetzt die Ernte des Jahres in Frage.

9. Erst in diesem Jahre wird bekannt, daß die Firma J. R. Geigy, die Ende 1914 der Kriegswirren wegen in aller Stille das Jubiläum ihres 150jährigen Bestehens gefeiert hat, bei diesem Anlaß für eine Pensionskasse der Be-

amten 400,000, für eine solche der Arbeiter 700,000 Fr. gestiftet hat.

10. Die Regierung beruft als außerordentlichen Professor für Mathematik Dr. Erich Hecke, d. Z. Privatdozenten in Göttingen, und erweitert zugleich den Lehrauftrag für Prof. Otto Spieß.

11. Schlußprüfung und Diplomverteilung für die gewerblichen Lehrlinge im Bernoullianum, für die angehenden Kaufleute in der Aula des Museums.

14. In der Konkurrenz für Bebauung des Areals des alten Badischen Bahnhofs erhält den 1. Preis Otto Sieberth aus Basel, Student der Architektur in Stuttgart, den 2. Architekt Rud. Linder, den 3. Architekt E. Heman und Ing. Ed. Riggenbach, sämtliche in Basel.

22. Nach Ratifikation einer Reihe von Bürgeraufnahmen und Erledigung des Rückständeberichts nimmt der Große Rat das von der Regierung vorgeschlagene generelle Projekt für ein städtisches Straßenbahnnetz mit einer Aenderung an und bewilligt den für Bau der Linie von St. Jakob durch die Hardtstraße auf den Aeschenplatz notwendigen Kredit.

24. Die Regierung von Baselstadt beglückwünscht in einem herzlichen Schreiben den Dichter Karl Spitteler in Luzern zu seinem 70. Geburtstag. Spitteler hat von seiner Heimat Liestal aus einen großen Teil seiner Bildung in Basel geholt.

24. 25. Das Basler Volk nimmt die von der Fortschrittlichen Bürgerpartei ausgegangene Initiative betr. Reduktion der Mitgliederzahl des Großen Rates von 130 auf 100 Mitglieder mit 4660 Ja gegen 4168 Nein an; die Annahme hatten nur Fortschrittliche Bürger- und demokratische Partei empfohlen. — Zum Mitglied des Nationalrats wird bei einem absoluten Mehr = 4101 gewählt der von keiner Seite an-

gefochtene, von der liberalen Partei aufgestellte Prof. Paul Speiser mit 7877 Stimmen. — Die Wahl eines Mitgliedes des Regierungsrats kam nicht zustande. Bei einem absoluten Mehr = 4250 machte der liberale Kandidat, Dr. Adolf Im Hof, Sekretär des Regierungsrats, 3532, der katholische Kandidat Gerichtspräsident Dr. H. Abt 2821, der der Fortschrittlichen Bürgerpartei, Advokat Dr. A. Brenner 1961 Stimmen. Die freisinnig-demokratische und die sozialdemokratische Partei hatten für diese Wahl die Stimme freigegeben, die Sozialdemokraten mit dem Vorbehalt, daß der bürgerparteiliche Kandidat nicht von den Sozialisten unterstützt werden dürfe; die demokratische Partei hatte die katholische Kandidatur zur ihrigen gemacht.

29. Die Basler Lebensversicherungs-Gesellschaft begeht schlicht und einfach, in Anbetracht der Zeitumstände, die Feier ihres 50jährigen Bestehens. Den Beamten wurden vom Verwaltungsrat Jubiläumsgratifikationen ausgerichtet.

30. Die Generalversammlung des Allg. Konsumvereins genehmigte Bericht und Rechnung für 1914 und Verteilung des Ueberschusses nach Antrag der Verwaltung. Die Vergütung an die Mitglieder beträgt 8%.

Witterung. Im Monat April 1915 betrug das Mittel der Temperatur 8,3, das mittl. Temp.-Minimum 3,7, das mittl. Temp.-Maximum 13,3° C, das Mittel des Luftdrucks 737,3, die Summe der Niederschlagmenge 99 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 167 Std. Der Monat brachte in seiner ersten Hälfte ausgesprochenes Aprilwetter; gegen Monatsende war die Witterung so schön, daß sie dem Mai wohl angestanden hätte.

## Mai 1915.

1. Die Feier des 1. Mai vollzieht sich in bescheidenem Rahmen. Am Vormittag in der Burgvogtei

spricht Pfr. A. Knellwolf über Volkserziehung, am Nachmittag beim Festzug Verbandsekretär Schneider aus Basel.

4. Prof. Jakob Wackernagel in Göttingen nimmt einen Ruf nach Basel an und wird vom Herbst 1915 an nach 13jähriger Abwesenheit wieder an der Universität seiner Vaterstadt wirken.

5. Im Alter von 61 Jahren stirbt der in turnerischen Kreisen weit über Basel hinaus wohlbekannte Aug. Kupferschmid-Schultheß.

6. Der Große Rat wählt zum Untersuchungsrichter Dr. Alfred Bider. Da bei der Abstimmung über die Initiative betr. die Mitgliederzahl des Großen Rates am 24./25. April die Frage nicht gestellt worden war, ob Großer Rat oder Verfassungsrat die Revision vorzunehmen habe, wird dem Regierungsrat die Anordnung einer zweiten Abstimmung über diese Frage übertragen. Ferner ermächtigt der Rat die Regierung zur Festsetzung der im Konkordat für Motorfahrzeuge vorgesehenen Abgaben, Gebühren und Vergütungen, weist das Kinematographengesetz an eine Kommission und genehmigt die 1914er Rechnung der Kantonalbank.

8. Der Verein für Schiffahrt auf dem Oberrhein hört in seiner Jahresversammlung ein Referat von Ing. R. Gelpke über Ausbau des Rheinhafens am Quai unterhalb des St. Johanntores.

8. 9. Beim zweiten Wahlgang für die Ersatzwahl in den Regierungsrat wird gewählt mit 3408 Stimmen der liberale Kandidat Dr. Ad. Im Hof, bisher Sekretär des Regierungsrats. Der von demokratischer Seite unterstützte Kandidat der katholischen Volkspartei, Dr. Hans Abt, machte 2728, der Kandidat der fortschrittlichen Bürgerpartei Dr. August Brenner 1158 Stimmen. Die freisinnige und die sozialdemokratische Partei hatten wie im ersten Wahlgang die Stimme freigegeben.

10. Des Kriegszustandes wegen unterbleibt das Hebel-

mahlin Hausen. Es wird dafür gesorgt, daß von Basel aus der Schuljugend und den Bräuten, sowie den ältesten Männern und Frauen wie üblich eine Freude bereitet wird.

11. Der Weitere Bürgerrat genehmigt und verdankt den Verwaltungsbericht des Engern Bürgerrats für 1913 und wählt zum Mitglied des Engern Bürgerrats an Stelle des verstorbenen Aug. Burckhardt-Heußler Hans Christ-Merian.

16. Die Delegierten der Schweiz. Friedensgesellschaft halten im Großratsaal ihre Jahresversammlung ab.

18. Der Weitere Bürgerrat bestellt die Prüfungskommission für 1914 und beauftragt den Engern Bürgerrat, während der Dauer des europäischen Krieges keine Gesuche ausländischer Wehrpflichtiger um Aufnahme ins Bürgerrecht vorzulegen.

19. Die Synode der evang.-reformierten Kirche genehmigt und verdankt Geschäftbericht und Rechnung des Kirchenrats für 1914. Dabei beschließt sie, das von Staats wegen in Basel aufgegebene werktägliche Geläute auf Kosten der Kirche fortzuführen und beauftragt den Kirchenrat, die Frage der Einführung von Referendum und Initiative in die Kirchenverfassung zu prüfen. Zum Präsidenten wird gewählt der bisherige Statthalter Rektor R. Flatt, zum neuen Statthalter Dr. J. Probst. Präsident und Vizepräsident des Kirchenrats werden bestätigt.

20. Der Große Rat spricht die Giltigkeit der jüngsten Wahlen in die gewerblichen Schiedsgerichte und in die Regierung aus, bewilligt einen Nachtragskredit für Ausarbeitung von Projekten zu einem Rheinhafen, ratifiziert den Ankauf der Liegenschaft Binningerstraße 31 durch den Staat, ermächtigt die Regierung zur Erhöhung der Taxen für die Anstalt Friedmatt, beschließt Erstellung einer Turnhalle beim Rosentalschulhaus und Beteiligung des Kantons an der Schweiz. Sodafabrik in Zurzach mit 125 Aktien zu 1000 Fr.,

und erledigt endlich die erste Lesung des revidierten Gesetzes über den unlautern Wettbewerb.

22. Die Staatsrechnung für 1914 weist folgende Zahlen auf: Ausgaben: 21,463,879 Fr. (Budget 22,511,750). Einnahmen: 20,215,101 Fr. (Budget 19,094,600). Defizit: 1,248,778 Fr. (Budget 3,417,150). Nachtragskredite 279,709 Franken.

Dem neu gewählten Mitglied des Regierungsrats Dr. Adolf Im Hof wird die Leitung des Justizdepartements übertragen. — Die Regierung befördert den interimistischen Kommandanten des Bataillons 99, Hauptmann Walter Lotz, zum Major der Infanterie.

26. Dr. Eduard His erhält die erbetene Entlassung als Sekretär des Justizdepartements.

Die sozialdemokratische Partei veranstaltet auf den Abend auf dem Marktplatz eine Teuerungsdemonstration. Die Schätzung der Teilnehmerzahl schwankt zwischen 3000 und 6000. Nach Reden der Nationalräte Frei (Basel) und Grimm (Bern) wird eine Resolution angenommen, die die Regierung zu Maßnahmen gegen den Lebensmittelwucher auffordert.

28. Dr. Jean Louis Burckhardt von Basel hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der medizinischen Fakultät über Bakteriotherapie.

Der Kirchenrat der evangelisch-reformierten Kirche beschließt, das werktägliche Frühgeläute um 6 Uhr morgens läuten zu lassen.

Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat Mai 1915 betrug 15,3, das mittl. Temp.-Minimum 10,8, das mittl. Temp.-Maximum 20,6° C, das Mittel des Luftdrucks 736,2, die Summe der Niederschlagmenge 123 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 204 Std. Der Monat erfreute sich, abgesehen von einer mehrtägigen Verschlechterung um die Mitte, besonders schöner und dank

häufigen günstig verteilten Niederschlägen auch für die Landwirtschaft sehr vorteilhafter Witterung.

## Juni 1915.

2. Auf Einladung der bürgerlichen Parteien Basels spricht vor überfüllter Burgvogteihalle Bundesrat Schultheß über die eidgenössische Kriegssteuer, die am Sonntag, 6. Juni, zur Abstimmung kommen wird.

3. In der Gruppe Basel der Neuen Helvetischen Gesellschaft hält Ingenieur Rud. Gelpke einen Vortrag über eine mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft.

5. 6. In der Volksabstimmung über den Verfassungsartikel betr. eine eidgenössische Kriegssteuer gibt Baselstadt bei 25,742 Stimmberechtigten 12,886 Ja und 349 Nein ab. In der ganzen Schweiz wurde die Vorlage mit 443,746 Ja gegen 27,299 Nein angenommen; kein Stand hat verworfen. Gleichzeitig entschied das Basler Volk, daß die Aenderung der Kantonsverfassung betr. Verminderung der Zahl der Großräte durch den Großen Rat und nicht durch einen Verfassungsrat vorzunehmen sei, mit 6561 gegen 2750 Stimmen.

6. Im Alter von 55 Jahren stirbt Alfred Bömly, seit Jahrzehnten Direktor des Bömlytheaters in Basel, früher Leiter des Theaters in Kaiserslautern.

7. Mit militärischen Feierlichkeiten wird auf dem Kannenfeld Felix Probst, Korporal im Inf.-Bat. 54, bestattet, der als Flieger am 4. ds. mit Leutnant Max Vollenweider von Bern in der Nähe von Fällanden (Ktn. Zürich) abgestürzt ist.

9. Die Universität Basel zählt im Sommersemester 1915 965 immatrikulierte Studenten (darunter 59 Damen) und 125 (83) Hörer, somit 1090 (142) Schüler. Von den Studenten gehören an der theologischen Fakultät 76, der juristischen 83, der medizinischen 322, der philosophischen I 248, der philosophischen II 236. Schweizer

waren 712, Ausländer 253. Von 387 (33) Baslern zählen zur theologischen Fakultät 21, zur juristischen 53, zur medizinischen 61 (5), zur philosophischen I 136 (22), zur philosophischen II 116 (6). Von den Studenten waren, meist wegen Militärdienstes, 399 vom Besuch der Vorlesungen dispensiert.

10. Der Große Rat beschließt, für die Zeit, da Präsident und Statthalter im Militärdienst abwesend sein werden, die Leitung der Geschäfte einem Bureaumitglied, Dr. Wilh. Vischer zu übertragen; er beschließt ferner Erstellung eines Straßenbahndepots auf dem Dreispitz und Unterstützung des Stadttheaters und der Allgem. Musikgesellschaft durch den Staat und nimmt in zweiter Lesung das Gesetz betr. Aufhebung der öffentlich-rechtlichen Ehrenfolgen von Konkurs und Auspfändung an.

11. Lic. der Theologie G. Heinzelmann hält seine Antrittvorlesung als außerordentlicher Professor der Theologie über die erkenntnistheoretische Begründung der Religion.

12. Das Strafgericht fällt nach zwölftägigen Verhandlungen sein Urteil im Bauderprozeß: Hans Bauder wird wegen Betrugs in 144 Fällen im Gesamtbetrag von 906,305 Fr. zu 7 Jahren Zuchthaus und nachheriger zehnjähriger Einstellung in den bürgerlichen Rechten und Ehren verurteilt.

15. Im Alter von 65 Jahren stirbt nach langem Leiden D. Theodor Oehler, Missionsdirektor, seit einem Menschenalter der hochverdiente Leiter der Basler Mission. Oehler war gebürtig aus dem württembergischen Pleidelsheim.

Zum Hausvater des Basler Sanatoriums für Brustkranke in Davos an Stelle des zurücktretenden Pfr. H. Mühlemann wird gewählt E. Häberli-Meyer, d. Z. Verwalter des Frauenspitals.

In der Jahresversammlung des Handels- und Industrievereins hält W. Miller aus Solothurn,

Emmenthal, aus Solothurn, aus Freiburg oder aus Genf stammten.

Damit soll nicht eine leere Redensart eidgenössischer Höflichkeit ausgesprochen sein. Das Gefühl der Sicherheit tat damals bitter not. Man muß in den ersten Tagen des Krieges etwa in der Abenddämmerung von der Neubadhöhe aus in der Gegend von Mülhausen die Geschütze haben aufblitzen sehen, man muß den dumpfen Kanonendonner haben herüberrollen hören von den Vogesen oder aus dem Pruntrutischen, man muß an sonnigen Frühlingstagen davon Zeuge gewesen sein, wie — es schien unmittelbar über der Stadt — die Flieger kreisten und die Schrapnells am klaren Himmel platzten, man muß die Scheinwerfer um Mitternacht über das dunkle Firmament ihr gespenstisches Licht haben abgeben sehen, dann erinnert man sich, in welcher Gefahr Basel während des ganzen Krieges schwebte und wie wohl seinen Bewohnern das Bewußtsein tat, von einer wackern, entschlossenen Mannschaft behütet zu sein.

Man begreift, daß die Söhne der verschiedenen Gaue des Vaterlandes verschieden auftraten. Die Basler selber, die hier zu Hause waren, brachten, abgesehen vom ungewohnten Kleide, wenig Aenderung. Die Luzerner, die auf sie folgten, machten nicht viel Lärm. Sie fanden in der großen Stadt viel neue Eindrücke in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Mancher von ihnen mag bei dieser Grenzbesetzung zum erstenmal über den Heimatkanton hinausgekommen sein. Das nämliche dürfte von einem ansehnlichen Teil der Thurgauer gelten. Am besten lebten sich bei uns die Zürcher Oberländer ein. Freilich blieben sie uns auch am längsten treu, und ihre Zeit fiel in die Festtage der Jahreswende, wo man einander besonders nahe tritt. Zu ihrer Beliebtheit mag nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß sie aus einem hablichen Landesteil stammten und ein hübsches Stück Geld bei uns zurückließen. Alle Abende füllten sie die verschiedenen Vergnügungslokale der Stadt,

und als sie durch die bedeutend ruhigeren Solothurner abgelöst wurden, die ihr Söldlein im Frieden verzehrten, da klagten die Inhaber dieser Unternehmungen über die neue Garnison und rühmten nachträglich „ihre lieben Zürcher". Wenn man gelegentlich minder erfreuliche Erfahrungen machte, so waren das Ausnahmen.

Die überwiegende Mehrzahl der Truppen machte der schweizerischen Armee Ehre. Ihre getreue Pflichterfüllung fordert um so mehr Anerkennung, je mehr man sich bemüht, sich in die Leute hineinzudenken. In den Heeren der kriegführenden Staaten sah auch der Mann einfachsten Verständnisses ohne weiteres ein, daß nur eine Losung galt: sich wehren bis zum letzten Blutstropfen. So klar lagen aber für den Schweizer Soldaten die Dinge nicht. Bei uns war das Aufgebot eine vorsorgliche Maßregel. Man konnte dem einfachen Burschen aus dem Volk nicht ohne weiteres zumuten, daß er, um einer bloß möglichen Gefahr zu begegnen, Haus und Hof verlasse, zumal in der für die Landwirtschaft arbeitreichsten Zeit des Jahres. Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Dienstes konnte um so weniger selbstverständlich erscheinen, je länger die Grenzbesetzung dauerte, je mehr die Erwägung Berechtigung zu gewinnen schien: schon Monate lang wurde die Schweiz von keiner Seite bedroht; es wird auch in Zukunft so bleiben. Daß die Leute trotzdem dem Ruf zur Fahne willig Folge leisteten, das gereicht ihnen zum Ruhme. Sie fanden nicht Gelegenheit, sich im Feuer als Helden zu bewähren. Wir wollen dafür von Herzen dankbar sein. Aber in treuer Pflichterfüllung und in stillem Gehorsam brachten sie dem Vaterland große Opfer und erwiesen ihm unschätzbare Dienste.

Die Wochen unmittelbar nach Kriegsausbruch waren in Basel wie anderwärts durch eine ungewohnte Aufregung gekennzeichnet. Die ganze Bevölkerung lebte in Unruhe. Nicht bloß die sichtbaren Kriegs-

zeichen, wie z. B. die Vorbereitungen zur Sprengung der Rheinbrücken, förderten die sorgenvolle Stimmung, sondern noch mehr die unsinnigen Gerüchte, die von Mund zu Mund gingen und mit erstaunlicher Bereitwilligkeit geglaubt wurden. Im ganzen aber überwiegen die erfreulichen Bilder die der Angst und der Kopflosigkeit. Dank der Besetzung der Stadt mit starken Truppenabteilungen kehrte bald wieder Zuversicht bei uns ein. Die Kommandanten sorgten dafür, daß die Bevölkerung stets an die tröstliche Anwesenheit der bewaffneten Macht erinnert wurde. Lange Züge Fußvolk marschierten durch die Gassen, Artillerie rasselte vorbei, Guiden und Dragoner ritten zu allen Zeiten umher, die Kolonnen eines Munitionsparks oder dampfende Fahrküchen mahnten an die Anwesenheit des Grenzschutzes, vor Tau und Tag zogen oft genug die Kompagnien aus, gespensterhaft unsichtbar in der nächtlichen Finsternis, manchmal aber auch in der Morgenfrühe schon ihre frohen Marschlieder singend. Wie bliesen unermüdlich die Militärmusiken in allen Vierteln der Stadt, mit ihrem lustigen Spiel allenthalben Vergnügen und Freude verbreitend, jeweilen gefolgt von einem ganzen Zopf barbeiniger Buben und beschäftigungsloser Gassensteher. So bot Basel als Garnisonstadt ein ungemein farbiges Bild. Das sahen die Photographen sofort ein, und was von den ersten Tagen der Italienerinvasion im August 1914 bis auf die gegenwärtige Stunde an Soldaten- und Kriegsbildern in Basel ist aufgenommen worden, das würde Stoff bieten zu einer reichhaltigen Ausstellung. Und doch wurde manch ein reizendes Bild nicht in die Camera gebannt. Das Kriegsidyll, das der Schreibende auf dem weiten Platz vor dem verlassenen neuen badischen Bahnhof am 1. Mai 1915 sah, dürfte kaum im Bilde verewigt worden sein: Die auf dem Bahnhof liegende starke Wache hatte einen Hydranten geöffnet, und die Mannen ließen sich, auf dem Randstein der Trottoirinsel sitzend, den kräftigen Strahl über die entblößten Füße spülen.

Die Beinkleider hatten sie bis über die Knie hinaufgestülpt. Die meisten saßen in Hemdärmeln. In der Sonne auf den Stufen des Säulenganges, der um das Erdgeschoß läuft, ließen sie die Füße trocknen. Einer spazierte auch dort mit sonnengebräuntem bloßem Oberkörper hin und her. In der Ecke beim Haupteingang wichste eine Schar Basler Buben den Soldaten in patriotischer Opferwilligkeit die Stiefel.

Besondere Anlässe lockten immer eine zahlreiche schaulustige Menge zusammen. Wenn ein Einzug oder ein Abmarsch größerer Einheiten bevorstand, so pflegte sich dies mit wunderbarer Schnelligkeit in der ganzen Stadt zu verbreiten. Bald auf der Schützenmatte, bald beim St. Jakobdenkmal fanden sich dann die Militärfreunde und Freundinnen zusammen. Bereitwillig und gelehrig hatte der Basler sich gewöhnt, die eidgenössische Fahne durch Abnehmen des Hutes zu begrüßen. Am sichersten konnte man darauf zählen, irgend etwas Militärisches zu Gesicht zu bekommen, wenn man sich vor das Platzkommando, das Gebäude der Allgemeinen Gewerbeschule, verfügte. Das große Haus sah mit seiner über dem Hauptportal ausgehängten Fahne und den davor auf- und niederschreitenden Schildwachen ganz martialisch aus. Hier ging jeweilen die Wachtparade vor sich, und Eingeweihte wußten zu sagen, an welchen Tagen ein großer Aufzug zu erwarten stand, für den es sich verlohnte, den Weg nach dem Petersgraben unter die Füße zu nehmen. Mit dem Oktober 1915 wurde der Sitz des Platzkommandos nach dem ehemaligen Knabenprimarschulhaus in der Kanonengasse verlegt.

Einer ausnahmsweise großen Beliebtheit erfreuten sich die Feldpredigten der reformierten und die Feldmessen der katholischen Mannschaften. Bei der guten Jahreszeit wurden sie im Freien abgehalten, meist auf der Schützenmatte, oft auch auf andern Wiesen in der Nähe der Stadt. Dann standen ganze Quartiere der Umgebung menschenleer, und ein Dieb hätte wohl an manchem Ort ein vollständig ver-

lassenes Haus ungehindert räumen können. Im Winter und bei ungünstiger Witterung wurden die Kirchen der Stadt benützt, und es war ein unvergeßliches Erlebnis, etwa das ehrwürdige Münster mit den dunkeln Bataillonen angefüllt zu schauen, dabei einer markigen Soldatenpredigt zu lauschen und den kräftigen Gesang der Mannschaft sich an den Gewölben brechen zu hören.

Eigentliche Festtage für die ganze Stadt waren es, wenn die Basler Bataillone ins Feld rückten oder wieder nach Hause kamen. Besonders gefeiert wurde am Samstag, 13. März, die Uebergabe der Fahne an das neugebildete Bataillon 99. Es war zugleich das erste Erscheinen des nunmehr in regelrechter Stärke von drei Bataillonen aufziehenden Infanterie-Regimentes 22 (Baselstadt). Die gesamte Regierung und eine ungezählte Volksmenge wohnte dem feierlichen Akt auf dem Marktplatz bei. Es folgte ein Vorbeimarsch, und am nächsten Tage ging's unter strömendem Regen im Reisemarsch nach den Kantonnementen im Jura. Das Gegenstück bildete der Freitag, 18. Juni. Am vorangegangenen Mittwoch war das Regiment unter heißem Sonnenschein von Delsberg und Saugern in der Vaterstadt wieder eingetroffen. Am Freitag kam der General nach Basel zu Besuch. Er wurde von der Regierung auf dem Rathaus empfangen und fuhr sodann zur Inspektion und zum Defilé nach der Schützenmatte. Die Schulen hatten freigegeben, viele Geschäfte hatten geschlossen, um ihren Angestellten den Genuß des Schauspiels zu ermöglichen. Am Abend fanden sich sämtliche in Basel anwesenden Offiziere im Sommerkasino als Gäste der Regierung zusammen, und auch den Mannschaften des Regiments wurden von Staatswegen fröhliche Kompagnieabende bereitet.

Schon zweimal vorher hatte Basel den Besuch des Generals Wille gehabt. In der ersten Hälfte des Novembers 1914 gingen im Baselbiet Manöver der 4. gegen die 6. Division vor sich, denen der General beiwohnte und während

deren er wiederholt kurze Zeit in der Stadt weilte. Um Mitte April 1915 sodann unternahm er durch die Stellungen an unserer Grenze eine Inspektionsreise. Er wohnte im Gasthof Drei Königen. Die Liedertafel brachte ihm ein Ständchen, am 20. wurde ihm von der Regierung im Stadtkasino ein Mittagessen geboten. Das waren große Tage für die Stadt. Die Straßen prangten im Flaggenschmuck, und es herrschte überall Festtagstimmung.

Alles stand während der Grenzbesetzung unter dem Banne des Militärs. Daß die liebe Jugend nur noch Soldatenspiele trieb, versteht sich von selbst. Es gab Jugendorganisationen, die es ohne Hilfe von Erwachsenen zu einer anerkennenswerten Fertigkeit in der Handhabung der Waffen, im Anlegen von Schützengräben u. dgl. brachten. Und die Alten blieben hinter ihnen nicht zurück. Neben den eigentlichen Kriegsereignissen bildeten auch bei ihnen die Grenzbesetzungstruppen den beliebtesten, den selbstverständlichen Gesprächstoff, und es dauerte nicht lange, bis auch die Vertreterinnen des zarten Geschlechts in allen Geheimnissen der militärischen Tracht und in allen Gradabzeichen gründlich Bescheid wußten.

Ein Gang um die Tore der Stadt zeigte die Truppen bei ernster Arbeit. Bei den weniger stark begangenen Straßen und Wegen, die bei dem strengen Abschluß der Länder gegen einander nur einen spärlichen Lokalverkehr zu bewältigen hatten, begnügte man sich mit einer einfachen Barrikade quer über die Straße. Auf den Seiten wurden etwa der Grenze entlang einige Schützengräben angelegt. Als seit dem Frühjahr 1915 die Flieger beider Lager oft nahe an der Schweizer Grenze vorbeistrichen, wurden bei unsern Posten auf freiem Felde Gestelle eingerichtet, auf denen die Waffe steil aufgelegt gegen ein die Neutralität bedrohendes Flugzeug konnte angeschlagen werden. Nebenübergänge an abgelegenen Punkten entbehrten wohl jeder Schutzvorrichtung, und es war möglich, an einer solchen Stelle un-

beschrien die Grenze zu überschreiten, wenn es auch sehr schwierig gewesen wäre, im Auslande nach einer solchen Grenzüberschreitung weit zu kommen. Alle einigermaßen namhaften Uebergänge waren militärisch besetzt, und es mag manchmal ein langweiliger Dienst gewesen sein an einem Punkt, wo Stunden und halbe Tage lang kein Mensch die Grenze überschritt. Für Notfälle ließ sich aus dem nahegelegenen Dorf oder aus der Stadt leicht und schnell Verstärkung und Hilfe heranziehen. Solcher Art waren die Uebergänge beim Grenzacher Horn, bei Inzlingen, bei Kleinhüningen, nach Hüningen und nach Burgfelden, ferner außerhalb der baselstädtischen Grenze die Straße Allschwil-Hägenheim, die Ausgänge von Schönenbuch und nach Neuweiler, der Uebergang von Biel-Benken nach Leimen.

Der regelmäßige Eisenbahnverkehr der Schweiz nach und von Deutschland hatte mit dem Ausbruch des Krieges aufgehört. Als damals die auswärtigen Schweizerreisenden in hellen Scharen nach Hause strömten, so hatte die plötzliche Sperrung der Bahnhöfe für kurze Zeit schwere Unzukömmlichkeiten mit sich gebracht. Viele, die es sonst nicht gewohnt waren, hatten ihren schweren Koffer selbst tragen müssen, und Leute, denen das Auto die einzige ihrer würdige Beförderungsart zu sein schien, hatten sich dazu bequemen müssen, auf einem ungefederten Pritschenwagen, wenn nicht gar zu Fuß vom Bundesbahnhof bis zum nächsten deutschen Platz über der Grenze zu gelangen. Nach dem ersten Andrang war die Zahl der Reisenden gewaltig zusammengeschmolzen. Es reiste nur noch, wer mußte. Der Verkehr war im Vergleich zu friedlichen Zeiten ganz unbedeutend, aber immer noch stark genug, um auf den Uebergängen nach den nächsten deutschen Bahnhöfen ein lebhaftes Hin und Her zu veranlassen. Die badischen Bahnen fuhren nur noch bis und von Grenzach, Lörrach und Leopoldshöhe, die elsässische Linie Basel-Mülhausen blieb lange Zeit gänzlich eingestellt. Die Grenzacher-

Linie hatte wenig Verkehr, dagegen gingen über die Grenze nach Lörrach alle stellungspflichtigen Deutschen der ganzen West- und Zentralschweiz, so daß daraus allein schon eine starke Belastung dieses Uebergangs sich ergab. Leopoldshöhe wurde von allen denen aufgesucht, die unter gewöhnlichen Umständen den Schnellzug von Basel aus rheinabwärts würden benützt haben. Somit waren die begangensten Grenzübergänge die bei Riehen-Stetten für Lörrach, der Otterbach an der großen Landstraße Basel-Freiburg für Leopoldshöhe und der Lisbüchel für St. Ludwig, solange die Linie nach Mülhausen im Betrieb stand. Hier war von Anfang des Krieges an der Straßenbahnverkehr stillgestellt gewesen. Am 1. Oktober 1915 erst wurde er in beschränktem Umfang wieder aufgenommen.

Diese drei Punkte waren mit starken Grenzwachen sowohl auf der schweizerischen wie auf der deutschen Seite besetzt. Dazu kamen entsprechende Aufgebote von Polizei- und Zollmannschaften. Den Uebergang über die Straße sperrten für allen Fahrverkehr mächtige Barrikaden; sie öffneten sich nur für das gelbe schweizerische Postautomobil. Auf der einen Seite war ein schmaler Durchgang für die Reisenden ausgespart, durch den sie einzeln durchgelassen wurden und wo sie ihre Papiere vorzuweisen hatten. Zu notdürftigem Schutz gegen die Unbilden der Witterung standen flüchtig aufgeschlagene Hütten, unter denen die Zollbeamten nicht viel besser als unter freiem Himmel das Gepäck der Reisenden untersuchten. Die Grenzwachtposten hüben und drüben erfreuten sich des zweifelhaften Schutzes eines Schilderhauses; der Gewehrrechen in der Nähe und die zum Trocknen aufgehängte Leibwäsche ließen auf die Lokalität der Wache schließen. Mit der längern Dauer der Besetzung wurde an den meisten Punkten durch den Bau von Baracken, die Einrichtung von Soldatenstuben u. dgl. den Truppen für ein behaglicheres Leben gesorgt. Packträger, Droschkenkutscher und Kraftwagenführer standen auf den wich-

tigern Grenzstationen umher, auf Kunden harrend. Traf man es gerade zur Ankunft eines Zuges auf der nächsten Haltestelle, so konnte man Zeuge sehenswerter Bilder werden. Schon die übliche Staffage der Schweizer Soldaten, jenseits des Grenzpfahls der feldgrauen Deutschen und der Landsturmleute mit ihrem hohen Tschako, der Zoll- und der Bahnbeamten waren in dieser Umgebung nicht etwas Alltägliches. Durch die Uniformen drängten sich nun in auffallenden Gewändern Weltreisende, die sich sonst durch nichts verblüffen lassen, aber dieser neuen Situation doch nicht ganz gewachsen zu sein schienen, arme, verschüchterte, aus ihrer Stellung Knall und Fall entlassene Mädchen, neben vornehm mit einem Schwarm von Dienerschaft reisenden Italienfahrern Flüchtlingsfamilien mit elendem Hausrat, den sie im Kinderwagen mit sich führten und selbst stadtwärts stießen, sorglose fahrende Gesellen und Leidtragende, die zu einer Beerdigung reisten. All dieser Bahnhofverkehr auf offener Landstraße hinterließ in diesem ungewohnten Rahmen einen seltsamen Eindruck.

Freilich diese ganze kleine Welt von Reisenden bewegte sich nicht ungehindert wie in gewöhnlichen Zeiten auf einem Bahnhof. Kein einziger überschritt die Grenze in dieser oder in jener Richtung, ohne sich genau über seine Personalien, über den Reisezweck und über seine Berechtigung ausgewiesen zu haben. Man nahm es mit der Ausstellung der Scheine auf der Polizei und auf dem Platzkommando in Basel sehr genau, und es liegt kein Grund vor zu der Annahme, daß es im Deutschen drüben nicht ebenso scharf zuging. Selbst der Arbeiter, der alltäglich die Grenze zu seinem Tagewerk überschritt, tat wohl daran, seinen Schein immer bei sich zu tragen, denn auch er wurde unerbittlich zurückgewiesen, wenn er bei einer unerwarteten Paßrevision das Papier nicht vorzeigen konnte.

Wer sich aus eigner Anschauung ein Bild zu machen wünschte von der Grenzbesetzung, wie sie unsere Milizen der ganzen Grenze entlang ausübten, der konnte dies am leich-

testen ohne große Mühe und ohne weite Reise tun, wenn er sich nach Schönenbuch hinaus verfügte. Da war alles das in Wirklichkeit zu sehen, was man in den Zeitungen während dieser bewegten Tage so oft erwähnt fand. Schon unterwegs bei Allschwil erblickte man einen dicht an der Grenze aufgerichteten Beobachtungsturm. Weiterhin flatterten der Landstraße entlang die kleinen roten Fähnlein, die den genauen Verlauf der Landesgrenze anzeigten. In kurzer Entfernung von dem Dorfe Schönenbuch bot sich Gelegenheit, ein richtiges Blockhaus mit allen Einrichtungen bis zum Dauerbrenner für die kalten Wintertage in Augenschein zu nehmen. Wer Glück mit dem Wetter hatte, der konnte bei dem nahen Volkensburg den über den deutschen Stellungen schwebenden Fesselballon erkennen. Ueberall war darauf Bedacht genommen, von weitem schon die Stellen deutlich zu bezeichnen, wo Schweizer Grund und Boden beginnt. An allen Landstraßen, die ins Ausland führen, ragte über dem Zollhaus ein großes eidgenössisches Banner hoch empor. Am Rhein war auf beiden Ufern mit einer Fahne der Punkt bezeichnet, wo der Strom auf deutsches Gebiet übertritt. Leider litten unter der Witterung und dem Winter diese Zeichen so stark, daß sie bei herannahendem Sommer 1915 sehr mißfarben aussahen, wenn sie nicht überhaupt den Stürmen zum Opfer gefallen waren.

In den ersten Wochen des Krieges scheint man an den verantwortlichen Stellen die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen gehalten zu haben, daß unvermutet eine Ueberrumpelung der Schweiz und ein Durchbruchversuch in der Nähe von Basel erfolgen könnte. Es wurden darum rings um die Stadt Feldbefestigungen angelegt. Man traf solche an am Ufer des Rheins bei Kleinhüningen, auf der Geländewelle westlich vom Birsig um den Paradieshof, namentlich aber auf dem Bruderholz und rings um die Batterie. Diese weithin beherrschende Anhöhe war zu einer wahren Festung ausgebaut. Um die aus der Zeit

des dreißigjährigen Kriegs stammende und seither oft erneuerte Schanze hatten die aufeinanderfolgenden Garnisonen ein ganzes Netz von Schützengräben, Drahtverhauen, Geschützstellungen, Unterständen, Laufgräben und derartigen Teufeleien angelegt. Eine ganze Reihe von Kolonnenbrücken über die Birs im Abschnitt von der Neuen Welt bis Aesch sorgte für einen leichten Nachschub der Truppen aus der innern Schweiz. Mit der Batterie standen entferntere Stützpunkte in Beziehung, wie das Hochfeld bei Therwil. Der ganze Blauen von der Eggfluh bis zum Rämel trug Befestigungen. Man darf wohl behaupten, daß zum Schutz des Nordwestzipfels der Schweiz geschehen war, was in menschlicher Macht stand.

Allerdings im Herbst 1915 machte das Bruderholz ein anderes Gesicht als im Herbst und Winter 1914. Damals hatte es von Soldaten gewimmelt. Die Kreuz und Quer hatten Schützengräben die wellige Ebene durchzogen. Man sah nichts als Soldaten und Unterstände, und an jeder Ecke wurde der Spaziergänger von einem Posten angehalten oder zurechtgewiesen. Jetzt hat schon die stadtwärts von der Batterie vorbeischnurrende Straßenbahn die Vorposten städtischen Lebens auf diese Höhe gelockt, eine eben erst vollendete Plakatsäule, einen wasserspeienden gußeisernen Basilisken und eine Bierhalle im Festhüttenstil. Das große Haus mit seinen eigenwilligen Formen, das auf dem schönsten Aussichtspunkt dieser Gegend sich erhebt, trägt ein weiteres dazu bei, daß man sich in einer werdenden Stadt fühlt. Rings um die Batterie sind freilich einige Schützengräben erhalten geblieben, und die Schanze selbst erscheint durch die Ueberbleibsel der Befestigung schlimm verwüstet. Aber im ganzen herrscht jetzt wieder ein wunderbarer Friede hier oben, wenigstens an Werktagen, wenn nicht die städtische Bevölkerung in Ueberzahl einem die Freude an der Natur vergällt. Da, wo vor einigen Monaten Stacheldraht und Graben Trumpf waren, geht jetzt der Pflug über das Feld. Nur die Wegweiser

„Kolonnenbrücke Nr. so und so", die vom Truppendurchzug breiter gewordenen Feldwege, die ungewöhnlich zahlreichen Hufspuren u. dgl. mahnen daran, daß die kriegerische Zeit noch nicht vorbei ist, auch wenn man nicht den ab und zu aus der Ferne herüberschallenden Kanonendonner als den schlagendsten Beweis für die Fortdauer des Kriegszustandes wahrnimmt.

Wie im höhern Jura, so haben auch in unserer Gegend diese militärischen Bauten zu *bleibenden Veranstaltungen* geführt, die dem zivilen Leben jetzt gute Dienste leisten. Dabei sei namentlich der eben genannten Birsbrücken gedacht, deren wenigstens zwei auch nach dem Kriege bleiben sollen, nämlich die an Stelle des Fußgängersteges bei der Neuen Welt errichtete fahrbare Brücke, die einen längst gehegten Wunsch der Anwohner erfüllt, und die hübsche gedeckte Brücke bei Münchenstein, die sich so erfreulich der Landschaft anpaßt.

Die Schwierigkeiten der *Lebensmittelbeschaffung* zur Kriegszeit veranlaßten in der Schweizer Landwirtschaft eine teilweise Abkehr vom einseitigen Futterbau mit Milcherzeugung und Käsefabrikation und eine Umkehr zur Ansaat von Getreide und zum Kartoffelbau. Auch in der Stadt machte sich dieser Umschwung geltend. Die brachliegenden Bauplätze und andere unbenützte Flecken Landes wurden an Familien des Arbeiter- und des Mittelstandes ausgemietet als *Gemüse- und Kartoffelpflanzplätze*. Eine Bewegung zugunsten der Schreber- und der Volksgärten hatte seit mehreren Jahren in Basel eingesetzt und kam diesen Bestrebungen zugute. So entstanden rings um die Stadt eine Menge von Gemüsegärten, in lauter kleine Beete eingeteilt, auf denen alle möglichen eßbaren Pflanzen gediehen. Es bot einen erfreulichen Anblick, etwa um die Wende des Monats Juni zum Juli einen solchen Garten im üppigen Grün stehen zu sehen, mit dem Schmuck blühender Kartoffelstauden, Bohnen und Erbsen, und am

frühen Morgen oder abends nach Feierabend die fleißigen Männer und Frauen in den Gärtchen bei der emsigen Arbeit zu belauschen. Daß mit dieser Betätigung im Freien und zum Besten seiner Familie gar mancher vom Wirtshausbesuch abgehalten und dafür zu einer zuträglicheren Beschäftigung hingeführt wurde, sei nur nebenbei bemerkt. Im ganzen sollen nach einer oberflächlichen Berechnung 1500 bis 2000 solcher Gärtchen in der Nähe Basels während des Sommers 1915 unter dem Spaten gestanden haben. Der Erfolg gab diesen Bemühungen vollauf Recht. Die Pflanzgärten warfen einen sehr erfreulichen Ertrag ab und mögen mancher Familie die Sorgen der Kriegszeit wesentlich erleichtert haben. Der Gesamtwert des 1915 auf diese Weise in und um Basel erzeugten Gemüses wird von sachverständiger Seite auf 300 000 Fr. geschätzt. Im Herbst 1915 trat auch die Regierung der Sache näher; sie ermächtigte (15. Sept.) ihr Finanzdepartement zur Verpachtung von Pflanzland an die hiefür seinerzeit niedergesetzte staatliche Kommission zur Bereitstellung solchen Landes.

Auch sonst hatten sich die Behörden vielfach mit der Verproviantierung der Stadt zu befassen. Von Anfang an machte die Gemüseversorgung Schwierigkeiten. Basel ist bekanntlich für seinen Gemüse- und Obstbedarf in normalen Zeiten großenteils auf die ausländische Nachbarschaft angewiesen. Nicht selten wurde aus irgendwelchen militärischen Notwendigkeiten die Grenze ganz plötzlich gesperrt, und die Sperre dauerte manchmal recht lange. Dann kam Basel in ernste Verlegenheit. Etwas besser wurde die Sache, als die deutsche Militärbehörde längs der Elsässergrenze eine mehrere Kilometer breite neutrale Zone einrichtete und zu deren Verkehr mit der Schweiz bedeutende Erleichterungen gewährte, während die strenge Grenzkontrolle erst an der durch einen hohen Drahtzaun bezeichneten Grenze zwischen dieser neutralen Zone und dem weitern Elsaß einsetzte. Unser eigentliches Gemüseland Neudorf war ursprünglich in diese

neutrale Zone nicht eingeschlossen. Es gelang dem Platzkommando, diese den Interessen Basels und Neudorfs widersprechende Maßregel rückgängig zu machen. Zum Dank dafür wurde den Herren in der Spargelzeit von den Gemüsegärtnern des Nachbarorts ein Zentner Spargeln geschenkt. Auch ein kleiner Teil des Grenzbezirks auf dem rechten Rheinufer — das Gebiet von der Hüninger Eisenbahnbrücke dem Bahndamm entlang bis zur Schweizergrenze — wurde seit dem Oktober 1915 in ähnlicher Weise als neutrale Zone erklärt.

Als mit dem Hochsommer die Zeit des Obstes herankam, sah sich die Regierung genötigt, gegen die mit dem Zwischenhandel, dem Fürkauf zusammenhängenden Preistreibereien aufzutreten. Die hohen Preise wurden um so lästiger empfunden, als in der Schweiz ein reicher Obstertrag in Aussicht stand. Billiges Obst schien dringend erwünscht, da die sonst gewohnte Zufuhr aus dem Schwarzwald, auch der Heidelbeeren, gänzlich unterbunden war. Da gestattete die Regierung den Zwischenhandel erst von 8 Uhr morgens an. Jetzt hätten also die Hausfrauen ihren Bedarf an Gemüse und Obst zu erschwinglichen Preisen vor dieser Stunde decken können, wenn die Produzenten sich überhaupt vor 8 Uhr eingefunden hätten. Aber die Zufuhr unterblieb. Statt dessen richtete sich jenseits der Grenze auf Binninger Boden der Großmarkt für Lebensmittel ein. Nicht lange dauerte dieser Zustand. Die Regierung des Nachbarkantons verbot den Handel, und der Städter konnte endlich seinen Bedarf an frischen Lebensmitteln unmittelbar vom Bauern auf dem Barfüßerplatz kaufen.

Da auch auf andern Gebieten des Lebensmittelmarktes Mangel und Teuerung drohten, so setzte die Regierung zu deren Behebung eine Kommission von Fachleuten ein und gesellte diesen ihre Mitglieder Aemmer, Blocher und Mangold bei. Die Kommission spaltete sich in verschiedene Unterausschüsse und eröffnete im August ihre Tätigkeit. Zu

ihrem Sekretär wählte sie Sam. Plüß aus Basel. Von ihr gingen Anregungen aus zur Konservierung des reichlich vorhandenen Gemüses für den Konsum im Winter; sie vermittelte der Bevölkerung den Ankauf von indischem Reis und von billigem Obst; sie bewirkte die Vorschrift, daß auf dem Markt die Preise der Produkte sichtbar mußten angeschrieben werden; sie gab den Anstoß zu einer großen vom Staat zu betreibenden Schweinemästerei im Viehhof und veranlaßte die Regierung dazu, außer dem altüblichen Fischmarkt am Freitag auch einen solchen am Dienstag einzuführen.

Im Winter 1914/15 hatte der Mangel an Petroleum zu einer öffentlichen Gefahr zu werden gedroht. Viele Haushaltungen sahen der Möglichkeit entgegen, daß ihr gewohntes Koch-, Heiz- und Beleuchtungsmittel ihnen ausgehen könnte. Da auch für 1915/16 dieser Zustand nicht ausgeschlossen erschien, zudem auch die Versorgung der Schweiz mit Steinkohlen in diesen Kriegszeiten ein wunder Punkt ist, so wurden durch die Obrigkeit bedeutende Erleichterungen für die Einrichtung der Elektrizität durch das städtische Werk bewilligt und von der Einwohnerschaft vielfach benützt.

Endlich wäre mit einigen Worten der Stimmung der Basler Bevölkerung während des Krieges zu gedenken, so weit dies nicht bisher schon geschah. Da wird der Schreibende noch weniger als im Vorhergehenden den Anspruch auf einen Schatten von Vollständigkeit erheben dürfen. Ja es wird fraglich bleiben, ob er überhaupt bei der Beschränktheit des Gesichtsfeldes des Einzelnen auch nur das allgemein giltige herauszuheben vermag. Soviel wird man immerhin sagen können, ohne auf Widerspruch zu stoßen, daß die Kopflosigkeit der ersten Tage mit der längern Dauer des Krieges einer festern und zuversichtlichern Stimmung Platz machte. In einer Weise, die dem flüchtigen Beobachter als Herzlosigkeit mag vorgekommen sein, nahm man bald den Kanonendonner und all die andern hör- und sichtbaren Zeichen des Krieges hin. „Me gwahnet si gäng an

alls", hat schon der treffliche Hansli Jowäger gewußt. Dies erwahrte sich auch an den Baslern. Freilich, wenn von den Vogesen her die Geschütze donnerten, daß in Basel die Fenster klirrten, wenn feindliche Fliegerbomben in Lörrach Menschenleben forderten oder auf dem Haltinger Bahnhof Häuser zerstörten, wenn bei Rheinfelden ein französischer Flieger auf Schweizer Boden landete, so bot dergleichen für einige Zeit Gesprächsstoff. Bei solchen Vorfällen wurde auch erst recht deutlich, wie wenig Genaues dank der dichten Absperrung der Grenze in Kriegszeiten zu vernehmen ist, selbst über Ereignisse, die sich vor unsern Toren abspielen. Aber wollten die Basler nicht ihre tägliche Arbeit versäumen, so konnten sie sich nicht über jeden Kanonenschuß, über jeden Flieger ihre Spezialgedanken machen.

Dafür taten sie nach alter Basler Sitte ihre Hand weit auf, um der mannigfachen Not, die in diesen Zeitläuften auf unser Land geradezu einstürmte, nach Kräften abzuhelfen. Vor allem der Not in den eigenen Toren galt es zu wehren. Da ist es ein schönes Zeichen baslerischen Gemeinsinnes, daß die Staatliche Hilfskommission ihr erstes Betriebsjahr 1914 abschließen konnte, ohne die öffentlichen Mittel in Anspruch genommen zu haben. Alle ihre nicht geringen Bedürfnisse der ersten fünf Monate (155 359 Fr.) konnten aus freiwilligen Gaben gedeckt werden. Das erste Betriebsjahr (Anfang August 1914 bis Ende Juli 1915) verzeichnet an Ausgaben 462 000, an Einnahmen 352 000 Fr., der Staatszuschuß des ersten Betriebsjahres betrug somit 110 000 Fr.

Am 24. November 1914 wurden mit den Truppen der gesamten 4. Division auch die des Kantons Baselstadt aus dem Dienst entlassen. Bei diesem Anlaß richtete die Regierung einen Aufruf an die Bevölkerung um Beschäftigung und Verdienst für die Soldaten. Als gegen Ende Juni 1915 das Infanterie-Regiment 22 aus einem zweiten dreimonatigen Dienste zurückkehrte, bildete sich

aus einigen seiner Offiziere einen Ausschuß um arbeitlosen Angehörigen Beschäftigung, Bedürftigen Unterstützung zu verschaffen. Es wurden dazu namhafte Geldbeiträge von der Bevölkerung zusammengebracht. Während dies geschrieben wird, steht die Mannschaft Basels zum drittenmal an der Grenze. Möchte, wenn sie wieder einzieht, der Friede hergestellt sein.

Auch sonst geschah von Basel aus viel zur Linderung des Kriegselends. Im Gegensatz zu dem, was man von der Kriegszeit 1870/71 weiß, betätigten sich jetzt in den leitenden Stellen der Liebeswerke vor allem Damen, und die Unternehmungen sind damit nicht schlecht gefahren. Es ist hier nicht der Ort, all das aufzuzählen, was von unserer Stadt aus an Wohltätigkeit geleistet wurde. Niemand bat vergebens. Für die Schweizer Soldaten und für die Evakuierten, für die Belgier und für die Polen, für die Kriegsgeiseln und für die Schwerverwundeten wurde gesammelt und bildeten sich Komitees oder Subkomitees. Nur eine dieser Unternehmungen sei hier besonders erwähnt, die Vereinigung „Zwischen Licht". Sie entstand, als das Weihnachtfest herannahte und man sich der vielen Wehrmänner erinnerte, die fern von den lieben Ihrigen oder überhaupt in der Welt alleinstehend, nun einem vielleicht freudlosen Fest entgegengingen, wenn nicht die, die von ihnen geschützt wurden, sich ihrer annahmen. Der Gedanke schlug ein. Von allen Seiten kamen Natural- und Geldgaben. Zahlreiche Hilfkräfte stellten sich zur Verfügung. Es konnte mit den rasch zusammenströmenden Mitteln jedem Wehrmann im Feld eine kleine Freude bereitet werden. Es wurde dafür gesorgt, daß keiner vergessen und auch keiner von der Unternehmung mehrfach bedacht wurde. Als die Grenzbesetzung in den Herbst 1915 hinein dauerte, so organisierte die Vereinigung eine Obstversorgung der Truppen durch unsere Landwirte mit nicht geringerm Erfolg. Es ist nicht zu sagen, wie mancher Doppelzentner Aepfel und Birnen

auf Anregung und durch Vermittlung von „Zwischen Licht" aus unsern Bauernhöfen zu den Soldaten hinauswanderte und dort Freude und Erquickung brachte.

Das Weihnachtfest und die Neujahrtage schufen — es ist schon angedeutet worden — enge Beziehungen zwischen der zivilistischen und der militärischen Bevölkerung Basels. Jeder unserer Gäste erhielt ein besonderes Andenken an die Rheinstadt, die Mannschaften wurden zu gemeinsamen Feiern zusammengeladen, man bot ihnen unter dem Lichterbaum mit Musik, freundlichen Ansprachen und einem einfachen Imbiß einen Beweis freundeidgenössischer Wertschätzung, bis zum äußersten Grenzposten trugen gut gemeinte Geschenke die Festfreude, und wir dürfen hoffen, daß keiner unserer lieben Soldaten an diesem in Basel zugebrachten Weihnachtfest die Heimat allzu schmerzlich hat entbehren müssen. Die Regierung von Zürich sprach in amtlichem Schreiben Behörde und Volk von Baselstadt ihren Dank aus für die Weihnachtfreude, die ihren Soldaten bei uns zuteil geworden ist. Die Leute selber taten auch das Ihre, um den Glanz der festlichen Tage zum Ausdruck zu bringen. Der Schreibende besuchte um die Jahreswende einige Grenzposten und freute sich über den Schmuck der Tannenbäumchen, der Papierlaternen und der Wappenschilder, die auch da draußen von der frohen Laune und dem zufriedenen Sinn unserer Gäste Zeugnis ablegten.

Wenn man einen Eindruck erhalten will von der allgemeinen Hilfbereitschaft, die der Krieg bei unsrer Bevölkerung entband, so muß man bei der Frauenwelt anfragen. Sozusagen der ganze Winter stand unter dem Zeichen des Strickzeugs. Man rührte die Nadeln zu gunsten unserer eigenen frierenden Soldaten so gut wie der Kriegführenden in den Schützengräben. Die Kunst unserer Mütter und Großmütter nahm einen gewaltigen Aufschwung. Von der Schneehaube und der Zipfelmütze ging's über Halstuch, Handschuhe und Pulswärmer zu den Leib-

binden und den Socken. Groß und Klein übte die edle Fertigkeit. Nur der auf Einfuhrschwierigkeiten beruhende Mangel an Wolle setzte der Begeisterung einen Dämpfer auf.

Durch alle Verhältnisse des täglichen Lebens zog sich der rote Faden des Krieges. Er läßt sich nachweisen in den Titeln der öffentlichen Vorträge und in den Konzertprogrammen, er tritt hervor in Predigten und in Vereinsversammlungen. Es war reichlich dafür gesorgt, daß wir nicht vergaßen, in welcher Zeit wir lebten.

Die Betätigung in allerlei Liebeswerken würden wir nicht noch einmal erwähnen, wenn sie nicht den Anlaß böte, die Gesinnung der Basler in ihrer Mehrzahl kurz zu erörtern. Diese Tätigkeit scheint uns anzudeuten, daß die Einwohner unsrer Stadt ihre Aufgabe als Neutrale vor allem darin erblickten, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu verbinden, und zu vermitteln, so weit es zwischen Kämpfenden möglich ist. Gerade die Tatsache, daß man auch nicht einen Ton je gehört hat, der die Gebefreude auf dieses oder jenes Lager der Kriegführenden hätte beschränken wollen, läßt wohl den Schluß zu, daß man im allgemeinen bei uns bemüht war, die persönliche Vorliebe für die eine oder die andere Partei für sich zu behalten und unsern Behörden ihre ohnehin schwere Aufgabe nicht durch unüberlegtes Schwatzen noch zu erschweren.

Der Schreibende ist sich wohl bewußt, ein sehr oberflächliches Bild von dem Basel während der Kriegszeit entworfen zu haben. Aber er beabsichtigte nicht, eine tiefschürfende Arbeit zu liefern. Dieses wird auch heute kaum möglich sein. Der Krieg hat alle Lebensverhältnisse bis auf den Grund beeinflußt. Es läßt sich tatsächlich kein wie immer geartetes Unternehmen in der Stadt denken, das nicht die gewaltige Erschütterung hätte zu spüren bekommen; und die übergroße Mehrzahl spürte sie sicher nicht in erfreulicher Weise. Was allein bis jetzt an Jahresberichten aller Art über das Jahr 1914 erschienen ist, gestattet die Behauptung,

daß kein Lebensgebiet vom Völkerringen unbeeinflußt blieb. Die Berichte der Regierung, des Bürgerrats und des Kirchenrats, der Handelskammer, der Gemeinnützigen Gesellschaft und des Konsumvereins, der Rheinschiffahrtunternehmungen, der wissenschaftlichen Anstalten und der künstlerischen Sammlungen, der Vereine zur Pflege sowohl des religiösen Lebens als der Geselligkeit, sie alle bezeugen, daß man in ihren Kreisen den Krieg manchmal sehr schwer zu empfinden bekam, und es wird eine dankbare Aufgabe für einen künftigen Mitarbeiter des Basler Jahrbuchs in kommenden Jahrzehnten sein, einmal an Hand solcher Quellen die Einwirkungen des Weltkriegs unserer Tage auf die Stadt Basel zu untersuchen.

Der Chronist sah seine Aufgabe darin, einiges von dem hier festzuhalten, was man später kaum in den amtlichen Aufzeichnungen finden wird. Gerne hätte er in reicherer Fülle sprechende Einzelheiten angeführt. Aber er steht unter dem Eindruck, ohnehin schon zu ausführlich geworden zu sein und glaubt darum nicht zögern zu dürfen mit dem Beginn des üblichen chronistischen Ueberblicks über die Ereignisse des abgelaufenen Jahres.

* * *

## November 1914.

1. Die Regierung hatte für den Fleischverkauf mit Inkrafttreten auf das heutige Datum Höchstpreise und ähnliche Bestimmungen erlassen. Dagegen erhob die Metzgerschaft Einsprache und drohte mit Schließung der Geschäfte. Es kam zu Unterhandlungen, und das Ende war, daß die Regierung die Vorschriften aufhob. In öffentlicher Mitteilung erklärt sie aber, die Berechtigung ihrer Schritte sei nicht zu bestreiten. Die Aufhebung erfolge nur aus Opportunitätsrücksichten.

Die Reformationskollekte in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche wird zu gunsten der Sektion Basel-Stadt des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins erhoben. Sie wirft ab 4339 Fr. (1913 : 5143). — Die französische Kolonie veranstaltete die übliche jährliche Erinnerungsfeier vor dem Denkmal der Internierten von 1871 auf dem Kannenfeld.

2. Prof. Dr. E. Pfuhl hält im Musiksaal des Stadtkasinos einen Vortrag über die deutsche Marine zu gunsten des deutschen Hilfsvereins, nachdem in der vorangegangenen Woche derselbe Vortrag im großen Saale des Bernoullianums nur einem kleinen Teil des Publikums wegen des beschränkten Raumes hatte können zugänglich gemacht werden.

4. In Gottlieben am Untersee stirbt 75 Jahre alt Prof. Moritz Roth, 1872—1898 Professor der pathologischen Anatomie an der Universität Basel. Er war von der Philosophischen Fakultät Basel zum Ehrendoktor ernannt worden für sein Werk über Andreas Vesalius.

5. In Mailand stirbt Melchior Nörbel aus Basel, einer der bedeutendsten Industriellen der Stadt, seit 1900 Schweizer Konsul in Mailand.

8. Die Nachricht erreicht Basel, daß am 4. November bei Dixmuiden Prof. Ernst Heidrich gefallen ist, bis Ende des Sommersemesters 1914 Lehrer der Kunstgeschichte an der Universität Basel. Mit dem Wintersemester hätte er seine Tätigkeit an der Straßburger Universität eröffnen sollen.

12. Die ganze heutige Sitzung des Großen Rates nehmen die Verhandlungen über die Haltung der Regierung im Konflikt mit den Metzgern (s. zum 1. ds.), über die mehrere Interpellationen eingereicht worden waren, sowie einige Begnadigungsgesuche in Anspruch, so daß nur noch für die Validierung der Ständeratswahl vom 24./25. Oktober Zeit blieb.

18. Die evangelisch-reformierte Synode von Baselstadt berät das Budget für 1915. Es weist in seiner abschließenden Form auf 298,454 Fr. 50 Einnahmen, 335,056 Fr. 25 Ausgaben, somit ein Defizit von 36,601 Fr. 75 Cts. — Die Regierung bewilligt Prof. Jul. Petersen die auf Frühjahr 1915 nachgesuchte Entlassung von seiner Professur für deutsche Sprache und Literatur. Der Gelehrte folgt einem Ruf nach Frankfurt a. M.

19. Nach Erledigung einiger Interpellationen und einer Petition beschließt der Große Rat die Ersatzwahlen für die Gewerblichen Schiedsgerichte vorläufig nicht treffen zu lassen, nimmt in zweiter Lesung das Gesetz betr. obligatorische Krankenversicherung an und tritt auf die Behandlung der Staatsrechnung für 1913 ein.

20. Bei einem hartnäckigen Schadenfeuer in St. Ludwig wird die Basler Löschmannschaft mit der Dampfspritze zu Hilfe gerufen. Es ergaben sich beim Ueberschreiten der Grenze keine Schwierigkeiten.

24. Zum Rektor der Universität für 1915 wird gewählt Prof. Hans Rupe. — Der für den Beginn des Wintersemesters für deutsche Rechtsgeschichte neu berufene Prof. E. Meister ist vor dem Antritt seines Amtes am 8. ds. bei Ypern gefallen.

An der gemeinsamen Jahresversammlung der Positiven Gemeindevereine in der Burgvogteihalle spricht Pfr. Adolf Preiswerk über „Krieg und Gottesregiment in Geschichte und Verheißung".

25. Die Regierung beschließt, die Bewilligungen zu den üblichen Fastnachtbelustigungen im Jahr 1915 nicht zu erteilen.

29. Das wie üblich am 1. Advent in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche für die Mission erhobene Opfer wirft ab für die Basler Mission 5495 Fr., für die protestantische Missionsgesellschaft 730, total 6226 Fr. gegen 6183 am 1. Advent 1913.

30. In der Morgenfrühe wird in der Liegenschaft an der Ecke des Klaragrabens und der Drahtzugstraße ein bedrohliches Schadenfeuer entdeckt, kann aber auf seinen Herd beschränkt und rasch gelöscht werden.

Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat November 1914 betrug 4,2, das mittlere Temp.-Maximum 7,0, das mittl. Temp.-Minimum 1,9° C, das Mittel des Luftdrucks 736,4, die Summe der Niederschlagmenge 30 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 79 Std. Im allgemeinen fiel der Monat ziemlich normal aus. Nur die Niederschläge erreichten nicht die Hälfte des langjährigen Mittels, und an Frosttagen zeigte sich ein unbedeutender Ueberschuß.

## Dezember 1914.

1. Die Tramlinie aus dem Dorf Riehen bis zur Landesgrenze bei Stetten wird dem Betrieb übergeben. Ohne den Krieg würde vermutlich die Straßenbahn heute bis Lörrach fahren.

3. Im Alter von 51 Jahren stirbt plötzlich Robert Jäkel, Redakteur bei den „Basler Nachrichten".

5. In einer vom Vorstand der Freiwilligen Schulsynode einberufenen Versammlung in der Burgvogtei beschließt die Lehrerschaft, an der Hilfsaktion des Staates mit nach ihrer Besoldung abgestuften Beiträgen teilzunehmen, die der staatlichen Hilfskommission zufallen sollen.

7. In der reformierten Kirche des benachbarten Arlesheim wird, von akademischen Kreisen veranstaltet, eine Gedächtnisfeier für den bei Dixmuiden gefallenen Prof. Ernst Heidrich veranstaltet. Die Gedächtnisrede hielt Prof. Wölfflin aus München.

10. Der Große Rat genehmigt die Staatsrechnung für 1913, bringt durch einige Aenderungen das Arbeiterinnenschutzgesetz im Einklang mit dem Obligationenrecht, überweist den Anzug Angst betr. Zahnpflege in den Schulen und tritt

ein auf die Vorlage betr. Aufhebung der öffentlichen Ehrenfolgen von Konkurs und Auspfändung.

11. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsum-Vereins beschließt den Ankauf einer Liegenschaft im äußern Spalenquartier und bewilligt einen Kredit von 20,000 Fr. zur weitern Unterstützung der Angehörigen von im Militärdienst befindlichen Angestellten.

12./13. An die eine der neu geschaffenen Pfarrstellen der erweiterten St. Elisabethengemeinde wird ohne Opposition gewählt Pfr. Paul Christ, bisher positiver Geistlicher an der Lukaskapelle.

16. Im Alter von noch nicht 50 Jahren stirbt J. Giger, Journalist und Schriftsteller.

17. Der Große Rat genehmigt die Vorlagen betr. Gehaltsauszahlung an die in auswärtigem Militärdienst stehenden Staatsbediensteten und betr. Bau einer Bad- und Waschanstalt an der Zwingerstraße, beschließt Rückweisung der Erweiterung des Schlachthofs und berät in erster Lesung die Vorlage betr. Aufhebung der öffentlichen Ehrenfolgen von Konkurs und Auspfändung.

18. Prof. Dr. W. Jäger hält seine Antrittsvorlesung über das Verhältnis des Philologen zur Historie. — Im Alter von 78 Jahren stirbt Melchior Im Hof-Erb, früher Mitglied des Großen Rats.

19. Der heute veröffentliche Voranschlag der Regierung für 1915 sieht vor an Einnahmen 17,690,832, an Ausgaben 20,567,625 Fr., somit ein Defizit von 2,876,793 Franken. Es wird zu dessen Deckung u. a. eine Erhöhung der seit einigen Jahren bezogenen Steuerzuschläge von 10% ins Auge gefaßt.

23. In einer kurzen Nachmittagsitzung beschließt der Große Rat Aufnahme eines 5prozentigen Staatsanleihens von 25 Millionen, nimmt eine Ergänzung des Polizeistrafgesetzes an und überweist einen Anzug betr. Unterstellung des Schlachthofs unter eine Kommission.

30. Der Regierungsrat befördert vier baslerische Leutnants der Infanterie zu Oberleutnants.

Die Regenz der Universität erteilt die venia legendi den DDr. August Simonius in der juristischen und Wilh. v. Olshausen in der philosophischen Fakultät.

31. Witterung. Im Monat Dezember 1914 betrug das Mittel der Temperatur 4,7, das mittl. Temp.-Maximum 7,8, das mittl. Temp.-Minimum 1,9° C, das Mittel des Luftdrucks 735,0, die Niederschlagmenge 84 mm, die Sonnenscheindauer 76 Std. Die Witterung hätte eher einem März als einem Dezember angestanden: kaum nennenswerter Frost, kein Schnee, ein Ueberschuß an Sonnenschein und Niederschlägen verglichen mit dem langjährigen Mittel. Seit 1907 haben wir nun solche allzu milde Dezember.

## Januar 1915.

1. Nach vorläufigen Zusammenstellungen betrug die Wohnbevölkerung des Kantons Baselstadt am 1. Januar 1915 rund 142,500 Personen gegen 144,137 auf Anfang 1914. Die Abnahme darf in Anbetracht der Verhältnisse als sehr geringfügig bezeichnet werden. Die größern Schweizer und deutschen Städte erlitten erheblich bedeutendere Bevölkerungsverminderungen. Der gesamte Abwanderungsverlust, der hauptsächlich Deutschen und Italienern zur Last fiel, beträgt 2823 Personen. Durch den Geburtenüberschuß von 1165 Personen wird der Gesamtverlust auf 1658 Personen vermindert. Einzig im 4. Quartal hat die männliche Bevölkerung um fast 700 Personen abgenommen, während die weibliche um 400 Personen zunahm. Damit ist der Frauenüberschuß, der immer noch weniger als 10,000 betragen hatte, auf nahezu 11,000 gestiegen. Die mittlere Wohnbevölkerung des Kantons für 1914 wird vom Statistischen Amt auf 143,600 Personen berechnet.

Der Zivilstandverkehr Basels im Jahr 1914 weist folgende Hauptzahlen auf: 931 Trauungen, ein-

schließlich 123 auswärts vollzogene Trauungen hier wohnender Paare (gegen total 1086 Trauungen i. J. 1913). Lebendgeburten fanden im Kanton statt 3124 (3338), darunter 547 (541) Passantengeburten. Totgeboren wurden 56 Knaben und 51 Mädchen; von den Lebendgeburten waren 1620 Knaben und 1504 Mädchen. Legitim geboren wurden 1503 Knaben und 1400 Mädchen, davon 48 Knaben und 43 Mädchen tot. Todesfälle fanden statt 1614 (1820). Darin sind inbegriffen 212 (203) Passanten-Todesfälle, 4 verschollen Erklärte und 5 hier verstorbene Militärs, deren Tod in Bern verurkundet wurde.

Im Alter von wenig über 50 Jahren stirbt plötzlich Strafgerichtspräsident Dr. Wilh. Lüber.

3. Pfr. Paul Christ, der am 13. Dezember 1914 neu gewählte Geistliche der erweiterten Elisabethengemeinde, bisher an der Lukaskapelle, wird in der St. Elisabethenkirche in sein Amt eingeführt. Die der Kirchlichen Hilfsgesellschaft gehörende, bis dahin von der Stadtmission benützte Lukaskapelle an der Pfeffingerstraße wird provisorisch, bis eine Kirche im Gundeldingerquartier gebaut ist, der Kirche zu ihren regelmäßigen Sonntagsgottesdiensten mietweise überlassen. Am heutigen Sonntag hielt zum erstenmal Pfr. Merz darin die Vormittagpredigt.

4. Das soeben erschienene Personalverzeichnis der Universität für den Winter 1914/15 weist eine Frequenz auf von 959 immatrikulierten Studenten (58 Damen) und 200 (131) nicht immatrikulierten Hörern. Von den Studenten sind 711 (48) Schweizer und 248 (10) Ausländer. Die theologische Fakultät zählt 81, die juristische 78, die medizinische 327, die philosophische I 243 und die philosophische II 230 Studenten. Von den 382 (32) Baselstädtern studieren Theologie 24, Jurisprudenz 53, Medizin 54 (5), Philosophie I 134 (21) und Philosophie II 117 (6). Die hohen Zahlen — 17 Studenten mehr als im Sommer 1914 — erleiden tatsächlich eine starke Reduktion dadurch,

daß 421 Studenten, meist wegen Militärdienstes, vom Besuch der Vorlesungen dispensiert sind.

6. Die Regierung befördert zwanzig Unteroffiziere zu Leutnants der Infanterie.

7. Der Große Rat tritt auf die Beratung des Prüfungsberichts für 1913 ein. — Die Börse war seit Beginn des Kriegs, Anfang August 1914, nicht mehr abgehalten worden und tritt heute zum erstenmal wieder in Funktion.

8. Nach langem, schwerem Leiden stirbt Pfr. Theodor Barth, geb. 1846, früher Pfarrer in Beggingen und Zofingen, dann an der Theodorsgemeinde in Basel, seit 1888 als Hauptpfarrer, endlich Hauptpfarrer zu Matthäus; Mitglied des Kirchenrats, Präsident der Taubstummenanstalt und in vielen andern christlichen Werken tätig, bekannt als Kenner und Freund der Hymnologie, einer der Hauptredakteure des neuen schweizerischen Kirchengesangbuchs. Seit einer Reihe von Jahren hatte er sich wegen Krankheit von der Oeffentlichkeit zurückziehen müssen.

9. In einer Unterredung, die Bundesrat Hoffmann einem Vertreter des Pariser „Petit Journal" gewährte, soll er — nach der Darstellung des französischen Journalisten — von Ungeschicklichkeiten und Taktlosigkeiten der Basler Polizei und von einem Einschreiten der Bundesbehörden gegen ein solches Verhalten gesprochen haben. Da von allem dem in Basel nichts bekannt ist, beschließt die Regierung in der Angelegenheit ein Schreiben an den Bundesrat.

Das Preisgericht zur Bemalung der Fassade der St. Jakobskirche spricht den Projekten von Heinr. Alfr. Pellegrini, Paul Burckhardt und Burkhard Mangold Preise zu und empfiehlt das des Erstgenannten zur Ausführung.

11. Prof. Dr. Ludwig Bieberbach hat einen Ruf als Professor der Mathematik nach Frankfurt a. M. angenommen.

12. Der Weitere Bürgerrat bestätigt Dr. Herm. Hübsch als Bürgerratschreiber auf eine weitere Amtsdauer von 6 Jahren, genehmigt die Budgets der bürgerlichen Verwaltungen für 1915 und behandelt eine Anzahl Bürgerrechtsbegehren.

14. Der Große Rat erhöht die Steuerzuschläge für 1915 und beendigt die Besprechung des Verwaltungsberichts von 1913. Dabei wurden einige Postulate angenommen.

Im Alter von 87 Jahren stirbt Buchhändler Heinr. Georg-Neukirch.

15. Im Alter von 50 Jahren stirbt plötzlich Kantonstierarzt Sam. Egger.

18. Hans Wäffler-Sevin, der als vortrefflicher Sänger im musikalischen und gesellschaftlichen Leben Basels seinerzeit eine Rolle spielte, stirbt 69 Jahre alt.

20. Der Regierungsrat befördert zwei Oberleutnants zu Hauptleuten und zwei Leutnants zu Oberleutnants und nimmt im Offizierskorps der Feuerwehr eine Reihe von Veränderungen und Beförderungen vor.

22. Dr. Louis V. Furlan hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der Philosophischen Fakultät I über die volkswirtschaftlichen Probleme der Liquidität und Stabilität.

24. In der Martinskirche findet die 19. Christliche Studenten-Konferenz der Schweiz statt. Die Predigt hält Pfr. Alb. Schädelin von Bern, Dr. Albert Barth von Schaffhausen hält einen Vortrag über die Möglichkeit einer geschichtlichen, rechtlichen und sittlichen Orientierung in der heutigen Weltlage.

25. Auf Veranlassung der Sektion Basel der Neuen Helvetischen Gesellschaft hält Prof. Paul Seippel aus Zürich im überfüllten Bernoullianumsaal unter großem Beifall einen Vortrag: „Sur les évènements actuels vus de la Suisse romande“.

28. Der Große Rat erklärt das Initiativbegehren der Fortschrittlichen Bürgerpartei betr. Reduktion der Mitgliederzahl für nicht erheblich; der Beschluß kommt noch vor die Volksabstimmung. Entsprechend dem Antrag der Regierung wird über das Postulat betr. Wahl wichtiger Departementkommissionen zur Tagesordnung geschritten. Der Bericht der Kommission für die Jugendfürsorge und das staatliche Fürsorgeamt geht zur Ausarbeitung eines neuen Ratschlages an die Regierung zurück. Endlich wird nach Erledigung eines Begnadigungsgesuches die Revision der Organisation der Militärdirektion durchberaten und auf eine zweite Lesung verzichtet.

29. Der Basler Männerchor wählt zu seinem Dirigenten den Münsterorganisten Ad. Hamm.

In Kopenhagen stirbt der aus Basel gebürtige Schweizer Konsul W. Schaffner, Kaufmann, wenig über 50 Jahre alt.

31. Die Gemäldesammlung im Museum wird, nachdem sie längere Zeit geschlossen war, wenigstens teilweise dem Publikum wieder zugänglich gemacht.

Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats Januar 1915 sind: Mittel der Temperatur 2,0, mittl. Temp.-Minimum — 0,4, mittl. Temp.-Maximum 2,4 ° C, Mittel des Luftdrucks 730,4, Summe der Niederschlagmenge 56 mm, Summe der Sonnenscheindauer 36 Std., d. h. der Monat fiel, verglichen mit dem langjährigen Durchschnitt viel zu warm aus, der Luftdruck war zu gering, die Niederschlagmenge, die meist in Form von Regen fiel, zu groß und die Sonnenscheindauer viel zu niedrig. In Summa, die Witterung des Monats war so wenig erfreulich, wie nur möglich.

## Februar 1915.

2. Der Bundesrat beschließt ein drittes baselstädtisches Infanterie-Bataillon aufzustellen.

Es erhält die Nummer 99 und wird dem Infanterie-Regiment 22 zugeschieden, das bisher aus den Bataillonen 54 und 97 bestand. Diese waren im Sommer 1914 so stark eingerückt, daß aus ihnen je zwei überschüssige Kompagnien hatten ausgeschieden und ein Ersatzbataillon Basel-Stadt gebildet werden können. Unter dem Kommando von Major Helbing hatte es die ersten Monate der Grenzbesetzung in der Urschweiz zugebracht. Noch 1870/71 hatte Basel-Stadt nur ein Halbbataillon 80 gestellt.

6. 7. Zu einem Präsidenten des Strafgerichts an Stelle des verstorbenen Dr. W. Lüber wird ohne Gegenkandidaten der von der freisinnigen, der katholischen und der liberalen Partei vorgeschlagene Dr. E. Ruckhäberle, 1. Staatsanwalt, gewählt mit 1422 Stimmen bei einem absoluten Mehr von 718 und 23 467 Stimmberechtigten.

8. Eine von verschiedenen Vereinen des untern Kleinbasels, des St. Johann- und des Spalenquartiers einberufene Protestversammlung in der Mägd tadelt, daß noch keine Tramverbindung des Badischen Bahnhofs über die Johanniterbrücke mit dem Nordwestplateau zustande gekommen ist.

10. Unerwartet stirbt im Alter von 35 Jahren Notar Dr. Isaak Iselin, Mitglied, vor kurzem Präsident des Großen Rates, seinerzeit Statthalter des Strafgerichts.

11. Der Große Rat ratifiziert eine Anzahl von Bürgeraufnahmen und beginnt mit der Beratung des Budgets für 1915. — Im Alter von 78 Jahren stirbt der frühere Lehrer an der Knabensekundarschule Dr. Hans Frey, 1876 bis 1896 Präsident der Liedertafel.

13. In den letzten Wochen hatte eine starke Bewegung unter den trommellustigen Kreisen der Stadt den Wunsch ausgesprochen, die Regierung möchte, auf ihr Fastnachtverbot zurückkommend, an den Nachmittagen des bevorstehenden 22. und 24. Februar wenigstens die Umzüge trommelnder Gruppen in historischen Trachten erlauben.

Man würde zugleich eine Sammlung zu einem wohltätigen Zweck veranstalten. Eine Petition in diesem Sinn, unterzeichnet von vielen Vereinen und Korporationen, wurde der Regierung am 12. eingereicht. Aber sie blieb bei ihrem Verbot, in der Erwägung, daß eine solche Lustbarkeit ungeziemend wäre angesichts der vielen Not in unsern Grenzen und des harten Kriegselends im Ausland.

Dr. jur. Hermann Henrici erhält die venia docendi für deutsches Privatrecht, deutsche Rechtsgeschichte und schweizerisches Privatrecht.

14. Jahresfeier der Gesellschaft für Evangelische Stadtmission im Vereinshaus mit Pfr. Paul Eppler, Direktor des Seminars Unterstraß-Zürich als Festredner. — Das Opfer in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche im Betrag von 2075 Fr. fällt je zur Hälfte der evangelischen Italienergemeinde unserer Stadt und der Taubstummenseelsorge zu.

16. Im Küchlintheater wird als einziges Anzeichen der Fastnacht in diesem Jahr ein Monstre-Trommelkonzert abgehalten, dessen stattlicher Ertrag zu gunsten der notleidenden Schweizer in den kriegführenden Staaten fällt.

17. Die Regierung bestätigt die vom Erziehungsrat getroffene Wahl von Jul. de Praetere in Zürich zum Direktor der Allgemeinen Gewerbeschule.

18. Auf Veranlassung des Quodlibet hielt Dr. G. de Reynold aus Genf in der Aula des Museums einen stark besuchten Vortrag über die Einigkeit der Schweiz.

19. Dr. Salomon Schönberg hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent der Medizin über Paratuberkulöse Veränderungen.

In seinem 53. Altersjahr scheidet aus dem Leben Reg.-Rat Dr. Carl Christ. Burckhardt-Schazmann. Er hat seinem engern und seinem weitern Vaterland in den verschiedensten Stellungen hervorragende Dienste geleistet. Mit jungen Jahren schon war er Zivilgerichtspräsident, über-

nahm dann eine Professur für römisches Recht und ging 1906 in die Regierung über. Hier hat er als Vorsteher des Justizdepartements u. a. die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt, wofür ihm beim Universitätsjubiläum 1910 die Würde eines Doktors der Theologie verliehen wurde. Seit einigen Jahren saß er im Nationalrat. Seine juristischen Kenntnisse machte sich die Eidgenossenschaft auch in der Expertenkommission für die Vorberatung des schweizerischen Strafrechtsentwurfes zu Nutzen. In den Kreisen der Jugendschutzfreunde und der Alkoholgegner genoß er großes Ansehen.

21. Die Gottesdienste an dem heute von der reformierten und der christkatholischen Kirche der Schweiz veranstalteten Friedensbettag wurden ungewöhnlich stark besucht. Schon am 14. ds. war ein vom Papst für die ganze römisch-katholische Welt anberaumter ähnlicher Tag auch in Basel unter großer Teilnahme der Gemeinde begangen worden.

24. Die Regierung ernennt zum Kantonstierarzt Carl Gerster, zurzeit Adjunkt des Schlachthofdirektors.

25. Prof. Dr. Robert Michels hält seine Antrittsvorlesung über Wirtschaft und Glück. — Am Abend hält der schweizerische Bauernsekretär Dr. E. Laur auf Einladung der Neuen Helvetischen Gesellschaft einen Vortrag über Industrie und Landwirtschaft.

Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins faßt Beschlüsse über die Lohnverhältnisse seiner Angestellten während der Kriegszeit.

Witterung. Im Monat Februar 1915 wurden aufgezeichnet als Mittel der Temperatur 2,7, als mittl. Temp.-Minimum —0,1, als mittl. Temp.-Maximum 5,6 ° C, als Mittel des Luftdrucks 733,5, als Summe der Niederschlagmenge 38 mm, als Summe der Sonnenscheindauer 70 Std. Der Monat ist gegenüber dem langjährigen Durchschnitt etwas zu warm ausgefallen. Seine Witterung zeigte einen

unstäten Charakter. Jedenfalls war er so wenig ein richtiger Wintermonat wie der Januar.

## März 1915.

4. Der Große Rat führt in einer Vormittagssitzung die Budgetberatung weiter. Am Nachmittag wird unter großer Beteiligung, obschon die Angehörigen stille Bestattung gewünscht hatten, Reg.-Rat C. Chr. Burckhardt beerdigt. Der vom Regierungsrat gestiftete Kranz trug auf der Schleife die Inschrift: Viro integerrimo de re publica optime merito.

8. Die Pilgermission auf St. Chrischona feiert in aller Stille den 75. Jahrestag ihrer Gründung.

9. Dem Ing. M. Knapp wird ein Lektorat für Astronomie an der philosophischen Fakultät der Universität übertragen.

10. Der evangelisch-reformierte Kirchenrat hatte bei der Regierung für Wiedereinführung des aus Gründen der Sparsamkeit auf den 31. ds. abdekretierten sog. weltlichen Geläutes petitioniert. Die Regierung weist aber das Gesuch ab. — Zum Hausvater der Anstalt zur Hoffnung wird gewählt Ernst Mosimann von Signau.

11. Der Große Rat führt nach Erledigung einer Interpellation die Beratung des Budgets für 1915 zu Ende. Es schließt bei 21,743,825 Fr. Ausgaben und 18,509,832 Fr. Einnahmen mit einem Defizit von 3,233,943 Fr. Der Rat genehmigte die Erhebung von 20% Steuerzuschlägen für 1916 und lehnte es ab, die Gehalte der Staatsangestellten zu kürzen.

24. Die Regierung beruft an Stelle von Prof. Julius Petersen auf den Lehrstuhl für Germanistik an der Universität als ordentlichen Professor Dr. Rud. Unger, d. Zt. außerordentlichen Professor in München. Sie wählt ferner die durch die neue Organisation der Militärdirektion vorgesehenen Beamten, u. a. zum Zeughausverwalter Haupt-

mann Georg Bürgin. — Im Alter von 62 Jahren stirbt Hans Preiswerk-Preiswerk, seit mehreren Jahrzehnten Lehrer für Rechnen, Naturgeschichte und Zeichnen am Untern Gymnasium.

26. Nach einer langen Debatte über Dringlichkeit eines Anzugs betr. die Pläne zum neuen Kunstmuseum wählt der Große Rat zum ersten Staatsanwalt Dr. Paul Siegfried, zum zweiten Dr. Franz Freuler, geht über eine Petition, die ihn wiederholt beschäftigte, zur Tagesordnung, lehnt einen Anzug über Beibehaltung des weltlichen Geläutes ab und hört das Eintretensreferat über ein generelles Straßenbahnnetz an.

26. Im Alter von 74 Jahren stirbt Aug. Burckhardt-Heußler, Bandfabrikant, Mitglied des Bürgerrates, ehedem Präsident der Bank in Basel, Gründer des Diakonenhauses zum Hirzen, ein großer Musikfreund.

27. 28. Die Christkatholische Kirche von Basel bestellt auf eine neue Amtsperiode ohne Wahlkampf ihre Behörden.

30. Der Weitere Bürgerrat beschließt Verkauf der Liegenschaft Stadthausgasse 15 und erledigt eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

31. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats März 1915 sind: Mittel der Temperatur 4,3, mittl. Temp.-Minimum 1,0, mittl. Temp.-Maximum 8,0 ° C, Mittel des Luftdrucks 735,9, Niederschlagmenge 79 cm, Sonnenscheindauer 86 Std. Verglichen mit den mehr als 80jährigen Durchschnittzahlen weist der Monat auf wenig helle und viel trübe Tage, spärlichen Sonnenschein und ungewöhnlich viel Niederschläge, oft in Form von Schnee, so daß an 12 Tagen eine Schneedecke lag.

## April 1915.

1. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins nimmt den Bericht der Verwaltung über das

Geschäftjahr 1914 entgegen und erklärt sich einverstanden mit einer Dividende von 8%.

2. Das Karfreitagopfer in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Kirche zugunsten des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins wirft 3980 Fr. ab (1914: 4364).

5. Prof. Dr. W. Jäger erhält einen Ruf auf den Lehrstuhl für klassische Philologie in Kiel.

8. Der Große Rat wählt nach Erledigung einer Interpellation betr. Beschäftigung der schulentlassenen Jugend, die es unter den gegenwärtigen Umständen schwer hat, Stellung zu finden, für 1915/16 zum Präsidenten Dr. R. Niederhauser, zum Statthalter Dr. V. E. Scherer, zum Präsidenten der Regierung E. Wullschleger, zum Vizepräsidenten Dr. Rud. Miescher, bewilligt einen Nachtragskredit, nimmt den Antrag der Regierung betr. Vollzug des Bundesratbeschlusses über Agiohandel mit Gold- und Silbermünzen an, schreitet nach langer Diskussion zur Tagesordnung über einen Anzug über die Behandlung des Baues eines neuen Kunstmuseums durch die Regierung und beschließt endlich Schaffung einer neuen Geschichtprofessur an der Universität.

Infolge starker Regengüsse in den letzten Tagen steigt der Rhein beträchtlich, doch nicht in besorgniserregender Weise. Dagegen tritt der sonst harmlose Bachgraben über die Ufer, zerreißt die Dämme und richtet im benachbarten Neu-Allschwil beträchtlichen Schaden an. Im obern Sundgau, das ohnedies durch den Krieg schwer heimgesucht ist, überflutet ein durch die Schneeschmelze auf den Vogesen gespiesenes Hochwasser die Felder und setzt schon jetzt die Ernte des Jahres in Frage.

9. Erst in diesem Jahre wird bekannt, daß die Firma J. R. Geigy, die Ende 1914 der Kriegswirren wegen in aller Stille das Jubiläum ihres 150jährigen Bestehens gefeiert hat, bei diesem Anlaß für eine Pensionskasse der Be-

amten 400,000, für eine solche der Arbeiter 700,000 Fr. gestiftet hat.

10. Die Regierung beruft als außerordentlichen Professor für Mathematik Dr. Erich Hecke, d. Z. Privatdozenten in Göttingen, und erweitert zugleich den Lehrauftrag für Prof. Otto Spieß.

11. Schlußprüfung und Diplomverteilung für die gewerblichen Lehrlinge im Bernoullianum, für die angehenden Kaufleute in der Aula des Museums.

14. In der Konkurrenz für Bebauung des Areals des alten Badischen Bahnhofs erhält den 1. Preis Otto Sieberth aus Basel, Student der Architektur in Stuttgart, den 2. Architekt Rud. Linder, den 3. Architekt E. Heman und Ing. Ed. Riggenbach, sämtliche in Basel.

22. Nach Ratifikation einer Reihe von Bürgeraufnahmen und Erledigung des Rückständeberichts nimmt der Große Rat das von der Regierung vorgeschlagene generelle Projekt für ein städtisches Straßenbahnnetz mit einer Aenderung an und bewilligt den für Bau der Linie von St. Jakob durch die Hardtstraße auf den Aeschenplatz notwendigen Kredit.

24. Die Regierung von Baselstadt beglückwünscht in einem herzlichen Schreiben den Dichter Karl Spitteler in Luzern zu seinem 70. Geburtstag. Spitteler hat von seiner Heimat Liestal aus einen großen Teil seiner Bildung in Basel geholt.

24. 25. Das Basler Volk nimmt die von der Fortschrittlichen Bürgerpartei ausgegangene Initiative betr. Reduktion der Mitgliederzahl des Großen Rates von 130 auf 100 Mitglieder mit 4660 Ja gegen 4168 Nein an; die Annahme hatten nur Fortschrittliche Bürger- und demokratische Partei empfohlen. — Zum Mitglied des Nationalrats wird bei einem absoluten Mehr = 4101 gewählt der von keiner Seite an-

gefochtene, von der liberalen Partei aufgestellte Prof. Paul Speiser mit 7877 Stimmen. — Die Wahl eines Mitgliedes des Regierungsrats kam nicht zustande. Bei einem absoluten Mehr = 4250 machte der liberale Kandidat, Dr. Adolf Im Hof, Sekretär des Regierungsrats, 3532, der katholische Kandidat Gerichtspräsident Dr. H. Abt 2821, der der Fortschrittlichen Bürgerpartei, Advokat Dr. A. Brenner 1961 Stimmen. Die freisinnig-demokratische und die sozialdemokratische Partei hatten für diese Wahl die Stimme freigegeben, die Sozialdemokraten mit dem Vorbehalt, daß der bürgerparteiliche Kandidat nicht von den Sozialisten unterstützt werden dürfe; die demokratische Partei hatte die katholische Kandidatur zur ihrigen gemacht.

29. Die Basler Lebensversicherungs-Gesellschaft begeht schlicht und einfach, in Anbetracht der Zeitumstände, die Feier ihres 50jährigen Bestehens. Den Beamten wurden vom Verwaltungsrat Jubiläumsgratifikationen ausgerichtet.

30. Die Generalversammlung des Allg. Konsumvereins genehmigte Bericht und Rechnung für 1914 und Verteilung des Ueberschusses nach Antrag der Verwaltung. Die Vergütung an die Mitglieder beträgt 8%.

Witterung. Im Monat April 1915 betrug das Mittel der Temperatur 8,3, das mittl. Temp.-Minimum 3,7, das mittl. Temp.-Maximum 13,3 ° C, das Mittel des Luftdrucks 737,3, die Summe der Niederschlagmenge 99 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 167 Std. Der Monat brachte in seiner ersten Hälfte ausgesprochenes Aprilwetter; gegen Monatsende war die Witterung so schön, daß sie dem Mai wohl angestanden hätte.

## Mai 1915.

1. Die Feier des 1. Mai vollzieht sich in bescheidenem Rahmen. Am Vormittag in der Burgvogtei

spricht Pfr. A. Knellwolf über Volkserziehung, am Nachmittag beim Festzug Verbandsekretär Schneider aus Basel.

4. Prof. Jakob Wackernagel in Göttingen nimmt einen Ruf nach Basel an und wird vom Herbst 1915 an nach 13jähriger Abwesenheit wieder an der Universität seiner Vaterstadt wirken.

5. Im Alter von 61 Jahren stirbt der in turnerischen Kreisen weit über Basel hinaus wohlbekannte Aug. Kupferschmid-Schultheß.

6. Der Große Rat wählt zum Untersuchungsrichter Dr. Alfred Bider. Da bei der Abstimmung über die Initiative betr. die Mitgliederzahl des Großen Rates am 24./25. April die Frage nicht gestellt worden war, ob Großer Rat oder Verfassungsrat die Revision vorzunehmen habe, wird dem Regierungsrat die Anordnung einer zweiten Abstimmung über diese Frage übertragen. Ferner ermächtigt der Rat die Regierung zur Festsetzung der im Konkordat für Motorfahrzeuge vorgesehenen Abgaben, Gebühren und Vergütungen, weist das Kinematographengesetz an eine Kommission und genehmigt die 1914er Rechnung der Kantonalbank.

8. Der Verein für Schiffahrt auf dem Oberrhein hört in seiner Jahresversammlung ein Referat von Ing. R. Gelpke über Ausbau des Rheinhafens am Quai unterhalb des St. Johanntores.

8. 9. Beim zweiten Wahlgang für die Ersatzwahl in den Regierungsrat wird gewählt mit 3408 Stimmen der liberale Kandidat Dr. Ad. Im Hof, bisher Sekretär des Regierungsrats. Der von demokratischer Seite unterstützte Kandidat der katholischen Volkspartei, Dr. Hans Abt, machte 2728, der Kandidat der fortschrittlichen Bürgerpartei Dr. August Brenner 1158 Stimmen. Die freisinnige und die sozialdemokratische Partei hatten wie im ersten Wahlgang die Stimme freigegeben.

10. Des Kriegszustandes wegen unterbleibt das Hebel-

mahlin Hausen. Es wird dafür gesorgt, daß von Basel aus der Schuljugend und den Bräuten, sowie den ältesten Männern und Frauen wie üblich eine Freude bereitet wird.

11. Der Weitere Bürgerrat genehmigt und verdankt den Verwaltungsbericht des Engern Bürgerrats für 1913 und wählt zum Mitglied des Engern Bürgerrats an Stelle des verstorbenen Aug. Burckhardt-Heußler Hans Christ-Merian.

16. Die Delegierten der Schweiz. Friedensgesellschaft halten im Großratsaal ihre Jahresversammlung ab.

18. Der Weitere Bürgerrat bestellt die Prüfungskommission für 1914 und beauftragt den Engern Bürgerrat, während der Dauer des europäischen Krieges keine Gesuche ausländischer Wehrpflichtiger um Aufnahme ins Bürgerrecht vorzulegen.

19. Die Synode der evang.-reformierten Kirche genehmigt und verdankt Geschäftbericht und Rechnung des Kirchenrats für 1914. Dabei beschließt sie, das von Staats wegen in Basel aufgegebene werktägliche Geläute auf Kosten der Kirche fortzuführen und beauftragt den Kirchenrat, die Frage der Einführung von Referendum und Initiative in die Kirchenverfassung zu prüfen. Zum Präsidenten wird gewählt der bisherige Statthalter Rektor R. Flatt, zum neuen Statthalter Dr. J. Probst. Präsident und Vizepräsident des Kirchenrats werden bestätigt.

20. Der Große Rat spricht die Giltigkeit der jüngsten Wahlen in die gewerblichen Schiedsgerichte und in die Regierung aus, bewilligt einen Nachtragskredit für Ausarbeitung von Projekten zu einem Rheinhafen, ratifiziert den Ankauf der Liegenschaft Binningerstraße 31 durch den Staat, ermächtigt die Regierung zur Erhöhung der Taxen für die Anstalt Friedmatt, beschließt Erstellung einer Turnhalle beim Rosentalschulhaus und Beteiligung des Kantons an der Schweiz. Sodafabrik in Zurzach mit 125 Aktien zu 1000 Fr.,

und erledigt endlich die erste Lesung des revidierten Gesetzes über den unlautern Wettbewerb.

22. Die Staatsrechnung für 1914 weist folgende Zahlen auf: Ausgaben: 21,463,879 Fr. (Budget 22,511,750). Einnahmen: 20,215,101 Fr. (Budget 19,094,600). Defizit: 1,248,778 Fr. (Budget 3,417,150). Nachtragskredite 279,709 Franken.

Dem neu gewählten Mitglied des Regierungsrats Dr. Adolf Im Hof wird die Leitung des Justizdepartements übertragen. — Die Regierung befördert den interimistischen Kommandanten des Bataillons 99, Hauptmann Walter Lotz, zum Major der Infanterie.

26. Dr. Eduard His erhält die erbetene Entlassung als Sekretär des Justizdepartements.

Die sozialdemokratische Partei veranstaltet auf den Abend auf dem Marktplatz eine Teuerungsdemonstration. Die Schätzung der Teilnehmerzahl schwankt zwischen 3000 und 6000. Nach Reden der Nationalräte Frei (Basel) und Grimm (Bern) wird eine Resolution angenommen, die die Regierung zu Maßnahmen gegen den Lebensmittelwucher auffordert.

28. Dr. Jean Louis Burckhardt von Basel hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der medizinischen Fakultät über Bakteriotherapie.

Der Kirchenrat der evangelisch-reformierten Kirche beschließt, das werktägliche Frühgeläute um 6 Uhr morgens läuten zu lassen.

Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat Mai 1915 betrug 15,3, das mittl. Temp.-Minimum 10,8, das mittl. Temp.-Maximum 20,6 ° C, das Mittel des Luftdrucks 736,2, die Summe der Niederschlagmenge 123 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 204 Std. Der Monat erfreute sich, abgesehen von einer mehrtägigen Verschlechterung um die Mitte, besonders schöner und dank

häufigen günstig verteilten Niederschlägen auch für die Landwirtschaft sehr vorteilhafter Witterung.

## Juni 1915.

2. Auf Einladung der bürgerlichen Parteien Basels spricht vor überfüllter Burgvogteihalle Bundesrat Schultheß über die eidgenössische Kriegssteuer, die am Sonntag, 6. Juni, zur Abstimmung kommen wird.

3. In der Gruppe Basel der Neuen Helvetischen Gesellschaft hält Ingenieur Rud. Gelpke einen Vortrag über eine mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft.

5. 6. In der Volksabstimmung über den Verfassungsartikel betr. eine eidgenössische Kriegssteuer gibt Baselstadt bei 25,742 Stimmberechtigten 12,886 Ja und 349 Nein ab. In der ganzen Schweiz wurde die Vorlage mit 443,746 Ja gegen 27,299 Nein angenommen; kein Stand hat verworfen. Gleichzeitig entschied das Basler Volk, daß die Aenderung der Kantonsverfassung betr. Verminderung der Zahl der Großräte durch den Großen Rat und nicht durch einen Verfassungsrat vorzunehmen sei, mit 6561 gegen 2750 Stimmen.

6. Im Alter von 55 Jahren stirbt Alfred Bömly, seit Jahrzehnten Direktor des Bömlytheaters in Basel, früher Leiter des Theaters in Kaiserslautern.

7. Mit militärischen Feierlichkeiten wird auf dem Kannenfeld Felix Probst, Korporal im Inf.-Bat. 54, bestattet, der als Flieger am 4. ds. mit Leutnant Max Vollenweider von Bern in der Nähe von Fällanden (Ktn. Zürich) abgestürzt ist.

9. Die Universität Basel zählt im Sommersemester 1915 965 immatrikulierte Studenten (darunter 59 Damen) und 125 (83) Hörer, somit 1090 (142) Schüler. Von den Studenten gehören an der theologischen Fakultät 76, der juristischen 83, der medizinischen 322, der philosophischen I 248, der philosophischen II 236. Schweizer

waren 712, Ausländer 253. Von 387 (33) Baslern zählen zur theologischen Fakultät 21, zur juristischen 53, zur medizinischen 61 (5), zur philosophischen I 136 (22), zur philosophischen II 116 (6). Von den Studenten waren, meist wegen Militärdienstes, 399 vom Besuch der Vorlesungen dispensiert.

10. Der Große Rat beschließt, für die Zeit, da Präsident und Statthalter im Militärdienst abwesend sein werden, die Leitung der Geschäfte einem Bureaumitglied, Dr. Wilh. Vischer zu übertragen; er beschließt ferner Erstellung eines Straßenbahndepots auf dem Dreispitz und Unterstützung des Stadttheaters und der Allgem. Musikgesellschaft durch den Staat und nimmt in zweiter Lesung das Gesetz betr. Aufhebung der öffentlich-rechtlichen Ehrenfolgen von Konkurs und Auspfändung an.

11. Lic. der Theologie G. Heinzelmann hält seine Antrittvorlesung als außerordentlicher Professor der Theologie über die erkenntnistheoretische Begründung der Religion.

12. Das Strafgericht fällt nach zwölftägigen Verhandlungen sein Urteil im Bauderprozeß: Hans Bauder wird wegen Betrugs in 144 Fällen im Gesamtbetrag von 906,305 Fr. zu 7 Jahren Zuchthaus und nachheriger zehnjähriger Einstellung in den bürgerlichen Rechten und Ehren verurteilt.

15. Im Alter von 65 Jahren stirbt nach langem Leiden D. Theodor Oehler, Missionsdirektor, seit einem Menschenalter der hochverdiente Leiter der Basler Mission. Oehler war gebürtig aus dem württembergischen Pleidelsheim.

Zum Hausvater des Basler Sanatoriums für Brustkranke in Davos an Stelle des zurücktretenden Pfr. H. Mühlemann wird gewählt E. Häberli-Meyer, d. Z. Verwalter des Frauenspitals.

In der Jahresversammlung des Handels- und Industrievereins hält W. Miller aus Solothurn,

Sekretär der Gotthardvereinigung, einen Vortrag über die verkehrspolitische Bedeutung des Hauensteinbasistunnels.

20. Der Schweizerische Vortragsverband hält, vom Quodlibet gastfrei empfangen, in Basel seine Delegiertenversammlung ab.

23. Das Missionskomitee wählt zum Nachfolger von D. Th. Oehler in der Direktion der Basler Mission den bisherigen Inspektor Heinrich Dipper.

24. Der Große Rat nimmt das Ergebnis der kantonalen Abstimmung vom 5./6. ds. entgegen und beauftragt den Regierungsrat mit der Ausarbeitung eines Verfassungsartikels; er genehmigt das Abkommen mit dem Kanton Aargau betr. Ablösung der Verpflichtungen des baselstädtischen Elektrizitätswerks und tritt ein auf die Beratung des revidierten Gemeindegesetzes.

26. Zum Sekretär des Regierungsrates wird gewählt Dr. Hermann Matzinger, bisher Sekretär des Erziehungsdepartements. — Bei den Prüfungen des Konservatoriums erliegt einem Schlaganfall ein Schüler der Anstalt, H. Roth aus Le Locle.

27. ff. Die Evang. Missionsgesellschaft, gegründet 1815, begeht dies Jahr die Feier ihres 100jährigen Bestehens. Die Zeitumstände zwingen nicht bloß, von besondern Festlichkeiten abzusehen, sondern auch die übliche Festwoche nur in stark reduziertem Umfange zu feiern.

29. Der Weitere Bürgerrat ratifiziert ein Abkommen des Engern Bürgerrats mit dem Regierungsrat zur Sanierung der Verhältnisse des Bürgerspitals. Es wird darin außer erhöhten Barbeiträgen des Staats an die Kliniken und einer Vertretung des Staates im Pflegamt der Verkauf der sogenannten Festwiese der Schützenmatte an die Einwohnergemeinde um den Preis von 2,300,000 Fr. stipuliert. Damit wird es dem Spital ermöglicht, seinen Betrieb voraussichtlich in Zukunft ohne Defizite führen zu können. Zugleich beschloß der Rat, auf sechs Jahre den

bisherigen Teilungsmodus der Intraden der Christoph Merian'schen Stiftung (3/5 Bürger-, 2/5 Einwohnergemeinde) in Giltigkeit zu lassen. Endlich werden eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht erledigt.

30. Das Strafgericht wählt zum Substituten des Strafgerichtsschreibers Dr. Hans Oettinger.

Witterung. Im Monat Juni 1915 ergaben die meteorologischen Beobachtungen folgende Zahlen: Mittel der Temperatur 18,8, mittl. Temp.-Minimum 13,7, mittl. Temp.-Maximum 24,7 ° C, mittlerer Barometerstand 737,4, Summe der Niederschlagmenge 76 mm, Summe der Sonnenscheindauer 267 Std. Der Monat fiel wie schon der Mai bedeutend wärmer aus als der Durchschnitt; die Niederschlagmenge blieb bedeutend hinter dem Mittel zurück. Die Kulturen stehen meist sehr günstig.

## Juli 1915.

1. Der Große Rat nimmt nach der Ratifikation von Bürgeraufnahmen auch seinerseits die Vorlage betr. finanzielle Hilfe für den Bürgerspital an (s. zum 29. Juni) und erklärt zugleich einen vor längerer Zeit gestellten Anzug betr. Uebernahme der Anstalt durch den Staat damit für erledigt. Er weist das revidierte Strafgesetz an eine Kommission und fährt in der Beratung des Gemeindegesetzes fort. — Der Betrieb des Bruderholztrams wird eröffnet.

2. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft für das Geschäftjahr 1915/16 wird gewählt Dr. Theodor Stähelin-v. Salis.

3. Die venia legendi an der Universität wird erteilt Dr. Eduard His für Staats- und Verwaltungsrecht an der juristischen und Dr. Paul Hüssy für Gynäkologie und Geburtshilfe an der medizinischen Fakultät.

5. Die venia legendi an der Universität wird erteilt an Dr. W. Bally für Botanik an der philosophischen Fakultät II.

7. Die Regierung wählt zum Sekretär des Justizdepartements Dr. Henri Iselin.

14. Die Feier des französischen Nationalfestes beschränkt sich auf einen Empfang der französischen Kolonie auf dem Konsulat am Vormittag. — In der Nacht brennt auf dem Schänzli bei St. Jakob die Kunststeinfabrik nieder.

16. Eine Kesselexplosion in der Anilinfarben- und Extraktenfabrik vorm. J. R. Geigy u. Cie. kostet zwei Arbeitern das Leben.

22. Der Hauptkassier des Schweiz. Bankvereins wird wegen Unterschlagungen im Betrag von 2 Millionen Franken verhaftet.

29. Die Delegiertenversammlung der baselstädtischen Vereine beschließt, dies Jahr das St. Jakobsfest abzuhalten und sieht als Redner Ständerat Oberst Scherrer vor.

Witterung. Im Monat Juli 1915 verzeichnete man ein Mittel der Temperatur von 17,9, ein mittl. Temp.-Minimum von 13,1, ein mittl. Temp.-Maximum von 23,3 ° C, ein Mittel des Luftdrucks von 738,2, eine Summe der Niederschlagmenge von 84 mm, eine Summe der Sonnenscheindauer von 248 Std. Der Monat verlief ziemlich genau so, wie die langjährigen mittleren Werte. Ein kleines Manko an Wärme mag durch den bedeutend zu warmen Juni ausgeglichen werden. Auch die Bewölkung fiel etwas zu stark aus.

## August 1915.

1. Die Bundesfeier wird dies Jahr stiller als sonst, aber vielleicht um so gesammelter und ernsthafter gefeiert als andere Jahre. Es seien hervorgehoben die allgemeine abendliche Feier auf der Schützenmatte, an der ein Chor der vereinigten Volkschöre sang und Pfr. H. Baur sprach, und die Feier der Freisinnigen Partei im Sommerkasino mit Reg.-Rat Aemmer als Redner.

8. Nach langem schwerem Leiden stirbt Dr. Alfred Geigy, in numismatischen Kreisen als erfolgreicher Sammler bekannt.

21. Die von dem Maler Paul Gerhardt restaurierten mittelalterlichen Wandgemälde in der Krypta des Münsters, in der Predigerkirche und in der Treßkammer der St. Peterskirche werden einem Kreis von Eingeladenen vorgezeigt.

25. Die Regierung wählt zum Verwalter des Frauenspitals K. Colmerauer-Hunziker, bisher Direktionssekretär des Gas- und Wasserwerks.

26. Die Feier der Schlacht bei St. Jakob hatte 1914 aus Rücksicht auf den Ernst der Zeiten ausfallen müssen. Heuer wurde sie in den gewohnten Formen — nur daß die Kanonen schwiegen — nachgeholt. Nachdem Reg.-Rat A. Stöcklin die letzten Feste geleitet hatte, trat er aus Gesundheitrücksichten zurück. An seiner Stelle übernahm das Festpräsidium Reg.-Rat Dr. Aemmer. Als Festredner sprach am Nachmittag auf dem Schlachtfeld Pfr. Gustav Benz. In Basel stehende Grenzbesetzungstruppen hatten schon am Vormittag mit einer schlichten Feier vor dem Denkmal des Tages gedacht. Eine herrliche Sommerwitterung begünstigte den Festtag vom Anfang bis zum Ende.

27. Im Alter von 58 Jahren stirbt Julius Kelterborn-Rudin, s. Z. ein erfolgreicher Architekt.

29. Die basellandschaftlichen Gemeinden des Birseck: Aesch, Allschwil, Arlesheim, Ettingen, Oberwil, Pfeffingen, Reinach, Schönenbuch und Therwil, die durch den Wiener Kongreß 1815 zu Basel und zur Schweiz geschlagen wurden, begehen mit einer schlichten Jahrhundertfeier auf dem Käppelirain zwischen Reinach und Therwil die Erinnerungsfeier an ihre 100jährige Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft. Es sprachen Reg.-Rat Bay aus Liestal und Dr. Ernst Feigenwinter aus Basel. Die Zahl der

Festteilnehmer wurde trotz der trüben Witterung auf viele Tausende geschätzt. Eine Festschrift hat Dr. K. Gutzwiller verfaßt. Die Feier hätte schon am 22. stattfinden sollen, war aber der Witterung wegen um acht Tage verschoben worden.

Witterung. Die meteorologischen Aufzeichnungen des Monats August 1915 weisen auf: Mittel der Temperatur 16,9, mittl. Temp.-Minimum 12,4, mittl. Temp.-Maximum 22,4° C, Mittel des Luftdrucks 738,8, Summe der Niederschlagmenge 61 mm, Summe der Sonnenscheindauer 232 Std. Der Monat fiel etwas kühler, etwas sonnenreicher und beträchtlich trockener aus als der langjährige Durchschnitt. Die Witterung war im ganzen etwas unbeständig. Doch ist der Monat nicht schlecht zu nennen.

## September 1915.

3. Der Genossenschaftsrat des A. C. V. bewilligt 36 675 Fr. für Ankauf eines Stückes Land an der Elsässer- und der Hüningerstraße und 20 000 Fr. für Ausrichtung gekürzter Lohnzahlungen an die Angehörigen des im Militärdienst stehenden Personals.

4. Die Regierung ernennt zum außerordentlichen Professor der Theologie den bisherigen Privatdozenten Lic. D. Karl Götz.

9. Der Allg. Konsum-Verein blickt auf ein Bestehen von 50 Jahren zurück. Am 25. September wird im Gundeldinger Kasino eine in Anbetracht der Zeitlage bescheidene Feier abgehalten.

11. Die Regierung wählt zum Sekretär des Erziehungsdepartements Dr. Karl Sartorius von Basel.

12. Im Margaretenpark hält der baselstädtische Kantonalturnverband mit vollem Gelingen bei prachtvoller Witterung den IV. Turntag ab. Die Veranstaltung hatte ungünstigen Wetters wegen vom 5. auf diesen Tag müssen

verschoben werden. — Gleichzeitig findet auf den Spielplätzen desselben Parks ein Tennis-Turnier statt.

15. Die Regierung bezeichnet als ihren Vertreter im Pflegamt des Spital Reg.-Rat Dr. F. Aemmer.

17. Im Alter von 90 Jahren stirbt Dr. Paul v. Ritter, der Stifter der sog. „Ritterprofessur" für Phylogenie in Jena.

21. Lic. O. Schmitz, Direktor der ev. Predigerschule und Privatdozent der Theologie an der Universität, folgt einem Ruf als Stellvertreter des Professors für neutestamentliche Theologie in Kiel.

25. Am 25. September 1815 wurde im Pfarrhaus zu St. Martin der Grund gelegt zur evangelischen Missionsgesellschaft von Basel. Von einer eigentlichen Jubiläumsfeier mußte abgesehen werden, da die Mission mehr als viele andere Unternehmungen den Krieg zu spüren bekam: ihre Missionsgebiete zum Teil in den Krieg gerissen, ihre Arbeiter interniert oder sonst im Wirken gehemmt, der größte Teil der Zöglinge im Feld, viele schon gefallen. Dazu kommt der Hinschied des Direktors Oehler vor wenigen Monaten. Unter diesen Umständen begnügt man sich mit einer Abendversammlung im engsten Kreis in der Turnhalle des Missionshauses und mit der Herausgabe einer Festschrift.

26. Im Alter von 70 Jahren stirbt Emil Oelhafen, Artilleriemajor, während 36 Jahren ununterbrochen Mitglied des Großen Rates und in vielen andern kantonalen Behörden tätig, ein viel beschäftigter Baumeister.

29. Die Regierung ernennt den bisherigen Privatdozenten Dr. Hans Zickendraht zum außerordentlichen Professor mit einem Lehrauftrag für angewandte Physik.

Die Witterung des Monats September 1915 wird gekennzeichnet durch folgende Zahlen: Mittel der Temperatur 13,1, mittl. Temp.-Minimum 9,1, mittl. Temp.-

Maximum 18,0° C, Mittel des Luftdrucks 738,4, Summe der Niederschlagmenge 72 mm, Summe der Sonnenscheindauer 176 Std. Der Monat zerfällt in eine größere Hälfte schöner, doch kühler Witterung und in eine zweite, seit der Tag- und Nachtgleiche, von stürmischem und regnerischem Charakter.

## Oktober 1915.

2. Der Regierungsrat wählt zum Sekretär des Gas- und Wasserwerks Gottl. Hanhart von Basel.

3. Die sozialdemokratischen Organisationen veranstalten, wie in der gesamten Schweiz am heutigen Tag, eine Friedenskundgebung mit Demonstrationszug und Versammlung auf dem Münsterplatz. — Bei einer Festlichkeit, die die St. Jakobgemeinde ihrem Seelsorger Pfr. Rud. Handmann zu seinem 25jährigen Amtjubiläum veranstaltet, wird dem Jubilaren, langjährigem Lehrer der Homiletik an unserer Hochschule, das Diplom eines Ehrendoktors der Theologie der Universität Basel überreicht.

5. Der Weitere Bürgerrat beschließt über die Verteilung des für 1915 der Bürgergemeinde zufallenden Anteils am Ertrag der Chr. Merian-Stiftung und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

6. Der Regierungsrat beruft als außerordentl. Professor auf den neuen Lehrstuhl für Geschichte den bisherigen Privatdozenten Dr. Hermann Bächtold und ernennt zu einem ordentlichen Professor mit einem Lehrauftrag für historische Hilfswissenschaften und für Schweizergeschichte den bisherigen Extraordinarius Prof. Rud. Thommen.

14. In seiner ersten Sitzung nach den Sommerferien bewilligt der Große Rat nach Erledigung einiger weniger bedeutender Geschäfte Nachtragskredite im Gesamtbetrag von 204,050 Fr., darunter 108 000 Fr. für die Bedürfnisse der neuen staatlichen Kommission für Lebensmittelfürsorge, ge-

nehmigt den neuen Betriebvertrag zwischen den kantonalen Straßenbahnen und der Trambahngesellschaft Basel-Reinach-Aesch, bewilligt Kredite für Erstellung eines Teilstücks der Bahnhofstraße (45 000 Fr.), für Neupflasterung des innern Teils der Leonhadstraße (11 900 Fr.) und für Landerwerbung zur Matten- und Sandgrubenstraße (55 313 Fr.) und nimmt die Vorschläge des Regierungsrats betr. Lohnzahlung an das Staatspersonal während des aktiven Militärdienstes an.

20. Zum Präsidenten des Komitees der Basler Mission an Stelle des zurücktretenden Pfr. Paul Christ wird gewählt Pfr. W. Burckhardt, derzeit in Münchenstein.

21. Im Alter von 57 Jahren erliegt einem Schlaganfall Traugott Balmer, Betriebchef des Kreises II der Schweiz. Bundesbahnen.

26. Ed. Eckenstein-Schröter, Präsident des Verwaltungsrats der Gesellschaft für Malzfabrikation, stirbt in seinem 69. Altersjahr. Er hat als eifriger freisinniger Politiker seinerzeit lange dem Großen Rat, 1887—1893 auch dem Nationalrat angehört.

27. Die Messe wird eingeläutet. Nachdem sie voriges Jahr nicht abgehalten worden ist, verteilen sich heuer die Schaubuden und Vergnügungsetablissements auf Barfüßerplatz, Kohlenplatz und Areal des alten badischen Bahnhofs. Die Warenmesse ist wie gewöhnlich auf dem Petersplatz.

28. Der Große Rat behandelt in zweiter Lesung die Revision des Gesetzes über unlauteren Wettbewerb und beschließt, es einer dritten Beratung zu unterziehen. Er hört eine Interpellation, bewilligt einige Nachtragskredite (u. a. 165 000 Fr. für die staatliche Hilfskommission) und weist einen Rekurs ab.

29. Prof. Dr. Friedr. Rintelen hält seine Antrittvorlesung über Goethes Gedanken über bildende Kunst.

Witterung. Im Monat Oktober 1915 betrug das Mittel der Temperatur 7,8, das mittl. Temp.-Minimum 4,9,

das mittl. Temp.-Maximum 11,3° C, der mittlere Barometerstand 737,8, die Summe der Niederschlagmenge 37 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 87 Stunden. Der Monat fiel, an dem langjährigen Durchschnitt gemessen, zu kühl und zu arm an Regen und Sonnenschein, d. h. zu frühzeitig winterlich aus.

---






MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
3 1293 02810 4895